Lesebuch

für die Oberklassen

d. katholischen Volksschulen

Bayerns.


A.H.

An Prinz-Regent Luitpold!

Heil Dir! erhab'ner Herrscher auf dem Throne!
Wie zieret Würde Dich und Majestät!
Der Eichenkranz, der schmücket Deine Krone,
wie ist vom Hoheitszauber er umweht!
Nimm Deines Volkes heißen Dank zum Lohne,
des Volkes, das in Liebe um Dich steht.
Sei stets beglückt durch Gottes reichsten Segen!
Treu schlägt Dir unser junges Herz entgegen!

Denn gleich der Eiche mit dem Sturme ringend,
so wahrt Haus Wittelsbach sein fürstlich Recht;
von mächt'ger Höh' bis in die Tiefe dringend,
mit ruhmesreichen Thaten, groß und ècht,
die Freiheit immer mächtig sich erringend —
so steht es da — dies riesige Geschlecht!
So mög' der Stamm nach tausenden von Jahren
sich seiner Wurzeln Mark und Fülle wahren!

Du edles Reis im hehren Fürstenkranze,
sei denn im hellsten Jubel uns gegrüßt!
Es sammelt sich das Vaterland, das ganze,
das Deine Huld so väterlich umschließt,
und blickt mit Stolz auf Dich, im Ehrenglanze,
der Du der Bayern Schutz- und Schirmherr bist!
Das weiß und blaue Banner schling' aufs neue
um uns ein Band der Liebe und der Treue!

Und uns're Zukunft legen wir in Deine!
Nimm huldvoll von uns an, was froh Dir beut
die Kinderschar in innigem Vereine!
Wenn Stärke sich im Jünglinge erneut,
wenn Thatkraft sich dem Mannesmute eine,
dann lösen das Gelöbnis wir von heut':
dann wollen unser Blut wir, unser Leben
für's Vaterland, für unsern König geben!

Fanny Frühwein.

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Tugend zur Ehre;
Gott dem Höchsten zum Preise,
Mach dich frisch auf die Reise!

Guido Görres.

Lesebuch

für die

Oberklassen der katholischen Volksschulen Bayerns.

Herausgegeben
von mehreren Schulmännern.

Erste Auflage.

München.
Verlag von R. Oldenbourg,
Abteilung für Schulbücher.

Preis ungeb. — Pf.

A. Gott.

Gott in seinen Eigenschaften.

1. Gott, der rechte Führer.

Mit Gott! Ein Stab auf allen Wegen,
an dem wir fest und sicher gehn;
ein Führer aber, dessen Segen
wir leider oft zu spät versteh'n.

Mit Gott! Was wir hier Freude nennen,
sie ist es nur, ist Gott dabei;
versuch es, Gott und Freude trennen,
ein Trugbild wird's, sei's, was es sei!

Mit Gott! Des schwächsten Herzens Leben
gewinnet durch ihn Mut und Kraft.
Er ist's bei redlichem Bestreben,
der Wollen und Vollbringen schafft.

Mit Gott! Im großen wie im kleinen,
ihn zeigt uns seines Wortes Licht.
Der Weg mag noch so dunkel scheinen,
mit solchem Führer irrt man nicht.

Lesebuch von Schätz.

2. So fügt es Gott.

Eines Tages schon im vorigen Jahrhundert kam ein Büblein nach München. Es war recht gering in rauhen Zwilch gekleidet; man konnte schon aus der armseligen Kleidung ohne Kopfzerbrechen den Schluß ziehen, daß die Eltern des Knaben nicht zu den reichsten gehören müßten. Er trug in der einen Hand zwei Schnepfen, nicht etwa, um sich dieselben in der Stadt braten zu lassen, sondern um sie zu verkaufen und dann das Geld dafür hübsch seinen Eltern nachhause zu bringen.

Das Büblein bot seine Schnepfen mehreren Leuten zum Kaufe an, konnte sie aber nicht an den Mann bringen. Da kam der Knabe auch zu einem schönen Hause, das fast stattlicher aussah, als seine Pfarrkirche daheim. Er dachte: „Da will ich hineingehen; die Leute, die hier wohnen, haben schon so viele Batzen, um mir die zwei Schnepfen abzukaufen; sie essen über Mittag wohl auch etwas Besseres, als Kartoffeln und Sauerkraut. Versuch' ich's einmal!“ Gesagt, gethan. Er pochte an verschiedenen Thüren, aber niemand rief: „Herein!“ — und so stieg er immer höher die schönen, breiten Steintreppen hinauf.

Auf einmal öffnete sich eine Thüre und ein vornehmer Herr trat heraus. Der Junge kam nicht in Verlegenheit, sondern machte seinen Knicks und bot dem Herrn seine zwei Schnepfen zum Kaufe an. Dieser lächelte und fing mit dem Kleinen ein Gespräch an.

Die Antworten müssen dem vornehmen Herrn gut gefallen haben; denn er kaufte ihm nicht nur die Schnepfen ab, sondern fragte ihn auch, ob er keine Lust zum Studieren habe. Das Büblein antwortete: „An der Lust fehlt es nicht, aber am Gelde, lieber Herr. Meine Eltern sind arm, sehr arm.“

Der Herr ließ es nicht bei den Schnepfen bewendet sein, sondern sorgte dafür, daß der Knabe zum Studieren nach München kam, und diesen Gedanken hat ihm gewiß ein guter Engel eingegeben; denn aus dem Knaben ist später ein Professor, dann sogar ein Bischof geworden und zwar Bischof Johann Michael Sailer.

Nachgehends hat sich Bischof Sailer ein Petschaft stechen lassen mit zwei Schnepfen, und so oft er dieses gebrauchte, wird er an jene zwei Schnepfen gedacht haben, durch die ihm Gott zum Professor und Bischof verholfen hat.

Leseb. von Malkmus.

3. Überall ist Gott zugegen.

Wenn früh aus jungem Dämmerlicht
auf rosig goldumsäumten Wegen
die Sonne aus dem Osten bricht,
da fühl' ich's: „Hier ist Gott zugegen!"

Wenn sie in ihrer vollen Glut
bereitet uns den Erntesegen,
da pocht mein Herz voll Dank und Mut:
„Der liebe Gott ist hier zugegen."

Wenn sich bei ihrem letzten Strahl
ins Gras des Taues Perlen legen,
und leuchtend schaut der Fels ins Thal —
da jauchz' ich froh: „Gott ist zugegen."

Bei Sternenglanz, bei Mondenschein,
Gewittersturm und wildem Regen,
in Blumenau, im dunklen Hain: —
allüberall ist Gott zugegen!

†

4. Ein Weizenkörnlein.

Seht euch einmal ein Getreidekörnlein, etwa ein Weizenkorn, genau an! Es ist ein ganz kleines Ding. Wenn man den Strohverband und die dünne Haut um den Kern aufmacht, so findet man ein wenig trockenen, weißen Staub. Derartige Körner scheinen so tot zu sein wie Sägemehl, und doch ist darin ein geheimes Leben, das gleichsam schläft, bis es geweckt wird.

Wie kann aber das schlafende Leben in einem Samenkorn auferweckt werden? Man legt das Korn in den Schoß der Erde; da schwillt es an, es drängt sich etwas daran heraus wie ein kleines Horn, wird immer länger und gestaltet sich zu feinen Wurzelfasern.

Ein anderer kleiner Auswuchs drängt sich nach oben und will zur Erde heraus an Licht und Luft, während sein Kamerad noch tiefer in die Erde sich wühlt und streckt. Das Leben hat angefangen, regt sich nach oben und unten und gestaltet sich zu etwas ganz anderem, als an dem Weizenkorn vorher zu sehen war. Die dünne Haut des Kornes ist zerrissen und das Mehl darin verwandelt; und eine neue Gestalt, die lebt und wächst, ist daraus entstanden. Wie das zugeht, kann kein Mensch begreifen. Der Keim ist äußerst zart und weich; dennoch drängt er sich zur Erde hinauf und streckt sich dann gerade wie eine Nadel, um Luft und Licht zu trinken. Er steigt aber so sauber

aus dem Erdgrund heraus, wie ein frisch gewaschenes Kindergesicht. Zuerst sieht der aus der Erde lugende Keim noch ganz bleich aus; hernach, wenn er sich spaltet in Blättchen und Blätter wird er grün.

Woher bekommt er die grüne Farbe? Die Erdscholle ist ja schwarzbraun, die Wurzel des Pflänzleins steckt in gänzlicher Finsternis, die Luft ist nicht grün, der Sonnenschein ist nicht grün, und der Himmel ist blau, warum ist es jedesmal die grüne Farbe, welche die jungen Pflanzen annehmen? Warum nicht rot, oder warum bleiben sie nicht weiß wie der Keim, wenn er anfängt, unter der Erde zu sprießen?

Sehet da, welche Wunder hat Gottes Weisheit in einem einzigen Fruchtkörnlein vereiniget!

Nach Alban Stolz.

5. Gott ist ewig.

Der Winter kommt, der Sommer flieht,
die Pflanzen welken und verderben;
zu Staub wird, was hier glüht und blüht,
und Tier' und Menschen müssen sterben;
nur Gott allein bleibt immerdar
und wird sein, wie er ist und war.

E. Lausch.

6. Frevle nicht! Gott ist gerecht.

Das Ende des vorigen Jahrhunderts war in Frankreich eine schreckliche Zeit. Das Christentum wurde verleugnet und das Heilige entehrt. Doch Gott läßt seiner nicht spotten.

Ein Soldat begab sich mit mehreren Kameraden zur Armee. Da kamen sie an einem Feldkreuze vorbei. Sogleich kletterte der Soldat hinauf und zerschlug mit seinem Säbel dem Christusbilde Arme und Füße, daß es herunterfiel. Kaum traf der Soldat im Lager ein, so wurde eine Schlacht geliefert. Und was geschah? Gleich beim ersten Angriffe wurden diesem Frevler Hände und Füße abgeschossen. — Gott ist gerecht, doch nicht minder barmherzig. Der Soldat wurde in ein Krankenhaus gebracht und wie durch ein Wunder am Leben erhalten. Er erkannte mit reuigem Herzen die Züchtigung der göttlichen Gerechtigkeit und benützte die ihm geschenkten Lebensstunden dazu, sich mit demjenigen wieder zu versöhnen, dessen Bild er frevelhaft mißhandelt hatte.

Treib' mit dem Heiligen nicht Spott,
sonst straft dich der gerechte Gott.

J. G. Mezler.

7. Die sinnbildliche Bedeutung der Blumen.



Wie die Blumen kindlich und still zur Sonne sich neigen, so müssen wir uns zur Gottheit neigen, um von ihr Licht und Kraft zu empfangen.

Die Tugenden, die uns schmücken sollen, zeigen die Blumen an. Die Lilie in ihrem weißen Glanze ist ein Bild heiliger Unschuld; die Rose in ihrem Purpur ein Bild inniger Liebe; der Glaube tritt uns entgegen in der Passionsblume; die Hoffnung strahlt uns aus dem Immergrün, Friede aus dem Ölzweig, die Unsterblichkeit aus der Immortelle, der Ernst des Lebens aus dem Rosmarin, der Sieg des Geistes aus der Palme, Bescheidenheit aus dem unscheinbaren und doch so wunderbar duftenden Veilchen, Freundschaft aus dem Epheu, liebevolles Erinnern aus dem Vergißmeinnicht, Anspruchslosigkeit aus der Kornblume und deutsche Treue aus dem Eichenlaub.

Blumen begleiten uns durch das ganze Leben. Mit Blumen schmücken wir die Unschuld des Kindes, des Jünglings und der Jungfrau. Blumen flechten wir in das Haar der Braut; Lorbeer winden wir dem siegreichen Helden und dem gottbegnadeten Künstler. Blumen streuen wir auf den Weg, den am Frohnleichnamstage der Herr im heiligsten Sakramente wandelt. Mit Blumen schmücken wir Altar und Kanzel. Blumen legen wir in den Sarg der Vollendeten und Blumen pflanzen wir auf die Gräber der geliebten Toten.

Nach Staudenmaier.

8. Was die Welt uns lehrt.

Der fromme und berühmte Sternkundige Athanasius Kircher hatte sich eine künstliche Weltkugel angeschafft; diese war ein Meisterwerk, auf dem die ganze Erde mit ihren Bergen, Flüssen und Meeren und auch der Himmel mit seinen Sternen auf das feinste nachgebildet war. Als er sie in

seiner Stube aufgestellt hatte, besuchte ihn ein Bekannter, der durchaus ein Spötter war. Kircher hatte ihn schon oft vergeblich davon zu überzeugen versucht, daß ein Gott sei.

Als der Gast die künstliche Weltkugel erblickte, sagte er voll Verwunderung zu dem Gelehrten: „Woher ist das treffliche Werk gekommen und wer ist der Verfertiger?“ Kircher aber sagte: „Das weiß ich nicht, woher es gekommen ist, gemacht hat es auch niemand; es muß durch irgend einen Zufall entstanden und zu seinem Gebrauche hierher gesetzt sein.“

Verwundert fragte ihn der Freund, was diese Rede bedeuten solle. Der Gelehrte aber blieb bei seiner Behauptung, daß niemand das Werk gemacht, sondern daß es auf einmal von selbst dagewesen sei. Nun ereiferte sich der Freund und sagte, wenn er ihn beleidigen wolle, so möge er es doch auf eine andere Weise thun, als damit, daß er ihm solche Thorheiten vorrede.

Da trat Kircher vor ihn und erwiderte: „Thorheit nennst du es, zu behaupten, daß diese Weltkugel hier aus Holz, Papier und Messing von niemand gemacht, sondern durch einen Zufall von selbst entstanden sein solle; aber was ist denn das, wenn du behauptest, daß die Welt selbst, von der doch diese Weltkugel nur ein schwaches, elendes Abbild ist, von niemand gemacht, sondern von selbst entstanden sei? Ist es nicht die allergrößte Thorheit, zu sagen: Dies kleine Ding da muß jemand gemacht haben, hingegen das große, wunderbare Weltgebäude ist von selber auf einmal dagewesen?“ — Wahrlich, die Schrift hat recht: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott!“

K. H. Caspari.

9. Fragen nach Gott.

Wer lehrt die Vögel singen
so süſs und mannigfalt
und Hirsch' und Rehe springen
im grünen Buchenwald?

Wer heiſst die Winde wehen
bald stürmisch und bald leis',
die Jahreszeiten gehen
in wundervollem Kreis?

Und wer die Bächlein gleiten
herab von steiler Höh'
und stolz die Ströme schreiten
zur weiten, tiefen See?

Wer hat den Tag gezieret
mit gold'nem Sonnenschein,
und wer am Himmel führet
die tausend Sternelein,

dafs sie gleich guten Kindern
still gehen ihre Bahn
und nicht einander hindern
und sich nicht stofsen an?

O sag, wer ist der Eine,
der Meister so geschickt,
der mit so reichem Scheine
die Blümlein hat geschmückt?

Der hoch am Himmelskreise
sein Zelt gespannet aus
und auch mit treuem Fleifse
gebaut das Schneckenhaus?

Der über Länder zücket
die Blitze weifs und blau
und dann das Feld erquicket
mit kühlem, frischem Tau?

Den Meister, grofs und milde,
den nenne mir geschwind,
der dich mit seinem Bilde
geziert, mein liebstes Kind!

Und der, bist du gegangen
dem stillen Grabe zu,
dich jenseits wird empfangen
in seiner ew'gen Ruh!

Und kannst du mir ihn nennen,
so folge ihm auch fromm;
dann wird er dich auch kennen
und sprechen: „Sei willkomm!"

Guido Görres.



Die unsichtbare und die sichtbare Schöpfung Gottes.

---

10. Die Engel.

Als der liebe Gott den Himmel erschuf, hat er denselben mit einer unermeßlichen Schar reiner Geister bevölkert. Das sind die heiligen Engel. Sie wurden mit den herrlichsten Gaben ausgestattet. Ihre Erkenntnis ist eine viel höhere, als die des menschlichen Verstandes, und sie erfüllen den Willen Gottes auf die vollkommenste Weise.

Unaufhörlich erschallt im Himmel das dreimal „Heilig" der seligen Geister; und wenn die Kirche in der heiligen Messe bei der Präfation dem Allmächtigen Preis und Dank sagen will, vereint sie ihr Gebet mit dem Lobgesang der Cherubinen und Seraphinen.

Engel heißt Bote; aus der heiligen Schrift wissen wir, daß Gott zu verschiedenen Zeiten seine Engel auf die Erde gesandt hat, um den Menschen seinen heiligen Willen kund zu thun.

Dreimal des Tages erinnert uns die Betglocke daran, daß der Engel des Herrn der allerseligsten Jungfrau Maria die Botschaft von der Menschwerdung des Gottessohnes brachte. Engelssang ertönte auf Bethlehems Fluren und grüßte die Welt mit den hehren Friedensklängen aus himmlischen Höhen.

Engel traten zum Heilande, als er nach dem 40tägigen Aufenthalt in der Wüste den Versucher bezwang. In der Todesangst am Ölberge war es ein Himmelsbote, der dem leidenden Erlöser Trost brachte.

Zu solch erhabenen Sendungen hat sich Gott seiner Engel bedient. Ja, einen Teil derselben hat der Allgütige dazu ausersehen, daß sie die Menschen schützen und begleiten. Einem jeden von uns hat er in seiner Liebe einen eigenen Schutzengel gegeben, der uns allezeit fürsorglich bewacht. Er behütet uns vor Gefahren des Leibes und der Seele, warnt uns vor dem Bösen und ermuntert uns zum Guten. Er steht uns auch bei in der Stunde des Todes und wird unsere Werke niederlegen vor dem Throne Gottes. —

Unsere hl. Schutzengel wollen wir also ehren, ihnen folgen und sie lieben.

†

11. Du mein Schutzgeist!

Du mein Schutzgeist, Gottes Engel,
weiche, weiche nicht von mir!
leite mich durchs Thal der Mängel
bis hinauf, hinauf zu dir!



Lafs mich stets auf dieser Erde
deiner Führung würdig sein,
dafs ich stündlich besser werde;
nie ein Tag mich darf gereu'n.

Stehe hilfreich mir zur Seite,
wenn mir manche Schwachheit winkt!
gib mir dann auch das Geleite,
wenn mein müdes Leben sinkt!

Sei in einer Welt voll Mängel
du mein Schild und mein Panier!
Du mein Schutzgeist, Gottes Engel,
weiche, weiche nicht von mir!

12. Gottes Schutz in Gefahr.

Der fromme und gelehrte Overberg lebte als Pfarrer im Münsterlande. Seiner treuen Obhut waren verschiedene Schulen und Erziehungsanstalten anvertraut. Da traf es sich denn, dafs er einmal zwei Klosterlehrerinnen an den für sie bestimmten Wirkungskreis geleiten sollte.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts konnte man nur zu Wagen reisen, was oft mit grofsen Beschwerden verbunden war. In den ausgedehnten, moosigen Ebenen dieses Landes fällt der Nebel oft so plötzlich ein, dafs man sich bei Tage nur mühsam, bei Nacht überhaupt nicht zurechtfinden kann.

So waren denn auch unsere Reisenden gezwungen, da der Kutscher bei eintretender Dunkelheit den Weg verloren hatte, in einem einsam stehenden Bauernhause zu übernachten.

Obwohl es bereits spät war, betete Overberg, als gewissenhafter Priester, noch sein Brevier und betrachtete dann mit frommen Gedanken das in dem Buche befindliche Bild des hl. Schutzengels.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre, ein schöner Jüngling trat herein und sagte zu dem Greise, er müsse das Haus mit seinen Gefährten noch vor 1 Uhr verlassen. Der Priester rief nun seinen Kutscher herein, der in der Küche vor der Thüre des Zimmers wachte. Dieser war höchlichst erstaunt, als ihm Overberg von dem Besuche des jungen Mannes sprach, da er ja niemand hineingehen sah.

Noch wollte der ehrwürdige Priester zweifeln und überlegte bei sich, ob er sich nicht doch getäuscht

habe. Wieder fiel da sein Blick auf das Schutzengelbild im aufgeschlagenen Buche, und er wurde mit Staunen gewahr, dafs dasselbe die Züge des Jünglings trug, der kurz vorher bei ihm geweilt; ja ganz deutlich sah er nun längere Zeit dieses Antlitz auf sich geheftet. Jetzt säumte er keine Minute länger. Eilig weckte er seine Gefährten; schnell waren alle reisefertig.

Weil aber die Thüren verschlossen waren, sprangen sie durchs Fenster. Die Pferde waren in aller Stille angespannt worden, und nun fuhren die Reisenden glücklich davon.

Als sie am andern Morgen im nächsten Orte eintrafen, erfuhren sie, dafs vier Räuber aus der Umgegend sich gestern verabredet hatten, um 1 Uhr nachts in ihre Schlafzimmer zu dringen, um sie zu berauben und zu ermorden. Denn das Haus, in das sie gerieten, um für die Nacht Obdach zu suchen, war ein berüchtigter Zusammenkunftsort der gefürchtetsten Diebs- und Mordgesellen.

So sendet Gott seinen hl. Engel demjenigen, der sich in Gefahr befindet, wenn er sich seinem Schutz und seiner Vatersorge kindlich anvertraut. †

13. Die Erde.

„Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde.“

Nach dem Augenschein ist die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große, runde Fläche, gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben kommt nichts mehr; dort ist gleichsam der Himmel an sie gefügt, der wie eine große, hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tage die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berge oder Hause, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter.

Das wäre nun alles gut, wenn es niemand besser wüßte; aber die Sternseher und Kalendermacher wissen es besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht und will reisen bis ans Ende der Erde, bis an den Rand, wo der Himmel auf der Erde zu liegen scheint, und er geht am 1. April von Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt; dann kann er reisen, wenn er will, durch Deutschland, durch

Polen, durch Rußland nach Asien hinein, durch die Mohammedaner und Heiden, vom Land aufs Wasser und vom Wasser wieder aufs Land und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Tabak einfüllt und will daran denken, wie lange er schon von den Seinen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat bis ans Ende der Erde und wieder zurück: auf einmal wird es ihm heimlich in seinem Gemüt. Es wird nach und nach alles, wie es daheim war; er hört seine Landessprache wieder sprechen; zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchturm, den er auch schon gesehen hat; und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nämlich er ist um die Erde gereist, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und ist zuletzt wieder auf den alten Fleck gekommen, von dem er ausging.

Daraus und aus mehreren Gründen erkennen die Gelehrten folgendes: die Erde ist keine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche; nein, sie ist eine große Kugel. Weiter: sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raume des Weltalls zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiter: sie ist rings um und um, wo sie Land hat und die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt und von Tieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Teil der Geschöpfe den Kopf abwärts hänge und in Gefahr stehe, von der Erde weg und in die Luft hinab zu fallen. Dies ist lächerlich. Überall werden die Körper durch ihre Schwere von der Erde angezogen, ähnlich wie der Staub an eine Kugel und können ihr nicht entlaufen.

Der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie, von einem Punkt der Oberfläche durch den Mittelpunkt hindurch bis zum andern Punkt, etwa 12750 Kilometer. Ihre ganze Oberfläche umfaßt über 500 Millionen Quadratkilometer, und davon sind zwei Drittel Wasser und kaum ein Drittel Land. Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als eine Billion Kubikmeter. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet und sprechen davon wie von einer gewöhnlichen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheuer große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt und jedem Pflänzlein darauf

seinen Tau und sein Gedeihen gibt, und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem. Man rechnet, daß 1500 Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Getier.

Johann Peter Hebel.

14. Licht und Farbe.

Gott sprach: »Es werde Licht!«

Durch das Licht entstehen die Farben, mit welchen die Gegenstände um uns her geschmückt sind. Die glänzenden Edelsteine, die prachtvollen Blumen, die mit buntem Kleide geschmückten Vögel und Schmetterlinge, alle danken sie ihre Farbenpracht dem Lichte. Wer kann uns Aufschlufs geben über Grund und Ursache all dieses Farbenspiels? — über die Entstehung und Veränderung der Farben, womit die Naturkörper geschmückt sind? Viel haben die Gelehrten darüber nachgedacht, aber wenig gefunden. Versuche mit einem dreikantig geschliffenen Glase gaben Veranlassung zu der Annahme, dafs das weifse Sonnenlicht nicht einfach, sondern aus siebenfarbigen Strahlen zusammengesetzt sei. Die Farben dieser Strahlen sehen wir auch im Regenbogen. Man glaubt nun, die Körper hätten die Eigenschaft, das Licht entweder ungeteilt zurückzuwerfen oder nur gewisse Strahlen desselben. Kommt von einem Gegenstande das Licht ungeteilt zurück, so erscheint er uns weifs; prallen nur die grünen Strahlen ab, so zeigt er sich uns grün; werden die roten zurückgeworfen, so ist er rot, u. s. w. Die andern Strahlen — so sagt man — nimmt der Körper in sich auf; wenn er alle in sich saugt, so erscheint er ganz dunkel oder schwarz. Eine gemischte Farbe kommt zum Vorschein, wenn ein Gegenstand zwei- oder mehrerlei Strahlen zurückwirft.

Das Licht erleuchtet und verschönert die Welt; es ist das Herrlichste, was Gott erschaffen hat. Das wissen wir alle, und darum nennen wir auch die Freuden des Himmels: »das ewige Licht«, hingegen die Pein der Hölle: die ewige Finsternis. Erst, als Gottes allmächtiges Wort erscholl: »Es werde Licht!« erst da wurde die Erde fähig, Geschöpfen aller Art zum

Wohnplatze zu dienen. Licht ist eine der wesentlichsten Bedingungen des Lebens. Die Nacht, die doch nur eine Verminderung des Lichts ist, bringt gleichwohl schon den todähnlichen Zustand des Schlafes über Menschen und Tiere, ja sogar über die Pflanzen. Manche Blumen schließen gegen Abend ihre Kelche, andere Pflanzen legen ihre Blätter zusammen; dem Morgen, dem neuen Tageslichte, öffnen sie dieselben wieder. Ja, das Licht hat eine geheimnisvolle, wunderbare Kraft. Ohne Licht könnten die Pflanzen nicht wachsen und gedeihen. Betrachte die Blumen, welche die Zimmer schmücken! Sie wenden sich alle dem Fenster zu, um mit ihren Blättern das Licht einzusaugen.

Auch auf den menschlichen Körper äußert das Sonnenlicht die wohlthätigste Wirkung. Kinder, die immer in dunkeln, dumpen Stuben verweilen müssen, können nicht gedeihen, werden nicht gesund und kräftig. Kranke genesen um so eher ganz, je mehr sie das Sonnenlicht genießen können. Lichte, helle Stuben, die nach der Sonnenseite hin liegen, sind darum am gesündesten zur Wohnung.

So ist jeder Sonnenstrahl eine Wohlthat Gottes, und darum »freue sich, wer da atmet im rosigen Licht!«

Nach A. W. Grube.

15. Die Luft.

„Es werde das Firmament!"

Die Luft kann man nicht sehen, denn sie hat keine Farbe; sie ist durchsichtig. Ohne diese Eigenschaft der Luft könnten wir nicht in die Ferne sehen, nicht das Heer der unzähligen Sterne am blauen Himmelszelt, noch das Fischlein beobachten, das auf dem Sand des klaren Bächleins spielt. Obwohl man die Luft nicht sehen kann, so ist sie doch ein Körper und braucht einen Platz so gut wie Holz und Stein. Davon überzeugt man sich, wenn man eine Tierblase mit Luft füllt, indem man sie aufbläst. Ist sie einmal gefüllt, so verwehrt sie hartnäckig jedem Mundvoll Luft, den man noch einblasen möchte, den Eintritt. Wollen wir eine Flasche mittels eines Trichters mit Wein füllen, so hören wir beständig die Luft unter Geräusch die Flasche verlassen, da sie von der einströmenden Flüssigkeit verdrängt wird.

Daß die Luft ein Körper ist, können wir auch durch das Gefühl wahrnehmen, wenn wir die Hand rasch vor dem Gesichte hin und her bewegen oder gar einen Eisenbahnzug nahe an uns vorüberfahren lassen. Von ihrer gewaltigen Kraft überzeugen wir uns recht augenscheinlich, wenn sie in wildem Sturme dem nahenden Gewitter voraneilt, den Staub von den Straßen aufjagt und Laub und andere leichte Gegenstände im Wirbeltanze in die Höhe führt. Dann braust sie scharf um Dach und Kamin, wirft mürbe Ziegel herunter und rüttelt grob an Fenstern und Läden. Ja, die Gewalt des Sturmes wirft den Menschen zu Boden, deckt Dächer ab, entwurzelt die stärksten Bäume und reißt ganze Waldungen nieder.

Die Luft hat endlich auch eine Schwere; sie ist wägbar und übt einen Druck auf alle Körper aus, auf welchen sie lagert, also auch auf unseren eigenen Körper. Wir fühlen aber den Druck nicht, weil die Luft uns von allen Seiten umgibt, und die in uns enthaltene Luft der äußeren das Gleichgewicht hält. Doch ist es uns auf Bergen viel leichter und so, als ob eine Last von uns genommen wäre; der Gebirgsbewohner aber fühlt, wenn er ins tiefe Thal herniedergestiegen ist, eine Unbehaglichkeit, als ob ein ungewohnter Druck auf ihm laste. Diesem Druck der Luft ist es auch zuzuschreiben, daß die Luft in einer tiefer gelegenen Schichte dichter und daher auch schwerer ist, als die in höher gelegenen Schichten, weil diese alle auf jener lasten und sie zusammenpressen. Die Luft läßt sich nämlich mit Gewalt zusammendrücken oder pressen; sie zeigt jedoch das Bestreben, ihren früheren Raum wieder einzunehmen, und thut dies augenblicklich, sobald der Druck nachläßt.

Die Luft ist elastisch. Recht deutlich sieht man dieses, wenn man ein leeres Glas mit einiger Gewalt verkehrt im Wasser untertauchen will. Läßt der Druck nach, so schnellt es in die Höhe und kippt um. — Ein bei Knaben sehr beliebtes Spiel ist das Schießen mit Holunderbüchsen. Der erste angefeuchtete Pfropfen wird in das Rohr bis an das andere Ende desselben gepreßt, und mittels eines Stöpsels ein zweiter nachgetrieben. Dadurch wird die Luft zwischen den beiden Pfropfen immer mehr eingezwängt und zusammengepreßt. Sie will sich wieder ausdehnen, aber ihre Kraft ist noch nicht groß genug, um den ersten Pfropfen hinauszutreiben. Drückt man den zweiten mit dem Stöpsel noch weiter hinein und sucht dadurch die Luft auf einen noch kleineren Raum zusammenzupressen, so fliegt jener endlich mit lautem Knall aus dem Rohr. Je mehr also die Luft zusammengepreßt wird, mit desto größerer Gewalt sucht sie sich wieder auszudehnen.

Württemb. kath. Leseb.

16. Rätsel.

Bald läufst du auf mir, als wär' ich von Stein,
bald lauf' ich selber, als wär' ich ganz Bein;
bald ruh' ich gar friedlich und dehne mich breit;
bald tob' ich, als wie mit mir selber im Streit;
bald flieg' ich hinauf in das luftige Blau,
bald fall' ich herab auf die blumige Au;
bald sehe ich aus wie der niedlichste Ball,
bald schein' ich ein Bild vom unendlichen All.

17. Das Wasser.

„Das Wasser unter dem Himmel
fließe an einem Orte zusammen!"

Das Wasser ist auf unserer Erde in ungeheurer Menge vorhanden. Mehr als drei Vierteile ihrer Oberfläche sind von dem Meere bedeckt, und Sümpfe und Seen, Bäche, Flüsse und Ströme finden sich in allen Ländern in großer Zahl. Auch in der Luft ist fast immer eine große Menge Wasser teils sichtbar, teils unsichtbar enthalten. Es fällt von Zeit zu Zeit als Regen und Schnee zur Erde oder hängt sich als Tau an die Spitzen der Pflanzen. Ein großer Teil wird von den Pflanzen verbraucht, ein anderer fließt den Bächen und Flüssen zu; ein nicht unbeträchtlicher Teil aber sickert in die Erde und sammelt sich in unterirdischen Klüften und Höhlen, von welchen jahraus, jahrein unsere Quellen und Brunnen gespeist werden. Ja, auch der Körper der Tiere und Pflanzen besteht zum größten Teile aus Wasser.

Das Wasser besitzt mannigfaltige und merkwürdige Eigenschaften.

Taucht man einen Finger oder irgend einen Gegenstand ins Wasser, so hängen sich Teile desselben an; das Wasser macht naß. Wenn es regnet, so läuft das Wasser vom Dache, sammelt sich in der Rinne, in dem Graben und nimmt von da seinen Weg immer nach tiefer gelegenen Orten.

Das Wasser fließt; es ist flüssig. An dem ins Wasser getauchten Finger bleiben so viele Wasserteilchen hängen, daß sie sich an der nach unten gekehrten Spitze sammeln und einen Tropfen bilden; Wasser, Wein, Bier, Essig sind tropfbarflüssig. Daher spricht man von Wassertropfen. Auch der Regen fällt in Tropfen zur Erde, und in allen

Farben des Regenbogens glänzen Millionen von Tautröpflein an Grasspitzen und Blättern beim Sonnenaufgange.

Wirft man ein Stückchen Zucker in das Wasser, so dringt dieses in den Zucker ein, und bald ist von dem letzteren nichts mehr zu sehen. Das Wasser löst Zucker und andere Körper auf.

Bringt man ein Geldstück in den gefüllten Milchtopf oder in das Tintengefäß, so werden wir von ihm nichts entdecken. Milch und Tinte sind undurchsichtig; aber das Wasser des Teiches und des Bächleins ist durchsichtig.

Das Wasser ist Menschen, Tieren und Pflanzen gleich unentbehrlich. Ohne dasselbe müßten die Gewächse verdorren, Menschen und Thiere verschmachten, und die ganze Oberfläche der Erde würde gar bald zu einer Einöde werden. In Tausenden von Bächen und Flüssen durchströmt es Thäler und Ebenen, Auen und Fluren, um endlich hinab zum Meere zu gelangen. Von hier steigt es in unendlich feinen Teilchen als Wasserdunst wieder in die Luft auf, kehrt als Tau und Regen, als Schnee und Reif zurück zur dürstenden Erde. Auf den waldigen Höhen der Berge und Hügel sammelt es sich und kommt an ihrem Fuße wieder als Quelle zum Vorschein, um in die großen Kessel der Seen zu eilen und seinen alles belebenden Kreislauf aufs neue zu beginnen.

Das Wasser dient Menschen und Tieren als Getränke, den Pflanzen als Nahrung. Um den Körper, die Kleider und Gerätschaften reinlich zu erhalten, darf man das Wasser nicht sparen. Das Wasser treibt Maschinen aller Art, trägt schwerbeladene Schiffe und ist der Aufenthalt vieler Tiere, die uns von großem Nutzen sind.

So und noch viel mehr nützt uns das Wasser. Es ist eine unschätzbare Gabe Gottes. Freilich richtet es auch manchmal großen Schaden durch Überschwemmungen an. Tritt es nämlich in Bächen und Flüssen über die Ufer, so dringen seine wilden Fluten in Dörfer und Städte, zerstören Straßen und Brücken, verwüsten Felder und Weinberge, und hunderte von Menschen haben bei solchen Überschwemmungen, mehr noch bei Stürmen auf dem Meere, in den Fluten ihr kaltes Grab gefunden.

Württemb. kath. Leseb.

18. Am Bache.

Bächlein fließet
und ergießet
immer weiter hin sich fort.
Sieh die schnellen
Silberwellen,
wie sie flieh'n zum fernen Ort!

Keine bleibet;
jede treibet
ohne Rast und Aufenthalt.
Immer munter
geht's hinunter,
und verronnen sind sie bald.

Und die Wellen
sind die schnellen
Stunden deines Lebens, Kind!
Bald verschwunden
sind die Stunden,
die dir jetzt so lustig sind.

Darum lerne
froh und gerne,
liebe Jugend, was dir frommt!
Stunden eilen
ohn' Verweilen,
und nicht eine wiederkommt.

Th. Birth.

19. Frühlings Erwachen.

Die Zeichen trügen nicht, die Bahnen
des Winters sind vollbracht;
es flüstert ein geheimes Ahnen:
Der junge Lenz erwacht!

Die Sonne steigt in früher Stunde
am Horizont herauf;
vernehmt des Frühlings frohe Kunde:
Ihr Schläfer, wachet auf!

Gesprengt sind alle eis'gen Bande
durch eine Wundermacht;
fließt fessellos hin durch die Lande!
Ihr Quellen all', erwacht!

Eilt von den Höh'n hinab zum Thale,
in ungehemmtem Lauf,
und grüßet es vom Sonnenstrahle!
Ihr Lüfte lind, wacht auf!

Und bringet uns die Schwalben wieder!
Denn weht ihr mild und sacht,
ertönen bald die frohen Lieder.
Ihr Sänger all', erwacht!



Ich späh' im Waldesgrund am Morgen
den Pfad hinab, hinauf;
such' Frühlingskinder, wohl geborgen.
Ihr Veilchen, wachet auf!

†

20. Der Frühling.

Noch bedeckt eine reine, glänzend weiße Decke Berge, Hügel, Thal und Wald, und ein bläulicher Dunst ist darüber hingegossen. Noch malt der Winter seine Blumen an unsere Fenster, aber schon regt sich in unseren Herzen innige Sehnsucht nach den wahren Blumen, nach den Blumen des Frühlings und Sommers. Laulinde Lüfte verkünden, daß unsere Sehnsucht bald gestillt werden soll. Ein Früh-

lingsbote kommt nach dem andern. Nicht lange läßt der Frühling sich einläuten vom sanften, leisen Tönen des lieblichen Schneeglöckleins. Er selbst hat Freude, recht bald zu erscheinen und bei uns zu sein. Und siehe, nur noch lauer und linder als zuvor wehen die Lüfte, wärmer und wärmer senken sich die Strahlen der Sonne auf uns herab. Der Schnee fängt an zu schmelzen, die harte Rinde des Eises tauet auf. In wenigen Tagen haben die Berge und Hügel und die Thäler ihre Winterdecke abgelegt, sie fangen im Sonnenscheine an zu grünen. Aus dem klaren Spiegel der Ströme, der Flüsse, der Bäche und Seen strahlt die Sonne und der heitere, blaue Himmel.

Aus unendlich vielen verborgenen Quellen strömt jetzt das Leben hervor. Neue Blüten zaubert jede Stunde aus den Bäumen und Hecken, und tausende von Knospen erschließen sich dem Lichte. Fröhlicher grünt mit jedem Tage die Erde mit ihren Thälern, Fluren, Wiesen, Gärten und Äckern.

In der Luft singen die Lerchen, in den Gebüschen die Nachtigallen im harmonischen Einklange mit tausend anderen lieblichen Sängern, die ihre Jubeltöne nach oben hinauf senden, woher alles Gute kommt. Nach Staudenmaier.

21. März.

Du lieber, warmer Sonnenstrahl,
was soll dein frohes Scheinen?
Will nun nach langer Winterqual
Erlösung uns erscheinen?

Schon ist des Winters kalter Schnee
vor deinem Blick zerronnen,
und fröhlich quellen von der Höh'
ins Thal hinab die Bronnen.

Die Knospe schwillt; ein fröhlich Lied
ertönt aus kahlen Zweigen.
Wird bald in Feld und Hain und Ried
des Frühlings Pracht sich zeigen?

Wird nicht die Welt, die kaum erwacht,
ein neu Erstarren schrecken?
Kann nicht die Erde über Nacht
ein neuer Schnee bedecken?

Getrost! mag neuer Schnee uns auch
die weite Flur verwehen:
Bald naht ein süßer Osterhauch,
dann muß sie auferstehen!

E. Gutensohn.

22. Das Gras.

„Die Erde bringe Gras, Kräuter
und fruchtbare Bäume hervor.“

Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel: das ist meine höchste Herrlichkeit! Es ist nicht blofs das frische, dem Auge so erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, was ich am Grase liebe; es spriefst so üppig, der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar. Wo nichts anderes mehr fortkommt, da gedeiht das Gras noch.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde. Wo kein Gras wächst, o, wie öde und traurig! Der Fluch scheint auf den Stellen zu ruhen. Aus dem Grase blinken auch die lieblichen Quellen; durch blumenreiches Gras rieseln die fröhlichen Bäche, und die holdesten Kinder der Natur blühen im Grase. In der Jugend war der Grasboden mir Spiel- und Tummelplatz. Im Grase pflückte ich die Blumen; auf das Gras gelagert, fühlte ich mich wie im Paradiese.

Das Gras bedeckt auch die Gräber unserer Toten, und o, wie wert ist es mir da! Unter den begrasten Hügeln mufs es sanft sich ruhen. Auf mein Grab wünschte ich mir einst nur grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung. — Auch in der heiligen Schrift wird das Gras geehrt, indem es besonders erwähnt wird. Mit welcher Wonne liest man: Und Gott sprach: »Die Erde bringe Gras, Kräuter und fruchtbare Bäume hervor! Und also geschah es. Die Erde wurde grün; es wuchsen Kräuter und Bäume, die ihren Samen in sich hatten.« Nun erst fühlten sich Menschen und Tiere auf der Erde zuhause. Und wenn es in der Geschichte von der wunderbaren Brotvermehrung heifst: »Es war an dem Orte viel Gras«, — wie überaus anmutig ist es, dafs da, wo der Gottmensch wandelte und segnete, viel Gras war.

Viel inniger strömte der Dank und die Verehrung zum göttlichen Heilande aus den Herzen der Tausenden.

Nach Fr. Ehrenberg.

23. April.

Wonnig ist's, in Frühlingstagen
nach dem Wanderstab zu greifen
und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchschweifen.

Oben zieh'n die weißen Wolken,
unten geh'n die blauen Bäche,
schön in neuen Kleidern prangen
Waldeshöh' und Wiesenfläche.

Auf die Bleiche bringt das Mädchen,
was der Winterfleiß gesponnen;
und dem Hain erzählt die Amsel,
was im Schnee sie still ersonnen.

Aus F. Webers „Dreizehnlinden".

24. Die Hoffnung.

Und dreut der Winter noch so sehr,
mit trotzigen Geberden,
und streut er Eis und Schnee umher —
es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
sich vor den Blick der Sonne,
sie wecket doch mit ihrem Licht
einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
mir soll darob nicht bangen,
auf leisen Sohlen über Nacht
kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
weiß nicht, wie ihr geschehen,
und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
und schmückt sich mit Rosen und Ähren
und läßt die Brünnlein rieseln klar,
als wären es Freudenzähren.

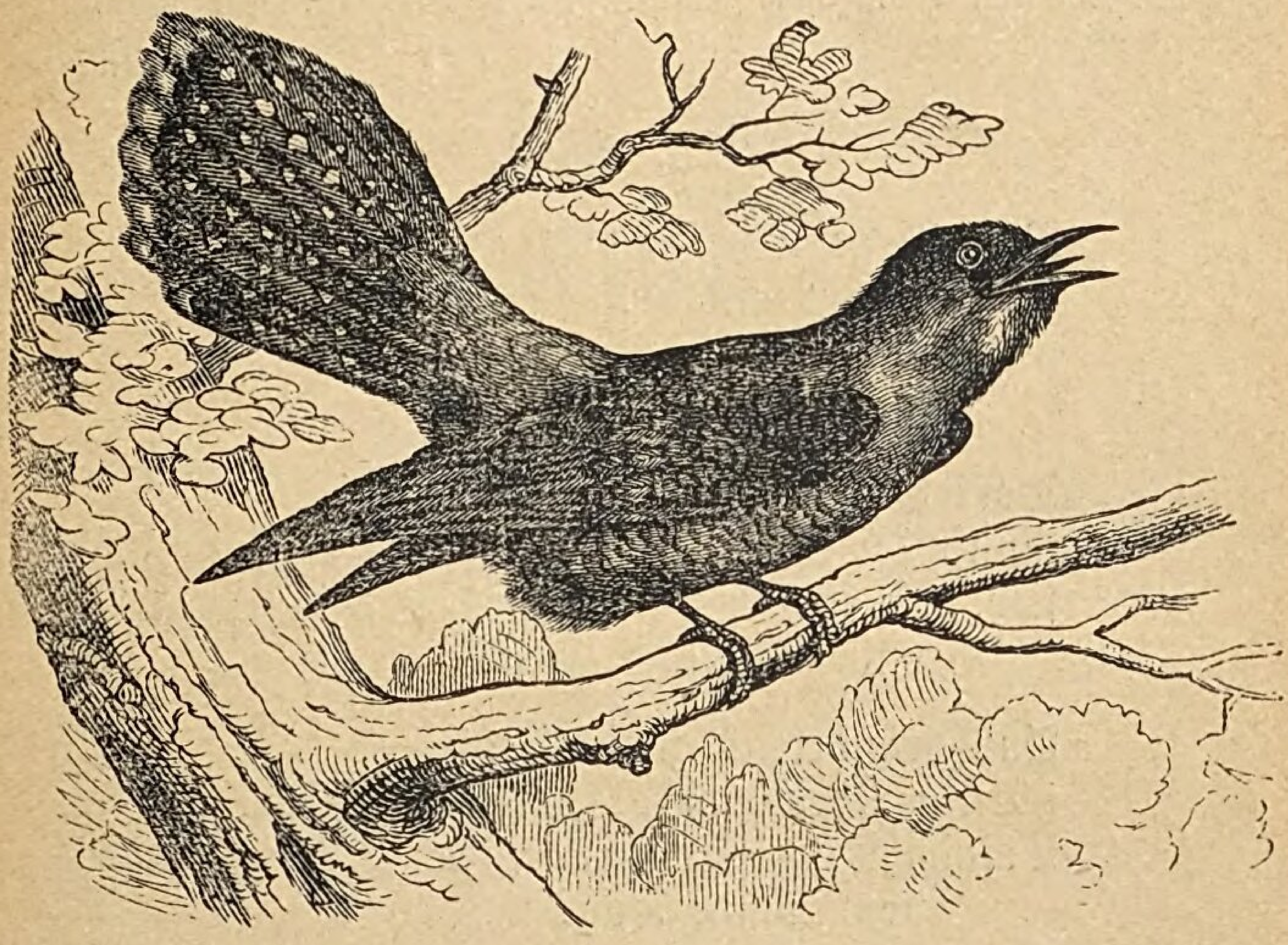
Drum still! und wie es frieren mag,
o Herz, gib dich zufrieden;
es ist ein großer Maientag
der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir auch oft bangt und graut,
als sei die Höll' auf Erden, —
nur unverzagt und Gott vertraut:
es muß doch Frühling werden!

Emanuel Geibel.

25. Der Kuckuck.

Nur selten erblickt man den Kuckuck, so unermüdlich er auch mit seinem lauten Rufe den Frühling verkündet. Denn er ist ein überaus scheuer Vogel, der das Auge des Menschen flieht.



Doch braucht er sich seiner Gestalt nicht zu schämen; er ist sogar ein schöner Vogel, von der Größe einer Turteltaube, von blaugrauer Grundfarbe, mit langem, schwärzlichem Schwanze, dessen Federn weiße Flecken und Spitzen tragen; diese Federn

kann er wie ein Truthahn aufspreizen. Der Bauch ist weiß und schwarz gefleckt; die Füße sind gelb; zwei Zehen sind nach vorn, zwei nach hinten gerichtet. Der Schnabel ist kurz und gewölbt.

Nie einzeln, immer paarweise kommen diese Vögel im März, April und Mai von Süden her in unsere Wälder.

Überall ist ihr Ruf der Frühlingsruf, den jeder gern hört; überall haben sich Sagen an diesen Ruf geknüpft. So sagt man, wer beim ersten Kuckucksrufe mit dem Gelde in der Tasche klappern kann, leidet das ganze Jahr hindurch keinen Mangel.

Im Juli, spätestens im August, ziehen die Kuckucke wieder übers Meer nach Afrika.

Der Kuckuck ist ein unersättlicher Fresser, aber dadurch ein Wohlthäter der Wälder; denn er macht besonders Jagd auf die haarigen Raupen, die er in solchen Massen verschlingt, daß sein Magen ganz mit ihren Haaren besetzt erscheint.

Merkwürdig ist es, daß der Kuckuck kein Nest baut. Das Weibchen legt nach und nach 3—4 Eier in die Nester kleinerer Singvögel. Die Singvögel brüten das Kuckucksei aus, als ob es ihr eigenes wäre; sie füttern den jungen Kuckuck, der weit größer als ihre Jungen und viel gefräßiger ist, mit rührender Sorgfalt. Ja, man hat beobachtet, daß sie im Winter dablieben, um den Kuckuck zu füttern, der in ihrem Neste saß und nicht heraus konnte, weil das Eingangsloch ihm zu enge war.

Brockhaus.

26. Mai.

Nun klingt und singt es allenthalben,
zurückgekehrt sind uns die Schwalben,
und aller Sorgen wieder frei
sind sie im Mai.

Dort über neuverjüngten Auen
kannst du den hellsten Jubel schauen,
sieh, wie die Lerche aufwärts dringt;
und singt und singt!

Aus grünbelaubten Waldeshallen
hörst du der Amsel Lockruf schallen?
Vernimm der Drossel süßen Schlag
vom nahen Hag!

Im Busche, in den dichten Zweigen,
da schlägt der Fink den muntren Reigen,
behend schlüpft er in scheuer Hast
von Ast zu Ast.

Die Rosenhecken blühen wieder;
es flötet durch den duft'gen Flieder
die Nachtigall, die lang uns mied,
ihr schmetternd Lied.

Kind, wird's im Stübchen dir zu enge,
so komm und lausch' auf uns're Klänge!
Beflügle eilends deinen Schritt
und singe mit!

†

27. Vogelschutz.

Meistens ist es Gedankenlosigkeit und Mangel an Einsicht in das Leben der Natur, wenn man die Vögel, statt sie als die treuesten Freunde zu hegen und zu pflegen, wie Feinde verfolgt. Wenige Beobachtungen müssen schon genügen, um den Wert derselben deutlich zu machen.

Für die Obstbäume und Wälder sind die Meisen von unermeſslicher Wichtigkeit, indem sie besonders die Eier eines sehr gefährlichen Schmetterlings verzehren, während sie seiner haarigen Raupe nicht beikommen können. Ein weiblicher Falter dieses Spinners legt, oft zweimal im Sommer, 600 bis 800 Eier, und eine Meise verzehrt mit ihren Jungen mehrere tausend an einem Tage.

Auch die Sperlinge verdienen mehr Schonung, als ihnen in der Regel geschenkt wird. Ein einziges Pärchen trägt seinen Jungen in der Woche durchschnittlich 2000 Raupen zu. Wenn man bedenkt, welchen Nutzen sie dadurch stiften, so kommt das Pfund Kirschen, die Kanne Getreide, welche Land- und Gartenbesitzer ihnen vielleicht opfern müssen, dagegen gar nicht in Betracht. Auch die verrufenen Eulen fangen während ihrer Jagd in den Dämmerungsstunden am Abende und am Morgen gewaltige Massen von Forstinsekten, besonders Dämmerungs- und Nachtfalter und deren Raupen weg.

Wo Maikäfer so häufig vorkommen, daſs sie Schaden anrichten, da leisten die Stare, Dohlen, Saatkrähen, Häher und Würger treffliche Dienste. Die meisten kleineren Vögel nähren sich ganz oder teilweise von Insekten, Würmern, Schnecken und Spinnen, so alle Grasmücken, Würger, Fliegenschnäpper, Drosseln, Rohrsänger, Bachstelzen, Goldhähnchen, Meisen, Lerchen, Zaunkönige, Buchfinken, Goldammern, Schwalben und Nachtigallen.

Sie alle vertilgen Millionen von Raupeneiern, Raupen, Käfern, Blattläusen und Nachtfaltern und zwar in wunder-

barer Verteilung der Arbeit, die ihnen im Haushalte der Natur zugewiesen ist. Einige suchen mehr diese, andere jene Klasse von Ungeziefer; einige sind befähigt, es von den Blättern und Zweigen abzusuchen, andere, aus der Baumrinde zu bohren, noch andere, in der Luft abzufangen, wieder andere, aus der Erde zu holen.

So sind die Vögel des Landwirtes treueste Verbündeten. Daher sollte jeder, der nur irgend einen Fleck bebaut, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die nützlichen Tierchen an sein Grundstück zu fesseln suchen. Vor allem mufs man sie selbst und ihre Brut nicht verfolgen. Die kleinen Dinger sind klug genug, um zu merken, wo sie am sichersten nisten können, wo sie am wenigsten das mörderische Gewehr, die Schlingen und Fallen zu fürchten haben.

Man kann aber noch mehr thun, als nur die ungezogenen Buben abzuwehren. Wie man den Störchen aus Liebhaberei oder Aberglauben oft eine Herberge bereitet, so sollte man auch den kleineren Vögeln schon um des eigenen Vorteils willen das Nisten erleichtern. Man reinige die Astlöcher, in denen sie gerne brüten, von Moder und Moos, lege Starkästen an und fertige aus hohlen Ästen oder alten Brettern Bruthöhlen mit nicht zu grofsen Löchern und hefte sie an die Bäume und zwar mit dem Eingange nach Osten hin, um die Nester vor Wind und Regen zu schützen.

Wer so die muntern Tierchen an seinen Hof und Garten gewöhnt und dabei ihre Feinde, vor allem die nesterstörenden und eiersammelnden Knaben abwehrt, der wird den Nutzen auch bald an Baum und Strauch, an Gemüse und Getreide spüren. Die Zeit, Mühe und die etwaigen Kosten, die er darauf verwandt hat, ihnen Wohnungen herzustellen, werden sich mit tausendfältigen Zinsen bezahlt machen.

Nach dem Oldenburger Gesellschafter.

28. Obstbaumzucht.

Unsere Obstbäume, die uns durch ihre köstlichen Früchte erfreuen, waren ursprünglich wildwachsende Bäume. Erst durch Veredelung gelangten sie nach und nach dahin, gute Früchte hervorzubringen.

Der Anbau der Obstbäume wird in mancher Gegend noch immer sehr vernachlässigt. Jeder ißt zwar gern Äpfel, Birnen und andere Früchte; viele aber, die Gelegenheit zur Obstbaumzucht hätten, kaufen lieber das Obst, oder ent=

behren es ganz, als daß sie auf ihrem eigenen Grund und Boden Bäume zögen. Wenn dadurch bedeutende Kosten verursacht und große Mühe in Anspruch genommen würden, so ließe sich das begreifen.

Die Obstbaumzucht fordert aber wenig Anstrengung und ist eher eine Unterhaltung als eine Arbeit. Jeder Grundbesitzer sollte wenigstens seine Wohnung mit Obstbäumen umgeben. Auch längs der Felder können oft Obstbäume mit Vorteil angepflanzt werden. Werden sie auf den Feldern 20 bis 25 m von einander gesetzt, so beeinträchtigen sie das Gedeihen der übrigen Feldfrüchte nicht.

Will man auch dem Obstbaume gar keinen Platz auf dem Felde oder an dem Feldraine gönnen, so gibt es doch überall noch genug Stellen, wo tausende von Obstbäumen stehen könnten. Der verständige Landmann benützt solche leere Stellen; aber er pflanzt nicht nur Bäume dahin, sondern er pflegt sie auch. Schlechtgepflegte Obstbäume sind eine Schande für den Besitzer, eine Schande für den ganzen Wohnort. Schöne Obstbaumanlagen sind ein Schatz, welcher Freude, Genuß und auch Nutzen bringt.

Das Obst ist eine gesunde und höchst schätzbare Zugabe zur Speise der Land- und Stadtbewohner. Wie viele Speisen lassen sich zubereiten, wenn frisches und getrocknetes Obst im Hause ist! Das Obst ist jedem Menschen, sei er jung oder alt, sehr zuträglich; deshalb sollte es in der Hütte wie im Palaste niemals fehlen. J. Heinrich.

29. Allerlei Nüsse zum Knacken.

Ich bin ganz kugelrund, sehr leicht und herrlich bunt, schweb' lustig auf und ab und spiegle alles ab; mich schuf ein leiser Hauch, ein Hauch zerstört mich auch.

In zwei geschloss'nen Reih'n zermalmen wir, was uns nur widersteht; doch wir verzehren den Raub nie selbst, der bleibet dir, indem wir selbst uns nach und nach zerstören.

Ganz sicher ruht' ich einst in einer Blume Schoſs, da kam ein kleiner Dieb und baut aus mir sein Schloſs. Ein gröſs'rer Räuber kam, das Schlöſschen zu zerstören, und läſst mich jetzt die Glut zu Staub verzehren.

Es wächst im Gärtlein, hat grüne Röhrlein, hat viele Häute, beiſst alle Leute.

Er mit einem weiten Mund und einem engen Schlund; sie mit einem engen Kragen und mit einem weiten Magen; thut er schlucken, thut sie glucken. Wer kann mir die beiden sagen.

Muſs Tag und Nacht auf Wache steh'n, hab' keine Füſs' und muſs doch geh'n, hab' keine Händ' und muſs doch schlagen; nun, wer kann mir dies Rätsel sagen?

Vorwärts gelesen, ein weibliches Wesen; fang' an beim Schluſs, ein Engelsgruſs.

Die beiden Ersten sind das Inwendige vom Auswendigen. Die Dritte ist der Name eines Fisches, das Ganze ist das Auswendige vom Inwendigen.

30. Die Sonne.

„Am Himmel sollen Lichter werden, daß sie die Tage und Jahre anzeigen und die Erde erleuchten.“

So nahe die Sonne zu sein scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinaufscheint, so ist sie doch ungefähr 150 Millionen Kilometer weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen als ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große, scharf geladene Kanone stände, und der Soldat, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen anderen Menschen als auf dich: so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblicke, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin noch lange Jahre essen, trinken und schlafen. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verlauf von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, obgleich eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat und zu einer Weite von 200 Metern nicht mehr als den sechzigsten Teil einer Minute braucht.

Daß die Sonne nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sei, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, da sie aus einer so ungeheuren Ferne solche Kraft des Lichtes und der Wärme noch auf

die Erde ausübt und alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint!

Der Durchmesser der Sonne ist 108mal so groß als der Durchmesser der Erde. Aber im Körpermaß beträgt ihre Masse anderthalb Millionen mal so viel als die Erde. Wenn sie hohl wäre, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum: auch der Mond, der doch 384 000 Kilometer von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen; ja, er könnte noch einmal so weit von uns entfernt sein, als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herumspazieren, wenn er wollte.

So groß ist die Sonne und geht doch aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Mohnsamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, — eins so unbegreiflich wie das andere. Johann Peter Hebel.

31. Das Sonnenlied.

Gepriesen sei Gott, mein Herr, durch alle seine Geschöpfe,
vornehmlich durch die Sonn', die den Tag bewirkt und das Licht,
und die so schön uns strahlet und leuchtet mit großem Glanze;
von dir, o himmlischer Herr! ist sie ein Sinnbild uns!

Gepriesen sei Gott, mein Herr, durch den Mond und alle die Sterne,
die du an dem Himmel dort gebildet so schön und hell!
Gepriesen sei Gott, mein Herr, durch den Wind, die Luft und den Nebel
und jegliche Witterung, mit der du die Schöpfung erhältst!

Gepriesen sei Gott, mein Herr, durch jeglichen Tropfen des Wassers,
der den Boden köstlich erquickt, in den er in Demut versinkt!
Gepriesen sei Gott, mein Herr, durch die mächtigen Flammen des Feuers,
die lodern in finsterer Nacht erleuchtend zum Himmel hinauf!

Gepriesen sei Gott, mein Herr, gepriesen auch durch die Erde,
die uns so gütig ernährt, die auf ihrem Schoße uns trägt!
Gepriesen sei Gott, mein Herr, durch die hundertfältigen Früchte
und Blumen und Kräuter all, von des Schöpfers Allmacht erzeugt!

Vom hl. Franz von Assisi.

32. Die Wärme.

I.

Bringt man ein Zweipfennigstück unter den Zeigefinger und reibt es auf einem Brette, so wird das Kupferstückchen allmählich so heiß, daß wir gerne den Finger entfernen. Die Messerklingen werden beim Putzen, die Werkzeuge, wie Bohrer, Sägen, Feilen, Meißel, Hämmer, beim Gebrauche warm. Hölzerne, schlecht geschmierte Wagenachsen entzünden sich beim schnellen Fahren; Zapfen an Maschinenrädern, sowie leerlaufende Mühlsteine erhitzen sich. Eisen wird durch fortgesetztes Schlagen heiß, selbst die Luft erwärmt sich durch schnelles Zusammenpressen. Wärme wird demnach erzeugt durch Reiben, Schlagen, Pressen.

Nasses Heu, Haufen von Getreide, Malz, Gerberlohe, Hopfen, Sägespäne, zusammengepreßte Tücher, festgepackte und eingefettete Wolle geraten infolge der Gärung nicht selten durch Selbstentzündung in Brand. Getränke, welche in Gärung sich befinden, werden warm. Kein Vorgang in der Natur ruft jedoch so hohe Wärmegrade hervor, als derjenige, welchen wir mit dem Namen „Verbrennen" bezeichnen. Dabei verbindet sich der Sauerstoff der Luft rasch mit dem brennbaren Körper. Je stärker dabei der Zufluß der Luft ist, und je rascher die Verbrennung vor sich geht, desto stärker ist auch die Entwicklung der Wärme.

Auch unsere Körperwärme ist die Folge eines ähnlichen Vorgangs in der Lunge — der Verbindung der eingeatmeten Lebensluft mit dem Kohlenstoff des Bluts. Als weitere Quellen der Wärme können wir also bezeichnen: Gärung, langsame und rasche Verbrennung.

Die Hauptquelle der Wärme auf der Erde aber ist die Sonne. Ihre Strahlen erregen auf der Erdoberfläche die meiste Wärme, wenn sie rechtwinklig auffallen; je schräger sie eine Fläche treffen, desto geringer ist ihre Wirkung. Das sehen wir recht augenscheinlich an warmen, hellen Wintertagen, wenn der Schnee an südlichen Bergabhängen zu schmelzen beginnt, während er auf der Ebene noch hart gefroren ist.

II.

Die Wirkungen, welche die Wärme auf die verschiedenen Naturkörper ausübt, sind sehr bemerkbar, und die Veränderungen, die hiedurch hervorgebracht werden, oft merkwürdiger Art.

Eine allgemeine Wirkung der Wärme auf die Körper ist, daß sie dieselben ausdehnt, d. h. größer macht; mit Abnahme der Wärme werden sie kleiner. Die durch die Wärme bewirkte Ausdehnung der Luft sieht man an einer Tierblase, die, nicht ganz mit Luft gefüllt, in der Wärme straff wird. Die Aus-

dehnung der Metalle durch Wärme wissen Schlosser, Schmiede und andere Handwerker bei vielen Arbeiten wohl zu benützen. Die Schmiede legen einen eisernen Reif heiß um das Wagenrad, damit er um so fester sitze, wenn er wieder kalt geworden ist. Die Spengler löten bei Dächern aus Eisen, Zink ꝛc. die einzelnen Stücke nicht zusammen, sondern falzen sie. Eisenbahnschienen dürfen nicht satt aneinander gestoßen werden. Die glühend gemachten Bolzen des Plätteisens füllen den innern Raum desselben mehr aus, als wenn sie erkaltet sind, ja sie können anfänglich nur mit Mühe hineingebracht werden. Gegossene Metallwaren sind kleiner als die Formen, und glühend in die Nageleisen geschlagene Nägel gehen nach der Abkühlung leicht heraus.

Eine wirkliche Ausnahme hievon aber macht das Wasser, insofern dasselbe sich nicht nur ausdehnt, wenn es über 4 Grad erwärmt wird, sondern auch, wenn es unter 4 Grad erkaltet. Diesem bewunderungswürdigen Umstande verdanken wir es, daß Bäche und Flüsse, Teiche und Seen nicht auf den Grund gefrieren, da die Eisdecke das Eindringen der Kälte verhindert. Ohne diese weise Einrichtung würde alles Lebendige in den Gewässern erstarren, müßten Mühlen und Fabriken stille stehen, und die stärkste Sonnenhitze wäre nicht im stande, die gewaltigen Eismassen zu schmelzen.

Durch das Gefrieren der Wasserteile wird ferner der Ackerboden gelockert und das Erdreich urbar gemacht. „Der Frost ist der beste Ackersmann.“

Die Wärme vermag auch den Zustand der Körper ganz zu verändern. Sie macht feste Körper flüssig, indem sie dieselben schmilzt; sie macht flüssige luftförmig, wenn dieselben sieden und dann verdampfen. Umgekehrt können auch luftförmige Körper flüssig, und flüssige fest werden, indem sie erstarren, wenn ihnen Wärme entzogen wird.

Die wohlthätigen Wirkungen der Wärme verdanken wir hauptsächlich dem Umstande, daß wärmere Körper an weniger warme so lange Wärme abgeben, bis beide den gleichen Wärmegrad haben. Man nennt das die Wärme-Mitteilung, und wenn die ungleich erwärmten Körper dabei einander berühren, Wärmeleitung.

Hält man das eine Ende eines Nagels in eine Flamme, so verbreitet sich die Wärme rasch über den ganzen Nagel, so daß man ihn am entgegengesetzten Ende nicht mehr zu halten vermag. Die Metalle insbesondere nehmen die Wärme rasch auf, geben sie aber auch eben so rasch wieder ab; sie heißen gute Wärmeleiter. Man wendet sie an, wenn man Wärme rasch verbreiten will.

Ohne die Eigenschaft der Wärme, sich andern Körpern mitzuteilen, könnten wir uns am Ofen nicht wärmen und weder

kochen noch backen und braten. Ohne Wärme gäbe es kein Wachstum, kein Leben, keine Werkzeuge, keine Maschinen, mit welchen die kunstgeübte Hand schafft, was zur Befriedigung der verschiedensten Bedürfnisse und zur Bequemlichkeit des Menschen dient, so daß der Dichter mit Recht sagen kann:

„Und was er bildet, was er schafft,
das dankt er dieser Himmelskraft."

Württemb. kath. Leseb.

33. Der Sommer.

O, wie schön ist es jetzt draußen in der Natur geworden! Auf dem Acker wogen die reifenden Saaten, wie Wasserwellen vom Winde weitergeschoben. Aus dem Ährenwalde heraus schlägt die Wachtel ihr Lied. Am Rande des Ackers blüht die Wiese in Farben aller Art auf saftigem, grünem Boden. Nebenan stehen die Waldbäume im prächtigsten Gewande der Blätter.

Am Hügel dort weidet die Herde weißer Lämmer und der Hirtenknabe spielt auf seiner Pfeife oder jauchzt das Thal hinab über das Dorf hin. Die Kinder suchen im Walde die roten, süßen Erdbeeren, während das Schwalbenmütterchen in der Luft oder über dem Wasser Mücken fängt als Leibspeise für die Kleinen im Neste.

Und tief im Waldesgrunde, wo die Quelle über die Steine rinnt, geht das Reh zum Trunke und frißt dazu die ersten Blätter von Pflanzen, die am Rande des Brünnleins stehen, und darüber hin legt sich der Himmel wie eine große, blaue Glasglocke. Weiße Streifwolken ziehen wie Wasserbächlein in den Lüften hin, und mittendurch wandelt still und majestätisch die Sonne, von der all das reiche und schöne Leben ausgeht. Je höher sie im Frühjahre gestiegen ist, und je wärmer und länger sie jetzt scheint, desto schöner ist die Welt von ihr geworden.

Aus Hattlers: „Kindergarten".

34. Wanderlied.

Der Himmel war am Morgen grau,
verhüllt in Wolkenflor,
da fiel auf einmal auf die Au
der erste Strahl aus Himmelsblau,
nun jauchzt' ich laut empor:
Trarah!
Nun jauchzt' ich laut empor.

Vor mir her ging ein Musikant,
dem hatt' ich's angethan;
er löste sanft sein Lederband,
er nahm sein Horn wohl in die Hand
und fing zu blasen an:
Trarah!
Und fing zu blasen an.

Er blies so manchen deutschen Sang
von Ungemach und Glück,
daß weit es durch die Heide drang;
verwundert gab den hellen Klang
das Echo treu zurück:
Trarah!
Das Echo treu zurück.

Doch unsre Wege schieden bald,
noch hätt' ich gern gesäumt!
Und fern verschallend über'm Wald,
erklang das Horn so leise bald,
als hätt' ich nur geträumt:
Trarah!
Als hätt' ich nur geträumt.

*

35. Das Getreide.

Da das Getreide den Völkern der Erde Speise liefern soll, so wird es auch fast auf der ganzen Erde angebaut. Unter allen Arten desselben hat sich die Gerste am weitesten verbreitet. Sie ist dem Menschen nach dem kalten Norden gefolgt: sie gedeiht aber auch auf den warmen Fluren des gelobten Landes. In dem winterlichen Lappland, wo man den Obstbaum und die Eiche vergebens sucht, harrt die Gerste treulich aus und bietet dem Menschen das tägliche Brot zu dem Fleische der Fische und der Milch des Renntiers.

Gerste und Hafer liefern auch die Hauptnahrung der Bewohner von Norwegen, Schweden und Schottland. In Norddeutschland wird vorzüglich der Roggen angebaut, obwohl hier auch der Weizen auf dem fetten Boden gut gedeiht und reichliche Frucht bringt. Die Gerste wird bei uns besonders zur Bereitung des Bieres, und der Hafer meistens als Pferdefutter benutzt. So steht vom äußersten Norden bis zum warmen Süden der Mensch erwartungsvoll vor den Halmen der Getreidefelder, um den Segen derselben in Empfang zu nehmen.

Alle diese Gewächse sind unscheinbar. Aus einer einfachen, spärlichen Wurzel ist ein Halm hervorgeschossen, schlank und dünn, auf dessen Spitze sich die Ähre im Winde wiegt; doch hat er starke Knoten, daß der Wind ihn nicht knicken, und biegsame Fasern, damit er im Sturme sich beugen könne. Die stiellosen, bandförmigen Blätter umschließen den Halm. Sie helfen getreulich mit, daß er groß wird; denn sie sammeln den Tau des Himmels, saugen das Sonnenlicht ein und führen der Pflanze aus der Luft Stoffe zu, deren sie bedarf. Ist die Ähre aber der Reife nahe, so verwelken die Blätter; denn sie haben ihr Tagewerk vollbracht, und der Nahrungsstoff, welcher noch immer aus der Wurzel aufsteigt, darf nicht mehr in den Blättern sich zerteilen, sondern soll nun ganz allein den Körnern zu gute kommen. — Die Südländer bauen Reis und Mais, die auch zum Getreide gehören.

Das Getreide liefert uns das tägliche Brot. Die trocknen Halme geben das Stroh, das manchen Haustieren zur Nahrung dient oder ihnen ein weiches Lager bietet. Auch zum Dachdecken wird es benutzt. Die Stoppeln helfen den Boden düngen. Aus dem Stroh werden auch Matten und Hüte geflochten. Es beschäftigen sich viele Hände mit dieser Arbeit.

Nach Grube und Runkwitz.

36. Juli.

Was regt sich in den schwanken Halmen?
Sieh', wie's drin wogt und wallt und schwellt!
Vernimm der Lerche Jubelpsalmen
hoch über'm gold'nen Ährenfeld!

Die Säng'rin kündet uns, die frohe,
— wenn sie den blauen Äther streift —
Daß wieder an der Sonnen Lohe*)
die Saat ist voll herangereift.

Hat uns ihr zarter Blätterschimmer
zuerst mit frischem Grün entzückt,
so nun auf ihren güld'nen Schimmer
das Auge freudig, dankbar blickt.

Die Tausende gefüllter Ähren,
wer sagt es in der weiten Welt,
wie viel des Segens sie gewähren?
Ein ernster Gang — der Gang durchs Feld!

†

*) Lohe = Glut.

37. Vom Ackerboden.

Die oberste Erdschichte wird überall, wo etwas wächst, Ackerboden, auch Ackerkrume genannt. Was jetzt Ackererde, Lehm, Sand oder Gerölle ist, das war vor langer, langer Zeit Fels. Die Felsen scheinen unzerstörbar zu sein; sie können jedoch der Luft, dem Wasser, der Wärme und der Kälte auf die Dauer auch nicht widerstehen. Diese vier Mächte nagen unausgesetzt an den Felsen und verwandeln ihre obersten Schichten in kleine Teilchen, die wir dann Erde oder Erdreich nennen. Dieses unausgesetzte Zerbröckeln der Felsen heifst man verwittern.

Das aus dem Felsen entstandene Erdreich bleibt entweder an der Stelle, wo es sich gebildet hat, liegen, oder es wird vom Wasser weggeschwemmt und an Orte getragen, welche eine tiefere Lage haben. Auf diese Weise geschieht es, dafs man an manchen Stellen das Erdreich meterhoch aufgeschwemmt findet.

Aufser dem verwitterten Gestein trifft man im Ackerboden auch solche Erde, die aus vermoderten Pflanzen und Tieren besteht. Diese Ackerkrume heifst man mit einem lateinischen Worte Humus, gewöhnlich auch Dammerde. In den Wäldern findet sich diese Dammerde oft in grofser Menge vor. In den Mistbeeten der Gärten sieht man nicht selten ganz reinen Humus, welcher sich aus dem verwesten Dünger gebildet hat.

An manchen Stellen ist im Ackerboden der Sand vorherrschend; ein solcher Boden ist Sandboden. Ist eine gewisse Menge Kalk im Boden, so ist es Kalkboden; findet sich darin zumeist Thon oder Lehm, so ist er ein Thon- oder Lehmboden. Oft kommt auch eine Mischung von Kalk mit Thon vor, die zuweilen auch noch mit Sand verbunden ist; ein solcher Boden heifst Mergelboden.

J. Heinrich.

38. Die Baumwollenpflanze.

Diese merkwürdige Pflanze liefert uns die Baumwolle, mit deren Gewinnung und Verarbeitung mehr Menschenhände beschäftigt sind, als mit irgend einem anderen Gegenstande. Es gibt mehrere Arten Baumwollenpflanzen; die einen wachsen baumartig, die andern in Sträuchern und Stauden. Die letztere Art mufs alle Jahre frisch ausgesäet werden. Alle stammen aus den warmen Ländern der Erde.

Die Baumwollenstaude wird in der Türkei, in Griechenland, im südlichen Italien und Spanien, vorzüglich aber in einem Teile von Nordamerika so häufig angebaut, dafs die

meiste Baumwolle von dort herkommt. Die Staude wird etwa 1 m hoch, hat hellgrüne, fünfteilige Blätter und gelbe, rotgestreifte, den Malven ähnliche Blüten, aus denen sich Samenkapseln von der Gröſse eines Taubeneies entwickeln. Diese sehen bei allen Baumwollenpflanzen anfangs grün aus, werden jedoch später braun und springen endlich bei völliger Reife auf. Da quillt dann die zarte Wolle heraus, die bisher zusammengepreſst war. Sie muſs nun schleunigst eingesammelt werden, wenn sie nicht verloren gehen soll.

Mittels besonderer Maschinen wird die erhaltene Baumwolle von den Samenkörnern und sonstigen Unreinigkeiten gesäubert, dann wird sie in groſse Säcke möglichst fest eingepackt und in den Handel gebracht. Auf diese Weise werden des Jahres viele Millionen Kilogramm Baumwolle aus Amerika, Ost- und Westindien, aus Ägypten und den Häfen der asiatischen Türkei nach Europa eingeführt. Hier werden sie — davon zwei Drittel allein in England — zu Garn gesponnen und dann zu Kattun, Musselin, baumwollenem Sammet, Spitzengrund, baumwollenen Strümpfen und einer Menge anderer dünner und dichter Stoffe verarbeitet.

Obgleich dies gröſstenteils mit Hilfe von Maschinen geschieht, haben dabei doch, ehe die Baumwollenwaren in die Hände der Verkäufer kommen, noch unzählige Menschen zuerst mit Herstellung und dann mit dem Bedrucken, Färben und der sonstigen Zubereitung der verfertigten Stoffe zu thun.

Münster Leseb.

39. Die Kokospalme.

Die Kokospalme, die man mit Recht die Krone des Pflanzenreichs nennt, wächst zwischen den Wendekreisen in Ost- und Westindien, in Afrika, in Südamerika und auf den Südseeinseln. Sie erhebt sich bis zur Höhe von 18, ja selbst von 23 m. Der Stamm ist knotig, fast wie ein Rohr, und bis zum Gipfel hinauf ohne Zweige und Blätter. Oben greitet sich die herrliche Krone von gefiederten Blättern aus, die gegen 3 m lang und etwa 70 cm breit sind.

Sie hat das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte. Die Blüten sitzen an einem traubenförmigen Blütenstand, der aus den Blattwinkeln hervorwächst. Die Früchte, Kokosnüsse, sind beinahe so groß wie der Kopf eines kleinen Kindes und von außen mit einer braungelben, faserigen Hülse überzogen, welche drei hervorstehende Rippen hat, wodurch sie eine dreieckige Gestalt bekommt. Die eigentliche Schale, welche den



Kern umschließt, ist sehr dick, hart, holzartig und läßt sich drechseln und polieren

An einem Stengel sitzen 10—20 solcher Nüsse. Wenn sie halb reif sind, enthalten sie ein überaus schmackhaftes,

erfrischendes und gesundes Wasser, Kokosmilch genannt, welches nicht nur den Durst löscht, sondern auch ein Heilmittel in mancherlei Krankheiten ist. Öffnet man die Schale, etwa mit einem Messer, so schießt die Flüssigkeit wie ein Springbrunnen in die Höhe. Mit dem Alter der Nüsse verdickt sich dieser Milchsaft nach und nach und wird endlich zu einem festen Kerne. Oft preßt man aus dem Kern ein vortreffliches Oel, welches zum Brennen um so schätzbarer ist, als es eine sehr helle Flamme ohne Rauch und Geruch gibt.

Ein anderes sogenanntes Öl ist dasjenige, welches auf der Kokosmilch wie Rahm schwimmt; es wird abgenommen und wie Butter genossen, bevor es in Säure übergeht. Dieses Öl wird zum Einfetten der Haare, ja oft des ganzen Körpers gebraucht. Dies verhindert die zu starke Ausdünstung und verscheucht die lästigen Insekten.

Aus der faserigen Hülle der Frucht macht man Stricke und allerlei Gewebe. Die harte Schale wird zu Trinkgeschirren, Löffeln und anderen Gerätschaften benützt.

Schneidet man die Blumensprossen ab, oder macht man Einschnitte in die Blütenkolben, so erhält man einen weinartigen Saft, den „Palmwein“, der frisch genossen oder zur Bereitung ziemlich guten Zuckers und Branntweins gewonnen wird. Man genießt sodann auch die jungen, zarten Blätter, die unter dem Namen „Palmkohl“ bekannt sind, ebenso die weichen, markigen Teile des Schaftes, welche man „Palmhirn“ nennt.

Den Stamm verwendet man zum Bauen und Brennen, die Blätter zum Decken der Häuser und zur Verfertigung von Fächern, Matten, Körben und anderen nützlichen Hausgeräten. Desgleichen schreibt man auf dieselben mit Griffeln.

So ist denn diese Pflanze eines der köstlichsten Geschenke, die der Schöpfer den Bewohnern der heißen Zone gegeben hat. Sie speist, tränkt, erheitert und kleidet sie, verschafft ihnen die Hausgeräte, errichtet und deckt ihre Häuser, gibt ihnen Schreibmaterialien und Heilmittel für äußere und innere Krankheiten.

Wer sollte bei der Betrachtung dieses Baumes nicht die unendliche Güte unseres Gottes bewundern und mit David ausrufen: „Fühlet und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl dem, der auf ihn vertraut!“

Nach Heinisch und Ludwig.

40. Zum Walde.

Hin zum kühlen, grünen Grunde
möcht' ich ziehen jede Stunde,
nach der weiten, mächt'gen Runde,
die der Waldeshauch versüßt.
Würz'ger Duft entquillt der Rinde,
träufelt aus der blüh'nden Linde,
wehet durch die lauen Winde, —
Waldesodem, sei gegrüßt!



Sonne liegt auf allen Spitzen,
dringt durch die verborg'nen Ritzen,
und mit ihren Flammenblitzen
Waldesdickicht sie durchbricht.
Da mit wonnevollem Grauen,
Zieht's mich, nach dem schönen, blauen
Luftmeer spähend aufzuschauen;
von dem Dunkel auf zum Licht!

Und soweit die Blicke reichen,
webt von majestät'schen Eichen
holden Zauber ohne gleichen
der geliebte Aufenthalt.
Rauschet durch der Tannen Düster,
säuselt durch die weiche Rüster*),
leise spielend im Geflüster:
„O, du trauter, schöner Wald!"

Und ich fühl' die Brust sich weiten,
möchte meine Arme breiten
um das Meer von Seligkeiten,
das mein Aug' gefangen hält. —
Wie ich lauschte lang und lange,
ist mir's, ob mit einem Klange
alles einte sich im Sange:
„O, wie schön ist doch die Welt!" †

41. Das Eichhörnchen.

Pst, ein Eichhörnchen! Hoch oben sitzt es. Scharf sticht gegen den dunkelgrünen Tannenast sein brandroter Mantel ab, der an Bauch und Brust weiß verbrämt ist. Hoch aufgerichtet sind die Ohren, um den kreisenden Bussard oder den schleichenden Marder von weitem schon wahrzunehmen, und die großen, dunklen Augen schauen über dem stattlichen Schnurrbarte ebenso gutmütig, wie neugierig in die weite Welt hinaus. Der schlanke, zierliche Leib ruht auf den starken und längeren Hinterbeinen; der prächtige, zweizeilig behaarte Schwanz ist hinaufgeschlagen und überragt Rücken und Kopf noch um ein gut Teil. Zwischen den Vorderpfoten hält es eine Haselnuß und bearbeitet sie mit den meißelartig zugespitzten 4 Vorderzähnen, daß die Schale in Stücken umherfliegt.

Von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang hat das Eichhörnchen kaum eine Minute Ruhe. Wenn nicht der Wind gar zu kalt aus Mitternacht bläst, oder die Mittagssonne glühend auf dem Walde liegt, hüpft es von Ast zu Ast, springt es von Baum zu Baum; es wälzt sich im Übermute auf dem Boden und hascht in hundert possierlichen Sprüngen und Wendungen seinen eigenen Schwanz und hat

*) Rüster oder Ulme.

dann vollauf zu thun, den zerzausten Pelz durch Lecken und Putzen wieder in Ordnung zu bringen.

Nüsse, Buchecken, Eicheln, Fichtensamen, Äpfel- und Birnenkerne erhalten in steter Abwechselung die Tierchen bei gutem Appetite; mitunter füllt auch ein Steinpilz oder gar eine Drossel, ein junger Vogel, ein Ei seinen Magen. Was der Tag bringt, das genießt das Eichhörnchen, ohne sonderlich für die Zukunft zu sorgen. Darum ist es kein Wunder, daß im Winter zuweilen Schmalhans Küchenmeister ist; die Vorratskammern, welche das Eichhörnchen sich angelegt hatte, sind in kurzer Zeit geleert, und wenn der tiefe Schnee nicht bald wegtaut, hört manches den Kuckuck nicht wieder schreien.

Kölner Leseb.

42. August.

Weit auf das Thor! Der Erntewagen,
der volle, will hinein;
der Reichtum, den das Feld getragen,
er will geborgen sein.

Weit auf das Thor! In lust'gen Sprüngen
die Jugend will hinaus.
In hellem Jubel hört man's klingen:
Fahr' wohl, du enges Haus!

E. Ludwig.

43. Das Reh.

Das Reh ist ein munteres, gewecktes und schönes Tier. In allen seinen Bewegungen zeigt sich eine Leichtigkeit, in seinem Laufe eine Flüchtigkeit, die Staunen erregt. Seine vollen, glänzenden Augen beseelt ein frisches und mildes Feuer, das ganz mit seinem zierlichen Bau, mit seinen raschen Bewegungen und der Behendigkeit im Springen übereinstimmt. Sein heiterer Jugendsinn meidet feuchte und sumpfige Stellen und hohe, finstere Eichen- und Buchenwaldungen. Das Reh liebt mehr lichte Schläge, die an Saatfelder stoßen

Es ist listiger und viel flüchtiger als der Hirsch und läßt den verfolgenden Hund bald hinter sich. Es weiß diesen durch mannigfaltige Umwege, durch verdoppelte Kreuzsprünge irre zu führen, macht mitten im Lauf einen Absprung zur Seite, duckt sich wie ein Hase nieder und läßt die ganze Meute seiner aufgehetzten, bellenden Feinde vorüberziehen.

Die Jungen verbirgt das Reh im Gestrüpp und zeigt sich lieber selbst dem Jäger, um die Feinde von ihnen abzu-

lenken; doch bald kehrt es auf weiten Umwegen unversehrt zu denselben zurück. Wenn ihm der Wind entgegenkommt, wittert es den Menschen auf 300 Schritt. Stößt dem Rehbock etwas unvermutet auf, so stutzt er im ersten Augenblick, ist dann aber blitzschnell davon und warnt die Seinigen durch ein Pfeifen, das er dreimal wiederholt, und das weithin schallt. Jung aufgezogen, sind die Rehe allerliebste Geschöpfe; allein die Böcke nur so lange, bis sie ein tüchtiges Gehörn aufgesetzt haben.

Runkwitz.

44. Wanderlust.

Golden strahlt's im Ost empor,
und aus leichtem Nebelflor
steigt die Frühlingssonne;
als die Welt vom Traum erwacht,
hab' ich schnell mich aufgemacht;
Wandern meine Wonne!

Kühlend weht die frische Luft,
und ein süßer Blütenduft
würzt den schönen Morgen.
Vorwärts geht's mit leichtem Schritt,
was da drückt, nahm ich nicht mit,
ließ daheim die Sorgen.

Vöglein singt in Wald und Feld
ob der prächt'gen Gotteswelt,
läßt die Trauer andern;
und ich stimme froh mit ein,
grüß die Welt im ros'gen Schein, —
welche Lust, zu wandern!

E. A. Raßmann.

45. Die Eiche.

Die Eiche ist die Königin des deutschen Waldes, und kein anderer Baum gleicht ihr an Stärke, Festigkeit und Schönheit. Mark und Fülle zeigt ihr Wuchs von der tiefeinschneidenden Wurzel bis zum festen, schildgleichen Blatte und der derben Frucht. Der mächtige Stamm mit seiner rissigen, moosbewachsenen Rinde, die starken, knorrigen Äste, das eisenfeste Holz lassen die Riesenkraft ahnen, die, langsam aber sicher sich entwickelnd, durch Jahrhunderte hindurch vor den heftigsten Stürmen sich nicht beugt. Seit alter Zeit

haben daher die deutschen Dichter die Eiche als Sinnbild deutscher Kraft und deutschen Sieges gepriesen.

Bevor das Christentum zu den alten Germanen gebracht wurde, hielten unsere Vorfahren die Eiche für einen heiligen Baum. Sie hatten ihn dem Donnergotte geweiht, und im Schutze seines Laubdaches bauten sie ihren Göttern die Opferaltäre.

Mit Ehrfurcht und heiliger Scheu betrachteten sie den göttlichen Baum, und keines Menschen Hand würde es gewagt haben, ihn seiner Äste oder seines Laubes zu berauben oder gar ihn zu fällen. Den heiligen Götterhain zu betreten, war nur dem opfernden Priester gestattet; daher auch das Entsetzen der Heiden, als der heilige Bonifazius die Axt an die Wurzel der Donnereiche bei Geismar legte. Hier, in den Götterhainen barg man auch die geweihten Schlachtzeichen und holte sie unter feierlichen Zeremonien hervor, wenn die Gaue widerhallten vom Kampfruf gegen die Feinde des Vaterlandes. Kehrten dann die Krieger als Sieger zurück, so harrte ihrer ein Kranz von Eichenlaub, der ihnen mehr galt als eine Fürstenkrone.

War ehemals die stolze Eiche den falschen, heidnischen Göttern geweiht, so überschattet sie heute in katholischen Gegenden oftmals das einsam stehende Feldkreuz, oder es ziert ihren Stamm das Bild der Gottesmutter.

Die Eiche ist für uns von hohem Werte. Das Haus für die Lebenden, den Sarg für die Toten, das Schiff, das stolz den Seefahrer über das Weltmeer trägt, — alles gibt die Eiche. Jahrhundertelang trotzen besonders die aus dem rötlichen Holze der Winter- oder Steineiche verfertigten Geräte dem Zahne der Zeit. Die Rinde der jungen Eichenstämme, ihrer Äste und Zweige enthält bittere, zusammenziehende Stoffe und gibt die beste Lohe zum Gerben der Tierhäute. Die Früchte, Eicheln genannt, stehen in Trauben und sind ein vortreffliches Futter für die Schweine. Rinde, Blätter und Früchte werden als Arznei verwendet.

Nach Richter.

46. Das Moos.

Unten am Waldesboden, doch auch auf Wiesen und in Gärten, ja selbst an Mauern und Felswänden, auf Dächern und Steinen, sowie an Baumstämmen wächst das Zwerggeschlecht der Pflanzenwelt, das Moos.

Man kennt wohl mehrere hundert verschiedene Arten von Moosen, von denen die gröfsten nicht länger als ein Finger, die meisten aber so klein sind, dafs man mit blofsem Auge die einzelnen Teile, wie Wurzeln, Stengel und Blätter nicht unterscheiden kann. Selbst bei den gröfseren bemerkt man kaum die Würzelchen, so feine Fasern sind es.

Die Stengel sind von den Blättchen dicht umhüllt und kaum so stark als ein Fädchen Zwirn; die Blättchen selbst, wie weich und fein sind sie, wie zart und schön geformt! Da ein einzelnes Pflänzchen so schwach und hinfällig ist, dafs es nicht einmal allein stehen kann, oder allein doch im Winde vertrocknen und in der Sonne verdorren würde, so wächst das Moos stets in Gesellschaft. Tausend und aber tausend Pflänzchen derselben Art stehen beisammen und wölben sich zu dichten Polstern von frischem Grün. Das sind die weichen Ruhekissen und schwellenden Sofas, auf denen die Kinder im Walde ausruhen, wenn sie vom Erd- und Heidelbeersuchen ermüdet sind.

Am schönsten sind die Moose im Herbste und gegen Ende des Winters, also in den feuchten Jahreszeiten; denn Feuchtigkeit ist so recht die Lebensbedingung aller Moose. Darum haben sie auch im Sommer ein so trockenes Aussehen, sie sind dann dürr, grau und braun. Bringt man sie jedoch ins Wasser, so leben sie wieder auf und breiten sich aus.

So klein die Moose auch sind, so wichtig sind sie doch in der Natur. Sie umhüllen im Herbste die herabgefallenen Samenkerne der Bäume, die Eicheln, Bucheln und Nüsse mit ihrem weichen Flaum, schützen sie vor der Zerstörung durch die Kälte und bringen sie bei wiederkehrender Wärme durch die in ihnen enthaltene Feuchtigkeit zum Keimen.

Sie bilden auch ein weiches, warmes Winterlager für die kleineren Tiere des Waldes und deren Eier und Larven. Hier liegen runde Häufchen Spinneneier, dort ähnliche von Schmetterlingen; hier hat eine Bärenraupe ihre Winterschlafstelle ausgesucht, und dort ruht zusammengerollt eine Blindschleiche.

Kehren im Frühjahr die Vögel zurück, so sehen auch sie sich sehr bald nach dem Moose um; denn ihr Nestlein bedarf eine neue Bekleidung von innen und aussen, und da pafst ihnen das feine, weiche Moos eben recht. Später stellen sich Häslein und Reh und andere Tiere ebenfalls beim Moose ein und nehmen mit, so viel sie zum warmen Lager bedürfen.

In sumpfigen Gegenden wachsen in ungeheurer Menge die Torfmoose, die unten nach und nach absterbend den Torf bilden, während sie oben immer weiterwachsen; den Torf brennt man in vielen Gegenden anstatt des Holzes.

Auf den Bäumen wachsen die Moose besonders an der nordwestlichen Seite, weil diese am feuchtesten und die längste Zeit im Schatten ist; im Walde kann sich daher ein Verirrter darnach zurecht finden. Wenn aber die Moose einen Baum zu sehr überziehen, so werden sie ihm, obgleich sie im Winter eine schützende Decke sind, doch sehr nachteilig, weil sie in der Rinde Fäulnis verursachen und einer grofsen Menge schädlicher Insekten zum Aufenthalt dienen.

Herders Leseb.

47. Pilze und Schwämme.

Die Pilze und Schwämme unterscheiden sich hinsichtlich ihrer äußeren Gestalt wesentlich von den andern Pflanzen. Sie haben weder Wurzeln noch Blätter wie die übrigen Pflanzen, sondern bestehen meist nur aus einem Stiel oder Strunk und aus einem Hut, auch Fruchtträger genannt. An der Unterseite des Hutes haben manche, wie z. B. der Fliegenschwamm, strahlenförmige Blättchen oder eine Menge kleiner Öffnungen. Hier befinden sich die Samenkörnchen, Sporen genannt, welche zur Zeit der Reife ausfallen und neue Pilze hervorbringen.

Pilze und Schwämme entwickeln sich vorzüglich da, wo tierische und pflanzliche Stoffe in Verwesung und Fäulnis übergehen. Man trifft sie daher häufig an schattigen Stellen des Waldes, in Gärten und auf Wiesen, zuweilen auf Flüssigkeiten und am Brote als Schimmel, ja sogar auf lebenden Tier- und Pflanzenkörpern als Schmarotzer.

Der wesentlichste Teil der Pilze ist das Pilzlager, das aus vielen, fortwachsenden Fäden besteht und unter dem Boden sich befindet. Aus diesem kommen sie oft über Nacht und in solcher Menge hervor, daß sie wegen ihres schnellen Aufschießens und Wachstums sprichwörtlich geworden sind.

Die Hutpilze oder Schwämme enthalten viel Nährstoff, so daß sie den Körner- und Hülsenfrüchten an die Seite gestellt werden und als Ersatz für Fleisch gelten können. Aber die Furcht vor den giftigen Schwämmen ist die Ursache, daß sie als Nahrungsmittel bei uns noch keine weite Verbreitung gefunden haben. Denn leider sind häufig die angegebenen

Erkennungszeichen giftiger Schwämme nicht zutreffend. Die meisten verändern während ihres Wachstums Gestalt und Farbe, und viele genießbare Schwämme nehmen je nach ihrem Standort oder bei Überreife giftige Eigenschaften an. Verdächtig sind immer diejenigen, welche beim Zerbrechen oder Zerschneiden die Farbe ändern.

Giftig sind der Fliegenschwamm mit knolligem Stiel und lederfarbenem bis scharlachrotem Hute, auf welchem weiße Punkte wie Perlen sitzen; der bittere Täubling mit trichterförmigem, rotem Hute; der Satanspilz mit dickem Strunke und polsterförmigem Hute — läuft beim Zerbrechen rötlichblau an —, das Mutterkorn, welches sich auf Roggenähren findet und in größerer Menge dem Mehle schädliche Wirkungen mitteilt; der Getreidebrand.

Schädlich, wenn auch in anderer Weise als die Giftpilze, erweist sich der Hausschwamm, welcher sich in dumpfen Räumen an feuchtem Holze bildet, die Luft verpestet und das Holzwerk, ja selbst das Mauerwerk der Gebäude zerstört.

Zu den eßbaren Schwämmen zählt in erster Linie der wohlschmeckende und nahrhafte Champignon. Denselben findet man wildwachsend auf Wiesen und Feldern, seltener im Walde, dagegen sehr häufig auf Pferdetriften. Er wird aber auch künstlich wie Gemüse gezogen. Der Eier- oder Dotterschwamm, auch Pfifferling genannt, ist von gelber Farbe und zeichnet sich durch den anfangs gewölbten, später trichterförmig vertieften Hut aus. Der Stein- Edel- oder Herrenpilz mit gelbbräunlichem Hute findet sich besonders in lichten Laub- und Nadelwaldungen. Das feste, weiße Fleisch dieses vorzüglichen Schwammes schmeckt und riecht angenehm und verändert sich an der Luft nicht. Er wird häufig an der Sonne oder im Backofen getrocknet und für den Winter aufbewahrt. Die gelbliche Speisemorchel trägt auf breitem, weißem Stiel einen eiförmigen, zugespitzten Hut. Die knollenförmigen, wohlschmeckenden Trüffeln wachsen unter der Erde und werden insbesondere in Italien und Südfrankreich von hiezu abgerichteten Hunden aufgesucht und gesammelt.

In Gemüsegärten und auf Grasplätzen gedeihen die kugeligen Stäublinge oft in großer Menge. So lange sie jung sind, haben sie eine weiße Farbe und werden gerne gegessen. Nützlich, wenn auch nicht durch sein Fleisch,

erweist sich der Feuerschwamm, der an der Rinde alter Laubholzbäume, besonders der Buche, wächst, und aus welchem der Zunder bereitet wird.

Herders Leseb.

48. Die Biene.

Diese kleinen Insekten geben dem Menschen ein gutes Beispiel des Fleifses und der Ordnung. Wie bewunderungswürdig, wie höchst künstlich und wie so aufserordentlich nützlich sind ihre Arbeiten! Mit Aufmerksamkeit und Schonung betrachte man einen Bienenstock, welcher etwa 20000 Arbeitsbienen und mehr als 1200 Drohnen in sich fafst, geleitet von einer Königin. Von ihr, der Bienenkönigin, hängt das Schicksal des ganzen Stockes, das Wohl und Wehe der einzelnen ab. Und wird die Königin getötet, so kommt alles in Verwirrung, Unordnung und Unthätigkeit. Die Übrigen verlassen sogleich den Stock, fliegen einzeln und traurig davon und sterben! — Sind in einem Bienenstocke ihrer zu viele, so stellt sich eine junge Königin an die Spitze, und viele, viele junge Bienen folgen ihr. — Das heifst man schwärmen.

Die Arbeitsbiene ist die kleinste im Stocke. Sie ist zur Arbeit geschaffen und daher mit schaufelförmigen Hinterfüfsen versehen, in die sie mit feinen Bürstchen an den Füfsen den Blütenstaub sammelt, zu Wachs formt und in den Stock trägt. Sie hat einen Saugrüssel, um den Honig aus den Blumenkelchen zu ziehen, und einen Stachel, mit Widerhaken versehen. Dieses Stachels bedient sie sich, wenn sie beunruhigt, gestört wird. Beim Stiche dringt eine ätzende Feuchtigkeit aus einem Bläschen in die Wunde und entzündet diese. Die Biene stirbt sogleich nach dem Stiche, weil der Stachel meistens stecken bleibt. Die Arbeitsbienen füttern auch die Brut und reinigen den Stock.

Die Drohne oder männliche Biene ist gröfser als die Arbeitsbiene und hat keinen Stachel. Vor dem Eintritte des Winters werden die Drohnen von den Arbeitsbienen getötet, weil sie dieselben als unnütze Müfsiggänger betrachten. — Sind sie getötet, so

werden sie aus dem Stocke geworfen. Die Königin ist das einzige Weibchen im ganzen Bienenstocke. Sie allein legt die Eier.

J. G. Wirth.

49. Die Schnecke.

Kaum hat der Frühlingsregen den Boden befeuchtet, so kriechen allenthalben Schnecken. Hier am Boden entlang wandern fingerlange Nacktschnecken, schwarz oder gelb; dort am Baumstamme hinauf kriechen kleine und größere Schnecken mit gelben, bunten oder einfach grauen Häuschen. Wie kommt es, daß die ersteren kein Häuschen haben, in das sie sich zurückziehen können, wenn ihnen Gefahr droht, wie die übrigen es thun? Haben sie es vielleicht verloren? Nein, sie haben nie ein solches gehabt und können sich auch nie ein solches bauen.

Woher haben denn aber die Schnecken ihr niedliches Haus? Laß dir's erzählen! Die alte Schnecke legt viele, beinahe erbsengroße Eier an den feuchten Moosrasen. Die Sonne brütet die Eier aus, und aus jedem kriecht ein winziges Schnecklein mit einem kleinen Häuschen auf dem Rücken. Aber das Haus wird der Schnecke bald zu klein. Da streckt sie ihre zwei Augen bedächtig aus; sie stehen auf Stielen. Sie schaut sich nach Nahrung um und kriecht zum saftigen Rasen. In ihrem Munde besitzt sie zwei kleine Zähne; damit beißt sie die kleinen Blätter ab und verzehrt sie. In ihrem Körper verwandeln sie sich in einen glänzenden Schleim; damit hält sie sich fest, wenn sie kriecht. Eben aus diesem Schleime baut sie sich ein neues, größeres Häuslein, allmählich einen Ring nach dem andern, bis eine neue Windung fertig ist. Niemand sieht's dem gelb und braun gefleckten Schneckenhause an, daß es von Gras und von den Blumen herstammt. So verwandelt sich auch Brot und Suppe in die festen Knochen unseres eigenen Leibes.

Das Haus vertritt bei der Schnecke die Stelle der Knochen. Sie ist an dasselbe gewachsen und kann es nicht verlassen. Wenn es Winter werden will, zieht sie sich ganz in ihr Haus zurück, macht aus Schleim eine Thüre davor und schläft ein.

Sie schläft, bis der Frühling sie weckt. Mitunter kommen aber auch wohl während des Winters Vögel und suchen die schlafende Schnecke auf. Sie zerschellen das Schneckenhaus an einem Steine und verzehren die Bewohnerin. Ist die Schnecke alt geworden, so schließt sie ihre Thür wohl noch einmal, öffnet sie aber nicht wieder. Das Häuschen ist jetzt ihr Sarg, zu dem sie sich selber den Deckel bereitet.

Nach H. Wagner.

50. Verwandlung der Insekten.

Du hast vielleicht schon an den Brennesseln grauschwarze Raupen gesehen, die am ganzen Leib kleine Stacheln haben. Niemand wird diesen Tierlein nachsagen, daſs sie schön seien. Hingegen gibt es andere Raupen, welche die schönsten Farben und Streifen an sich haben. Manche tragen noch kleine, schönfarbige Büschel am Kopfe. Wenn nun das Spätjahr heranrückt und es liegt morgens der Reif, dann sieht es bedenklich aus fürs Fortkommen einer Raupe. Erstlich findet sich bald nichts Grünes mehr zur Nahrung, und zweitens kann sie die Kälte nicht ertragen. Hätte die Raupe Menschenverstand, so würde sie sich schwere Sorgen machen und sagen: „Was soll ich essen? Womit soll ich mich kleiden?“ Tiere denken aber nicht. Gott selbst denkt für sie und lehrt sie in allen Umständen, was sie zu thun haben.

So auch die Raupe. Sie hört auf einmal auf zu essen, verdaut noch, was sie gegessen hat, und wird langweilig. Man merkt, daſs etwas mit ihr vorgeht. Nachdem sie einen oder zwei Tage so trübsinnig dagesessen ist, als wollte sie noch ihr Gewissen erforschen und ein Testament machen, schleicht sie abseits und spinnt sich einen Sarg. Manche Gattungen von Raupen graben sich sogar eine Gruft in dem Erdboden. Dort legt sich die Raupe hin, streift noch den Werktagsrock ab samt den Füſsen und den Freſswerkzeugen und sieht jetzt aus wie ein eingewickelter Leichnam. Man heiſst diese Gestalt eine Puppe. Die bleibt im Winter wie tot liegen, iſst nicht und trinkt nicht, friert nicht, schwitzt nicht, arbeitet nicht, geht nicht spazieren, kurz sie liegt da wie tot.

Kommt nun der Frühling und ziert sich die Erde mit Kräutern und Blumen, dann regt sich neues Leben in dem kleinen Leichnam. Die Hülle springt auf und heraus steigt — keine Raupe mehr, sondern ein geflügeltes Wesen, das sich auseinanderfaltet und schon nach einem Tag zu einem Schmetterling gestaltet. Dieser schwebt mit groſsen, schönen Flügeln umher, oft bis zu den höchsten Bergen hinauf. Der Schmetterling friſst kein Laub wie die Raupe; er flattert zu den duftigsten Blumen und saugt Honigsaft daraus. Bevor er stirbt, legt er Eier. Daraus entwickeln sich dann wieder Raupen, Puppen und Schmetterlinge.

Die Verwandlung des Schmetterlings ist ein Bild der Auferstehung. Daraus zeigt uns Gott, wie er auch uns zu Schönerem und Edlerem umwandeln könne, als wir auf Erden sind.

Aber um nochmal auf die schwarzgraue Raupe an den Brennesseln zu kommen: Wird die ein Schmetterling mit trüben, grauen Farben? Nein! Die entpuppt sich als ein so schöner, farbenreicher Schmetterling, daſs man ihn wegen der runden, roten, gelben und braunen Zeichnung auf den Flügeln das Pfauenauge heiſst. Dagegen entwickeln sich gerade die prächtigsten Raupen groſsenteils zu sogenannten Nachtfaltern. Die haben einen dicken Leib, kleinere Flügel, gröbere Köpfe, schmutziggraue Farbe und getrauen sich gar nicht, beim Sonnenschein umherzufliegen.

Ebenso mag's bei der Menschenauferstehung gehen. Manche Menschen mit körperlichen Vorzügen mögen jenseits elendiglich aussehen, während andere Personen von kümmerlicher Gestalt einst in strahlender Schönheit erglänzen werden.

Nach Alban Stolz.

51. Das Gewitter.

I.

Eine der schönsten und erhabensten, zugleich aber auch der furchtbarsten Erscheinungen in unserem Luftkreise ist das Gewitter. Seine Entstehung ist abzuleiten von Anhäufung der Elektricität in der oberen Luft. Bei jeder Wolkenbildung ist Elektricität mit im Spiel; am stärksten ist dies der Fall bei der Bildung von Gewitterwolken. Die Entladung geschieht durch einen Funken, und wir nennen denselben Blitz.

Interessant ist es, die Bildung der Gewitterwolken vom Anfang an zu beobachten. Es zeigen sich dabei, obgleich vielfältig verschieden, folgende Haupterscheinungen. An heiſsen Tagen steigen gegen Mittag dicke Wolken am Himmel auf, die bald ruhig an einem Orte verharren, bald sich langsam vorwärts bewegen. Die Luft wird immer schwüler, und kein Lüftchen regt sich über der sonnenverbrannten Flur.

Nach und nach kommen noch mehrere Wolken zum Vorschein, und diese werden sichtlich von den Hauptmassen angezogen, mit welchen sie sich vereinigen. Die leichtere Wolke entsendet Streifen aus gegen die schwerere, ähnlich wie die feinen, leichten Körperchen von der elektrisierten Glas- oder Harzstange angezogen werden, und folgt bald diesen Vorläufern nach. Nachdem so die Hauptwolken die kleineren an sich gezogen haben, so nähern sie sich selbst einander und bilden endlich eine dicke, schwarze Masse, die sich ziemlich tief an die Erdoberfläche anlegt.

Häufig sind die Wasserscheiden auch die Wetterscheiden. Oft begleitet diese Wolkenmasse noch ein Streifen rötlich-grauer, gezackter Wolken, die Hagelwolken. Nachdem sich auf diese Art unter bedeutsamer Stille der Himmel mit dichter Schwärze bekleidet hat, erhebt sich plötzlich der Sturm. Die Wolken geraten in Bewegung, und nun erst fährt, von betäubendem Donner begleitet, der Blitz herab. Ein Blitz, der in der Nähe einschlägt, ist von augenblicklichem, prasselndem und knallendem Donner begleitet. Nach der Zeitdauer, welche zwischen Blitz und Donner liegt, kann man die Entfernung des Blitzes ermessen; denn in jeder Sekunde pflanzt der Schall sich 333 Meter fort.

II.

Der Blitz schlägt, wenn er nicht in andere Wolken fährt, in jeden ihm zunächst liegenden Gegenstand, der ihn in den feuchten Erdboden ableiten kann; daher trifft er besonders hervorragende Bergspitzen, Türme, einzelne Häuser, Bäume, Menschen und Tiere auf dem Felde. Sein Weg ist abhängig von der Beschaffenheit des getroffenen Körpers. Findet er mehrere gleich gute Leiter, so teilt er sich oft in mehrere Strahlen. Von einem schlechten Leiter springt er stets auf den besseren über, immer dem Wasser oder der tiefen, feuchten Erde zustrebend und alle dazwischen liegenden Nichtleiter auf seinem Wege zerschmetternd oder, wenn sie brennbar sind, entzündend.

Daraus ergeben sich von selbst die Vorsichtsmaſsregeln. Im Hause entferne man sich vom Ofen oder vom Schornstein, da sowohl das Eisen als der Ruſs leiten, und lasse das Feuer ausgehen, um die Rauchsäule zu hemmen. Auf der Straſse halte man sich in der Mitte, weil ein einschlagender Blitz leicht Trümmer von den Häusern wirft und von einer Dachrinne auf den Menschen abspringen kann. Im Freien nähere man sich hohen Bäumen, aber trete nicht unter ihr Laubdach, um sich gegen Regen zu schützen; im Freien fahrend, steige man vom Wagen, aber bleibe nicht zu nahe bei den Pferden. Man fürchte weder Donner noch Blitz; denn der Donner, den man hört, und der Blitz, den man sieht, sind mit ihrer Gefahr bereits vorüber.

Mit Entsetzen nehmen wir beim Gewitter die furchtbaren Wirkungen der Elektricität wahr. Umsomehr müssen wir darüber staunen, in welch' hohem Grade der Mensch dieselbe sich dienstbar gemacht hat. Die Stromelektricität erzeugt Licht und Wärme, sie erschüttert alle mit Nerven versehenen Wesen und zersetzt zusammengesetzte, in Flüssigkeiten aufgelöste Körper in ihre einfachen Stoffe.

Sie verleiht dem Eisen magnetische Kraft, dadurch kann im Telegraph das geschriebene und im Telephon das gesprochene Wort in allerkürzester Frist in ferne Länder getragen werden. In neuester Zeit können mit Hilfe der Elektricität eine Menge mechanischer Arbeiten verrichtet werden, und zwar solche, die ehedem nur durch die Kraft des Menschen, der Pferde und des Dampfes möglich waren.

Nach Pfaff u. a.

52. Der Blitzableiter.

Benjamin Franklin war der erste, dem es gelungen ist, nachzuweisen, daſs die Gewitterwolken Elektricität enthalten. Er fand dieses, indem er einen sogenannten Drachen einer Gewitterwolke entgegen hatte steigen lassen und mittels der Schnur Luftelektricität zur Erde leitete.

Demnach ist die Ursache des Blitzes die in der Gewitterwolke angehäufte Elektricität. Die sichtbare Erscheinung der Vereinigung der entgegengesetzten Elektricitäten ist der Blitz; das sie begleitende Geräusch ist der Donner. Bei dem Vorgang nimmt man einen an Schwefel erinnernden Geruch wahr. Geht der Blitz durch Körper, welche die Elektricität gut leiten, wie dicke Metallstangen und Drähte, so werden diese, wenn sie mit der nassen Erde in Verbindung stehen, nicht verletzt. Andere Körper, welche dem Durchgang der Elektricität Hindernisse entgegensetzen, wie sehr dünne Metalldrähte, Holz, Stroh, Heu, werden zerschmettert oder bis zur Entzündung erhitzt. Menschen und Tiere werden betäubt oder geötet.

Zum Schutz der Gebäude und ihres Inhalts vor dem Blitz werden an den höchsten Stellen der Gebäude Metallleitungen angelegt, die bis in den unterirdischen Wasserbezirk reichen. Dieselben dienen den sich während des Gewitters gewaltsam ausgleichenden Elektricitäten, dem Blitz, als Leitung und heiſsen deshalb Blitzableiter.

Die Hauptteile eines Blitzableiters sind die auf den höchsten Stellen des Gebäudes befestigten Auffangstangen, welche mit sicher metallisch bleibenden, meist vergoldeten Ausströmungsspitzen versehen sind. Von den Auffangstangen führen starke, metallische, aus einem einzigen Stück bestehende Ableitungen am Gebäude herab zur Erde und von dieser bis zu den der verteilenden Wirkung der Wolkenelektricität besonders ausgesetzten Stellen der Erde. Solche Stellen sind bei Regen an der obersten Erdschicht, und bei trockenem oder beschneitem Boden in jenem unterirdischen Wasserbezirk zu suchen, der in Bächen, Flüssen, Seen, Sümpfen

zu Tage tritt. Jener zweite Teil der Leitung heiſst die Erdleitung.

Wenn der Blitzableiter sachgemäſs eingerichtet und hinreichend stark ist, um die mächtigsten, elektrischen Ausgleichungen auszuhalten, so ist das Gebäude und sein Inhalt durch ihn sicher beschützt. Wenn an einem mit Blitzableiter versehenen Gebäude Beschädigungen durch Blitz vorkommen, so ist der Blitzableiter nicht richtig eingerichtet oder nicht mehr in Ordnung. Daher ist es dringend geboten, daſs die Blitzableiter durch wirkliche Sachverständige hergestellt und von Zeit zu Zeit untersucht werden.

Die Gebäude, die am häufigsten von Blitzen getroffen werden und die vor allem geschützt sein sollten, sind diejenigen, welche die Nachbarschaft weit überragen, wie Kirchen, Schlösser, Rathäuser, Kasernen, Fabrikschornsteine, einzelstehende Häuser, Gebäude am Ufer von Flüssen und Seen, Heumagazine, Scheunen und dumpfe Stallungen über einem mit Jauche durchsetzten Untergrund.

Württemb. kath. Leseb.

53. Sommerabend.

Der Tag war heiß, nun weht es kühle,
und leise schauert es im Ried;
die Drossel singt ihr Abendlied
im Tannenwipfel an der Mühle.
Die laute Arbeit ist verstummt,
die lärmenden Geschäfte schweigen,
nur daß noch in den Lindenzweigen
die nimmermüde Biene summt.

Die Wachtel sagt, sie will nun schlafen,
und wünscht dem Landmann gute Nacht,
derweil der Mond am Himmel wacht,
der stille Hirt, bei seinen Schafen.
Im Busch erstirbt der letzte Hauch;
das Huhn im Weiher ging zur Raste
und auf der Tanne dunklem Aste
die Drossel, meine Freundin, auch. —

Da horch, die Vesperglocke schallte!
Nun knie und bete, Menschenkind,
daß aller, die in Trauer sind,
der milde Vater liebreich walte

und alle nehm' in seine Hut
und deiner auch in Gnaden denke
und dir so tiefen Frieden schenke,
als jetzt auf diesem Thale ruht.

F. W. Weber.

54. Der Herbst.

Vollendet ist jetzt bald der Lauf des Jahres, der Sommer geht zu Ende und der Herbst ist herangezogen. Mit ihm ist in der Natur auch schon vieles anders geworden. Auf der Wiese, wo sonst eine Menge Blumen gestanden, ist das letzte Gras aufgesproßt und darunter die Zeitlose. Auf dem Acker, wo die reifen Garben gelegen, ist jetzt wieder frisch umgebaut und neuer Samen fürs nächste Jahr in die Furchen gestreut. Am Kirschbaum, wo die blutroten Kirschen gehangen, fängt das Blatt an, sich zu röten; was dagegen im Frühling am Apfelbaum als rötlich weiße Blüte gestanden, ist nun zum roten Apfel herangereift. Die zarte Weinblüte hat süße Trauben getragen, und die Frucht der langen Arbeit des Jahres kann jetzt mit Freuden eingesammelt werden.

Es ist eine fröhliche Zeit für die Kinder, denn sie dürfen Obst schütteln oder Weinlese halten.

Die Sonne scheint schon viel kürzer und nicht mehr gar so warm; trüber, feuchter Nebel zieht durch das Thal und bald liegt in der Frühe der Reif und dann der erste Schnee auf Baum und Wald. Der bunte Schmetterling wird sich bald einpuppen; die Schwalben und Störche ziehen fort in fernes Land, wo sie es wärmer haben als bei uns. Die Drosseln und Amseln singen auch nicht mehr.

Es wird stille in der Gegend draußen wie im Friedhof.

Auch für den Menschen kommt einmal eine Zeit der Ruhe und Stille, eine Zeit des Friedhofes. Wir sind auf Erden nur Wanderer und Pilger. Es wartet unser der Tod, und wir müssen sterben. Die Seele steht alsdann vor Gottes Gericht, den Leib aber tragen sie dahin, wo man in den letzten Herbsttagen das traurigste und letzte aller Feste des Kirchenjahres feiert — Allerseelen.

Aus Hattlers Kindergarten.

55. September.

So manches Wetter ist vorbeigezogen,
von dem das Kornfeld gnädig ward verschont;
der Wind spielt leise in den gold'nen Wogen,
in denen heute noch die Wachtel wohnt.

Für morgen liegt für die gereiften Saaten
geschliffen ja die Sense schon bereit;
sie fallen rauschend hin, die dichten Schwaden,
der reiche Segen — einer Erntezeit.

Geschäftig Leben herrscht in Rebgeländen,
gesammelt wird die Traube und gesucht,
und eingekeltert wird von fleiß'gen Händen
des edlen Weinstocks köstlich süße Frucht.

Verlockend winkt der Apfel dort vom Baume;
der wirft dir seine Fülle in den Schoß,
und leicht löst sich die duftig zarte Pflaume
vom dünnen, schwanken Stiel des Astes los.

Ja, hast im Lenz thatkräftig du geschaltet
Und senktest überall du guten Samen ein,
hast deiner Pflicht im Sommer du gewaltet:
wird überreich im Herbst die Ernte sein.

†

56. Der Weinstock.

Was die Rose unter den Blumen ist, das ist die Weintraube unter den Früchten — die Königin. Lieblich ist schon der Geruch der zarten Blüte, aber noch herrlicher ist der Geschmack der gereiften Beere.

Der Weinstock ist ein strauchartiges, mit Ranken versehenes Gewächs, gleichsam darauf angewiesen, dafs es der Mensch stütze, leite und pflege. Seine Äste heifsen Reben; sie klimmen an Pfählen empor. Die Blätter sind grofs und schön gelappt, die Blüten grünlich und im ganzen unansehnlich.

Bis gegen den Oktober ist die Traube zur Reife gelangt, und es beginnt die Weinlese. Oft ist der Winzer die steilen Treppen hinaufgestiegen auf die steilen Höhen und hat im Strahle der glühenden Sonne gehackt und den Rebstock beschnitten und angebunden, und gar mancher Schweifstropfen ist ihm

bei der sauren Arbeit von der Stirne gefallen. Jetzt steigt er mit Butten voll süſser Trauben herab, die Kelter zu füllen. Der süſse Traubensaft, der Most, quillt aus der Kelter, und der Weingärtner verkauft ihn groſsenteils um teures Geld, während er den andern Teil in seine Fässer füllt, damit er das Jahr über, wenn der Most ausgegoren hat, den Wein daraus trinken kann zu seiner Stärkung und Erquickung.

Das ursprüngliche Vaterland dieser edlen Gottesgabe ist Mittelasien. Dort wächst der Weinstock wild und erreicht nicht selten den Umfang von 1—2 m, steigt zum Gipfel der höchsten Bäume hinan, dieselben ganz umschlingend und verbindend, und trägt überreichlich die herrlichsten Trauben. In der Nähe des Ararat fing Noah an, ihn zu bauen. Auch in Palästina gedeiht der Weinstock vortrefflich, und was die heilige Schrift von den groſsen Trauben Kanaans erzählt, das bestätigen auch neuere Reisende.

Jetzt ist der Weinstock über einen groſsen Teil der Erde verbreitet. In den sehr kalten und den sehr heiſsen Ländern gedeiht er aber nicht, weil ihm dort die nötige Sommer- und Herbstwärme, hier die gleichfalls nötige Winterkälte fehlt. Am besten gedeiht er in den warmen Gegenden der gemäſsigten Zone. Frankreich und Österreich, hier vorzüglich Ungarn, zeichnen sich durch die Güte und Menge ihrer Weine aus. Auch in unserm deutschen Vaterlande wird der Weinbau nicht unbedeutend betrieben; besonders an den sonnigen Seiten der Berge am Rhein und an dessen Nebenflüssen bis zur Sieg hin wächst trefflicher Wein. Der Wert des in Europa gezogenen und gewonnenen Weines läſst sich jährlich auf mehr als 36 Millionen Mark im Durchschnitt annehmen.

Württemb. kath. Leseb.

57. Die Reblaus.

Es gibt unter den Insekten mehrere, welche dem Weinstock schädlich werden, und zwar Schmetterlinge, Käfer, Schildläuse und Milben. In neuerer Zeit hat die Reblaus „Phylloxera vastatrix“ in den Weinpflanzungen Deutschlands nicht geringen Schaden angerichtet. Sie ist wirklich eine vastatrix, d. i. eine Zerstörerin, und ihr schlimmes

Werk beginnt sie damit, daß sie die Stechborsten ihres Saugschnabels in die Rinde der Weinstockwurzel einsenkt, um den Nahrungssaft aus der Pflanze auszupumpen. Es entstehen infolgedessen knotenförmige Anschwellungen an den feinen Würzelchen und Beulen an den stärkeren Wurzeln.

Wenn diese krankhaften Bildungen überhandnehmen und alsdann in Fäulnis übergehen, so ist der Weinstock zu Grunde gerichtet. Die Wurzeln können nicht mehr Nahrung aus der Erde aufnehmen, die Triebe und Blätter verkümmern, und die Rebe bringt keine Frucht.

Der Vernichtungskampf, den man nun schon über 20 Jahre gegen diese schädlichen Insekten führt, hat den deutschen Bundesregierungen die nicht geringe Summe von 4 ½ Mill. Mark gekostet. Man wendet zur Vertilgung besonders Wasser und Petroleum an.

Die Reblaus vermehrt sich in kurzer Zeit außerordentlich. Nachdem das Tierchen dem Ei entschlüpft ist, bildet sich noch in dem Herbste die Reblauslarve, welche bis zum Frühjahre dauert; ihre Größe ist 0,3—0,5 mm. Das Tier beginnt nun sein Zerstörungswerk an den Wurzeln der Rebstöcke, häutet sich dreimal und legt dann 30—40 Eier. Aus diesen entwickeln sich wieder rasch junge Rebläuse, und so beträgt die Nachkommenschaft der *einen* Reblaus bis zu ihrem Lebensende, wenn sie sich ungestört vermehren konnte, 24 300 000 Rebläuse, welche die Wurzeln der Rebe wie mit einer gelben Schicht bedecken und alsbald auch die benachbarten Weinstöcke verderben.

*

58. Wer das doch könnte!

Gemäht sind die Felder, der Stoppelwind weht,
hoch droben in Lüften mein Drache nun steht;
die Rippen vom Holze, der Leib von Papier,
zwei Ohren, ein Schwänzlein sind all seine Zier;
und ich denke: So drauf liegen im sonnigen Strahl, —
ach, wer das doch könnte, nur ein einziges Mal!

Da guckt' ich dem Storch in das Sommernest dort;
guten Morgen, Frau Störchin, geht die Reise bald fort?
Ich blickt' in die Häuser zum Schornstein hinein:
O Vater, o Mutter, wie seid ihr so klein!
Tief unter mir säh' ich Fluß, Hügel und Thal, —
ach, wer das doch könnte, nur ein einziges Mal!

Und droben, gehoben auf schwindelnder Bahn,
da faßt' ich die Wolken, die segelnden, an;
ich ließ' mich besuchen von Schwalben und Kräh'n,
da könnt' ich die Lerchen, die singenden, sehn;
die Englein belauscht' ich im himmlischen Saal, —
ach, wer das doch könnte, nur ein einziges Mal!

Viktor Blütgen.



59. November.

In warmer Stube jetzt zu sein,
beim lieben, trauten Lampenschein:
das läßt man sich gefallen.
Beim Ofen die Gemütlichkeit,
die wir verschmäht zur Sommerszeit,
willkommen ist's jetzt allen.

Wohl ward es draußen finstre Nacht,
wohl hat der Sturm sich aufgemacht
und rüttelt an den Scheiben.
Doch, wie er tobt mit aller Kraft,
nur höheres Behagen schafft
er unserm stillen Treiben.

Ob's schöne Zeit, ob's reiche Zeit,
Wo Frieden herrscht und Einigkeit,
da, merk' ich, blaut der Himmel;
da ist noch Frühlingssonnenschein,
wenn Martin kommt ins Land herein
geritten auf dem Schimmel.

E. Ludwig.

60. Der Löwe.

»Die Erde bringe Tiere aller Art hervor!«

Der Löwe heifst nicht mit Unrecht der König der Tiere. Sein Mut und Ernst, sein scharfer, funkelnder Blick, seine aufserordentliche Kraft und wunderbare Gewandtheit haben ihm diesen Ehrennamen erworben.

Während des Tages liegt er verborgen in einer einsamen Felskluft im Schlafe. Weckt ihn die Abenddämmerung, dann richtet sich das mächtige Tier auf, schüttelt die Mähne, legt den grofsen, fast viereckigen Kopf auf die Vordertatzen und erhebt sein fürchterliches, donnerähnliches Gebrüll. Dann verstummen die übrigen Tiere der Wildnis und verbergen sich angstvoll oder suchen zu entfliehen. Selbst beherzte Jäger hat es schon mit einem solchen Entsetzen erfüllt, dafs sie die Besinnung verloren, wie erstarrt dastanden und unfähig waren, sich zu verteidigen.

Nun beginnt der Löwe seinen Raubzug, legt sich in das Schilfrohr der Flüsse, oder in das dichte Gebüsch, das die Quelle überschattet, und lauert auf die Tiere, welche in der Abendkühle zur Tränke kommen. Hat er eine Antilope oder ein anderes Tier erspäht, so richtet er sich katzenartig zum Sprunge und ist seines Zieles sicher.

Die Stärke des Löwen, dessen Körperlänge ohne den Schweif etwa zwei Meter beträgt, ist ungeheuer.

Mit einem Schlage seiner Tatze oder seines Schweifes streckt er ein grofses Tier zu Boden, setzt mit einem mächtigen Sprunge über die zwei Meter hohen Hürden einer Herde, packt ein Schaf, ein Rind oder ein Maultier im Nacken, und ehe noch der Wächter im Zelte sich aufrafft, ist der Räuber mit der Beute verschwunden. Auch den Karawanen schleicht er nach und holt sich aus deren Mitte heraus sein Opfer. So wurde eine Reisegesellschaft, als sie in einer Sommernacht ihr Gezelt an einem Gebüsche aufgeschlagen hatte, plötzlich durch das Gebrüll eines Löwen aufgeschreckt. Er hatte sich unvermerkt so herangeschlichen, dafs er mit einem Sprunge einen von den Reisenden fassen konnte. Er packte sein Opfer im Nacken und war mit Blitzesschnelle davon. Im nahen Gebüseh hörte man unter seinen stahlharten Zähnen nur noch das Krachen der Knochen des Unglücklichen.

Man hat schon die Grofsmut und Dankbarkeit des Löwen gerühmt. Von der Dankbarkeit des Löwen erzählt man rührende Beispiele. Münster Leseb.

61. Das Kamel.

Wer ein Kamel mit seinem mißgestalteten, ja häßlichen Körperbau zum erstenmal sieht, dem könnte der Anblick ein halb mitleidiges Lächeln erregen. Das löst sich aber bald in Bewunderung der Weisheit Gottes auf, wenn man erfährt, wie so außerordentlich zweckmäßig dieses Tier für seine Bestimmung eingerichtet und in welch hohem Grade dasselbe für den Menschen nützlich ist

Der große, fast plumpe Körper trägt einen kleinen Kopf auf dünnem, langem, unschön gebogenem Halse. Aber mit diesem Halse vermag es während des Gehens die kleinste Distel am Boden zu erreichen. Die Augen sind groß und ausdrucksvoll. die Ohren rund und kurz; aber jene helfen ihm in den pfadlosen Wüsten den Weg finden, und diese vernehmen leicht den Räuber, der leise die Karawanen umschleicht. Die ziemlich stark gebogene Nase wittert aus weiter Ferne die erfrischende Quelle, und das Tier verdoppelt seine Schritte, um sie zu erreichen.

Das Gebiß zeigt oben zwei, unten sechs scharfe Schneidezähne, mittels welcher es die harten Gewächse mit einem Bisse abzuschneiden vermag. Die scharfen Dornen und Stacheln dieser Pflanzen vermögen weder dem Gaumen noch der Speiseröhre zu schaden; denn der Gaumen ist lederartig und umhüllt die Stacheln

alsbald mit einem zähen Schleime. Diese spärlichen Pflanzen bieten nur kärgliche Nahrung; aber das Kamel ist genügsam und kann auch längere Zeit des frischen Trankes und der Nahrung entbehren. Es ist nämlich im stande, von dem getrunkenen Wasser allmählich kleinere Mengen zur Löschung seines Durstes zu verbrauchen. Hungern kann es, weil es außer seinem weiten Magen, der viel Nahrung faßt, in seinem Fetthöcker eine Vorratskammer besitzt. Dieser schwillt nämlich bei reichlicher Nahrung an und sinkt in schlechten Zeiten nach und nach ganz zusammen.

Die hohen, schmächtigen Beine können weit ausgreifen, so daß ein Kamel unbelastet täglich 110 km zurücklegen kann. Die beiden Hufe der Füße sind durch breite, schwielige Sohlen verbunden, wodurch der Gang ein leiser, und das Einsinken in den losen Wüstensand verhindert wird. Auch an der Brust und an den Knieen hat das Kamel Schwielen und bringt sie schon mit auf die Welt, um an denselben, wenn es ruht oder bepackt wird, ein Polster zu haben.

Wie die Sonne ohne Stillstand vom Aufgange bis zum Niedergange eilt, so schreitet das Kamel in den gewöhnlichen Tagreisen mit einer Last von 250—500 kg rastlos vom Orte des Aufbruchs bis zum Lagerplatz durch die Wüste. Die Bewegung ist eine eigentümlich schaukelnde, aber gleichmäßige. Der Schritt ist leise und vorsichtig, und auch an steilen Bergabhängen läuft es sicher vorüber. Dabei ist es sehr ausdauernd und trotz seiner zeitweisen Störrigkeit sehr lenksam. Für liebreiche Worte hat es Verständnis, und soll ein besonders starker Marsch gemacht werden, so sind Gesang und Musik die wirksamsten Mittel, um es in raschem Gange zu erhalten.

So ist das Kamel für die Wanderungen in der Wüste wie geschaffen, und es gibt kein Tier, bei dem die Vorsehung, welche jedem Geschöpfe seine Lebensart und seinen Lebenszweck beschieden hat, augenfälliger hervortritt als bei diesem. Kein Tier ist aber auch durch die Natur seit Jahrtausenden mit dem Leben des Menschen so eng verbunden wie das Kamel Der Ägypter rechnet es zu den drei Wohlthätern seines ohne Nil, Palmen und Kamel unbewohnbaren Landes, und der Araber nennt es in seiner bilderreichen Sprache treffend „das Schiff der Wüste“. Es ist sein Sklave, sein Reichtum. Es wird abgerichtet, sich auf den Boden zu werfen und die schwersten Lasten geduldig auf sich zu nehmen. Demütig und geduldig beugt es die Knie vor seinem Herrn, damit er es bequem belade. Auf seinen Wink erhebt es sich und folgt seiner Stimme. Er nährt sich von seiner Milch, ißt sein Fleisch und kleidet sich in seine Wolle; ja, selbst den getrockneten Mist verwendet der Araber in jenen von allem Holz entblößten Gegenden als Brennmaterial. Die edlen, einhöckerigen Kamele heißen auch Dromedare, die zweihöckerigen Trampeltiere. Württemb. kath. Leseb.

62. Der Elefant.

Wo die hohen Palmen mit ihrem dunkeln Grün emporragen, wo der Tiger in den undurchdringlichen Waldungen haust, wo die Königsschlange und die Brillenschlange auf ihre Beute lauern, wo das ostindische Krokodil im schlammigen Schilfe des Ganges lagert: da lebt auch der Riese der jetzigen Tierwelt, der Elefant.

Dieses gröſste aller Landsäugetiere erreicht eine Höhe von 3—4 m und wird 3 m lang; der dicke, kurze Kopf hat auffallend kleine Augen, die aber viel Klugheit verraten, und breite, herabhängende Ohren. Die Nase ist zu einem langen, ungemein beweglichen Rüssel gestaltet. Derselbe ist ein wahres Wunderwerk. Der Elefant kann ihn über 2 m lang ausdehnen und bis auf etwa $^1/_2$ m zusammenziehen und besitzt in ihm eine solche Kraft, daſs er nicht bloſs einen Menschen, sondern den stärksten Tiger damit zu Boden schlägt, Bäume ausreiſst und sich selbst die Waren aufladen hilft. Wie der Ochse seine Hörner, der Löwe seine Tatzen, so hat der Elefant seinen Rüssel als furchtbare Waffe bekommen. Zugleich ist er mit diesem starken Arm im stande, wie mit einer Hand die kleinsten Geldstücke von der Erde aufzunehmen, Knoten zu lösen, Thürschlüssel zu drehen und Blumen zu pflücken. Er tastet mit der Spitze desselben ebenso fein wie mit einem Finger, er riecht auch damit; denn vorn in dessen Mitte ist eine Öffnung, auf deren Grund man die beiden Nasenlöcher sieht.

Da der Hals des Elefanten so kurz, steif und dick ist, daſs er mit demselben nicht auf die Erde zu reichen vermag, so ist ihm der Rüssel unentbehrlich. Er pflückt damit nicht nur Gras und Laub, sondern schöpft auch Wasser und spritzt es in den Rachen, welcher so tief in dem unteren Teil des Kopfes liegt, daſs er ein Teil der Brust zu sein scheint. Mit dem Rüssel zieht er auch, wenn es heiſs ist, Wasser ein, um sich alle Teile seines Körpers damit zu bespritzen. Belästigen ihn Insekten, so schlägt er mit dem Rüssel nach ihnen oder bricht einen Zweig von einem Baume, um sie durch Wedeln mit demselben zu verjagen, oder er bedeckt die empfindlichen Stellen mit Staub.

Die gewaltigen Stoſszähne sind 1—2 m lang und werden zusammen gegen 100 kg schwer. Sie liefern das kostbare Elfenbein. Das feinste Elfenbein kommt aus Indien, das meiste aber erhält man aus Afrika, jährlich etwa für 10 bis 15 Millionen Mark. Dafür müssen gegen 50 000 Elefanten erlegt werden.

Der Rumpf des Elefanten ist sehr plump. Die schwarzgrau gefärbte Haut ist gleich der Borke eines älteren Baumes dick und nur in der Jugend mit spärlichen Haaren besetzt. Seine Beine gleichen vier dicken, mächtigen Säulen, auf denen der schwere Riesenleib ruht.

So plump und schwerfällig nun auch der Elefant nach seinem Körperbau ist, so geschickt und rasch ist er in seinen Bewegungen. Sein Trab ist noch schneller als der Galopp des schnellsten Pferdes, und samt den schwersten Lasten schwimmt er gewandt über breite Ströme, wobei er seinen Rüssel hoch in die Luft streckt.

Die Elefanten leben herdenweise in den waldigen Gegenden der heifsen Zone der alten Welt, am liebsten in der Nähe der Flüsse, wandern gerne von Sumpf zu Sumpf, oder ziehen den Regenströmen und Wasserlachen nach. Sie nähren sich von dem Laub und den Zweigen der Bäume. Wehe aber den Fruchtfeldern, wenn sie von einer Herde Elefanten heimgesucht werden! Denn am Mais, Reis und vorzüglich am Zuckerrohr richten sie meist schreckliche Verheerungen an.

Der indische Elefant läfst sich, jung eingefangen, leicht zähmen und abrichten und leistet dann dem Indier als Last- und Zugtier die wichtigsten Dienste. Im Altertum verwendete man die Elefanten sogar im Kriege, indem man eine Art hölzerner Türme auf ihrem Rücken erbaute und diese mit Streitern besetzte. Jetzt führt man sie zur Schau von Stadt zu Stadt und läfst sie ums Geld die verschiedenartigsten Kunststücke machen.

Nach Brandenburger.

63. Der Walfisch.

Der Walfisch ist das gröfste Säugetier. Zwischen der dicken Haut und dem groben Fleische liegt ein sehr dicker Speck. Der Kopf nimmt fast die Hälfte des ganzen Tieres ein, und das Maul ist so grofs, dafs ein Mann bequem darin umhergehen kann. Die speckige Zunge ist 9 m lang, 3 bis 4 m breit und mit ihrer ganzen Unterseite festgewachsen. Statt der Zähne hat der Walfisch 300 bis 400 hornartige Platten oder Barten. Diese Barten sperren, wenn der Wal das Maul schliefst, die Gaumenhöhle nach aufsen vollständig ab; sie geben 3000 Pfund Fischbein. Auf dem Kopfe befinden sich die Spritzlöcher, aus denen er das Wasser 7 bis 8 m hoch herausspritzt. Dieser sonderbare Springbrunnen macht ein Geräusch, das man ziemlich weit hört.

Die Seitenflossen des Walfisches, die er wie Arme gebrauchen kann, sind 2 bis 3 m lang. Wenn das Junge müde ist vom Schwimmen, so nimmt es das Alte zärtlich zwischen die Flossen und trägt es. Der Schwanz ist 6 bis 8 m breit und hat eine grofse Kraft. Mit einem Schlage desselben kann der Walfisch ein Boot zerschmettern. Wenn er einige Minuten unter dem Wasser geblieben ist, so kommt er herauf, streckt den Kopf aus dem Wasser heraus und holt 8 bis 9 mal Atem. Dabei stöfst er bei kaltem Wetter einen Dampf aus, gleich dem Rauche eines Ofens.

Und nun sage mir, wovon dieses gewaltige Tier lebt? Das wird ja wohl recht grofse Fische verschlingen? O nein, denn es hat einen so engen Schlund, dafs man kaum mit einer Faust durchfahren kann. Bedenke einmal, der ungeheure Walfisch lebt meist von Schleimtierchen, die nur 3 cm lang sind. Diese Tiere verschlingt er in solcher Menge, dafs man sie Walfischaas nennt. Aufserdem frifst er auch Heringe und kleine Krebse. Jubitz.

64. Das Krokodil.

Wer sich mit Recht vor den Eidechsen fürchten oder durch die Erlegung derselben eine Heldenthat vollbringen will, der muß nach Ägypten gehen. Dort, in dem mächtigen Nilflusse, lebt das fürchterliche Krokodil, das nichts anderes ist als eine 7—8 m lange Eidechse. Der Rücken des gewaltigen Tieres ist braun- oder schwarzgefleckt und mit einem undurchdringlichen Schuppenpanzer bedeckt; am Bauche ist es weich und von weißlichgelber Farbe. Der lange Kopf ist plattgedrückt. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen gegen 30 scharfe Zähne; der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte der ganzen Körperlänge.

Das Weibchen legt alle Jahre 20—100 häutige Eier, die kaum größer sind als die Eier einer Gans, und verscharrt sie in den heißen Sand am Ufer. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Ratte (Ichneumon) gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen.

Die Hauptnahrung des Krokodils besteht in Fischen, größeren und kleineren Säugetieren. Daneben frißt es alles Lebendige, was von ihm erreicht und bezwungen werden kann.

Ganz für das Wasser geboren, ist das Krokodil in diesem Elemente äußerst flink. Der lange Ruderschwanz und

die Schwimmhaut zwischen den Zehen der Hinterfüße setzen das Tier in stand, im Wasser ohne Mühe seine Nahrung zu finden. Langsam schwimmt es unter der Oberfläche des Wassers zu dem Tiere heran, das zur Tränke kommt, oder zu dem Menschen, der sich dem Ufer nähert, schnellt plötzlich aus dem Wasser empor, erfaßt seine Beute, zieht sie in die Flut hinab und ertränkt sie, wonach der Leichnam in aller Gemächlichkeit auf einer Sandbank verzehrt wird.

Aber auch auf dem Lande, wohin sich das Krokodil manchmal begibt, ist es durchaus nicht schwerfällig und kann sich so leicht im Kreise umdrehen, daß man ihm selbst durch das schnellste Hin- und Herlaufen nicht zu entfliehen vermöchte. Glücklicherweise greift es landeinwärts den Menschen niemals an. Es eilt vielmehr, wenn es sich verfolgt sieht, pfeilschnell dem Wasser zu oder sucht sich, wenn ein solches nicht zu erreichen ist, im hohen Grase oder im Dickicht zu verbergen.

„Tropenwelt" von Helwig.

65. Das Renntier.

Das Renntier ist der Hirsch des Nordens. Es kommt an Größe dem Damhirsch gleich, nicht aber an Leichtigkeit der Gestalt. Seinen gedrungenen Körper tragen stämmige Beine, die auf breiten Hufen ruhen; die dunkle, dichte Behaarung, die unter dem Halse eine Mähne bildet, zeigt das Geschöpf der kalten Zone an. Selbst die Schaufeln seines vieläftigen Geweihs gehören zu dieser polaren Ausrüstung; denn sie dienen ihm nicht allein als Zierde und Waffe, sondern auch als Grabscheit, um im Winter, wenn alles Grün unter dem Schnee begraben liegt, die nährenden Renntierflechten und Moose hervorzuscharren. Darum hat der gütige Schöpfer auch dem Weibchen ein Geweih gegeben, welchen Schmuck bei uns die Hirschkuh und die Rehgeiß entbehren.

Die Schnelligkeit des Renntiers ist eine außerordentliche, wenn auch keine langanhaltende. Es jagt über die Schneeflächen, stürzt jähe Abhänge hinab und eilt in leichtem Sprung über den halbgefrorenen Fluß. Selbst wenn Nebel und Schneestürme alles in Nacht einhüllen, setzt es den Weg fort, bis es plötzlich, wie vom Naturtrieb gewarnt, am Rande einer Kluft innehält, die doch sein scharfes Auge nicht entdecken konnte.

Dem Renntier fehlt es nicht an Feinden. Es hat sich gegen Bär und Wolf zu verteidigen. Sein ärgster Feind aber ist die Renntierbremse. Das Renntier kennt sie wohl und erschrickt schon, wenn es das Summen des nahenden Ungeziefers vernimmt,

weicht rechts und links aus, immer über ihm die Bremse. Sie läßt ihm ein Ei auf den Rücken fallen. Daraus kriecht eine Larve hervor, welche sich in die Haut des Renntiers einbohrt; nun ist es gezwungen, sie unter Qualen zu ernähren. Später puppt sie sich ein, und aus der Puppe fliegt seine Feindin, die Bremse, wieder auf.



Mit dem Leben des Renntiers ist das Leben der nordischen Völker Europas und Asiens untrennbar verbunden. Es ist ihr ganzer Reichtum. Leichten und sicheren Fußes zieht es den Schlitten des Lappen, trägt ihn, labt ihn mit kräftiger Milch und gewährt ihm nahrhaftes Fleisch. Ja, es geht überhaupt von diesem Tiere nichts nutzlos verloren; denn selbst die Knochen und Sehnen weiß der Lappe für seinen ärmlichen Haushalt zu verwerten. Mit der Haut kleidet und schützt er sich, er behängt damit sein Zelt, belegt seinen Schlitten und das Lager der Lebenden und der Toten.

Nach Masius.

66. Goldene Tierschutzregeln.

Wohl ist das Tier dir untergeben
zum Dienste als ein treuer Knecht,
doch nimmst du grundlos ihm das Leben,
verletzest du ein heilig Recht.

Denk, wie genügsam und geduldig
das Tier stets ist zum Dienst bereit,
drum bist Geduld auch du ihm schuldig
und gute Pflege jederzeit.

Lafs nie die Wahrheit dir entschwinden:
„Wie du, so fühlt den Schmerz das Tier!“
Denk stets: „Was würde ich empfinden,
geschähe wie dem Tiere mir?“

Quäl' nie ein Tier auf steilem Wege
durch rohen Schlag und schwere Last,
doch sei auch sorgsam in der Pflege,
gib Nahrung ihm und gönn' ihm Rast!

Erspar' dem Tiere alle Qualen,
Wenn du's vor Pflug und Wagen spannst,
vor Frost und heifsen Sonnenstrahlen
beschütze es, so gut du kannst.

Es kann das kranke Tier nicht klagen,
drum hilf ihm du zu jeder Frist,
und kann's auch nicht „Vergelt's Gott!“ sagen,
glaub, dafs der Lohn dir sicher ist.

Ist's dein Beruf, ein Tier zu töten,
vollziehe sicher deine Pflicht,
denk an des eigenen Todes Nöten
und quäl' das arme Opfer nicht!

Der Vögel Nester sollst du schonen,
und bringt der Winter bittre Not,
so streue du, es wird sich lohnen,
den armen, lieben Vöglein Brot.

Der Wurm selbst, der im Staub sich windet,
er sei verschont von deinem Tritt;
denn auch das kleinste Tier empfindet
die süfse Lust des Lebens mit.

Des Tieres Schutz sei deine Sache;
denn, wenn es auch nicht reden kann,
ruft das gequälte Tier zur Rache
mit stummem Blick den Himmel an.

Franz Bonn.

67. Dezember.

Dahin sind die Blumen! Nun schlummern sie all',
umhüllt von der glitzernden Decke,
sie stört nicht der Flocken gleichmäßiger Fall
im Schlafe, bis Lenz sie erwecke.

Die Kinder auch bleiben jetzt gerne im Haus;
da endet die Fröhlichkeit nimmer;
gemütlicher ruht sich's am Abende aus
im warmen, behaglichen Zimmer.

Entschlummern sie dann, naht ein Engel sich sacht
und malt mit dem kundigen Finger
ans Fenster des Kämmerleins still in der Nacht
die zierlichsten, lieblichsten Dinger.

Das Kind weilt im Traume in Wiese und Wald
ergötzt sich am fröhlichen Treiben;
und wenn es erwacht, — sieht's den Winter alsbald,
Und Blumen — gepreßt an die Scheiben.

†

68. Der Winter.

Nicht umsonst sagt man, daß jede Jahreszeit ihre besondere Schönheit habe. Ebenso hat sie auch der Winter. Die ganze Natur hüllt sich in ein weißes Gewand, den Schnee. Alle Farben des Frühlings, Sommers und Herbstes sind erloschen, und nur eine ist es, in welche die Erde sich kleidet: es ist die weiße Farbe, die Farbe der Unschuld. Welch schönen Anblick gewährt uns das winterliche Leben! Die schneebedeckten Berge sind bald von den Strahlen der Sonne wunderhell beleuchtet. Alles hat einen blendenden Mantel, ein glänzendes Kleid, einen heiligen Schmuck. Der weißliche Reif schimmert in tausend Diamanten gebrochen beim Licht der Sonne und nicht viel weniger beim Licht des Mondes und der Sterne. Die Fußtritte der Wandelnden tönen und klingen. An die Fenster zaubert die Natur liebliche Blumen. Die winterliche Kälte aber stärkt die Nerven, erfrischt den Menschen, rötet das Angesicht und treibt zur Bewegung und Thätigkeit. Nach Staudenmaier.

69. Die Steinkohlen.

Die Steinkohlen sehen schwarz und glänzend aus und brennen mit dichter, rauchiger Flamme. Im Feuer backen sie zusammen und verbrennen allmählich zu Asche. Als Brennmaterial dienen sie zur Heizung der Dampfmaschinen, in zahlreichen Fabriken zum Schmelzen der Metalle, zur Feuerung in der Küche, zur Erwärmung der Zimmer. Man verwendet sie ferner in Ziegel-, Glas- und Schmiedeöfen, zur Bereitung des

Leuchtgases und ganz besonders bei der Dampfschiffahrt und für die Dampfwagen der Eisenbahnen. Man kann mit Recht sagen, daß der heutige, großartige Verkehr zu Wasser und zu Land und nicht minder die ausgedehnte Gewerbsthätigkeit ihren Aufschwung zu einem großen Teil der Steinkohle verdanken. Selbst aus ihrem schwarzen, rußigen Rauche weiß der Mensch noch große Vorteile zu ziehen.

Die Steinkohlen werden in vielen Flözgebirgen in überaus großen Massen angetroffen. Die vielen Pflanzenabdrücke, die man in solchen Gebirgen findet, deuten darauf hin, daß die Steinkohlen nichts anderes sind als verkohlte Überreste von Pflanzen, die bei den großen Veränderungen, welche die Oberfläche der Erde erlitten hat, in ihrem Schoß begraben worden sind. Es mag freilich dem einen oder andern unbegreiflich scheinen, wie solche Steinkohlenlager, von denen manche eine Dicke von 6—12 m haben und sich meilenweit erstrecken, aus Überbleibseln untergegangener Pflanzen entstanden sein sollen.

Wer aber schon von den ungeheuern Urwäldern Amerikas und anderer entlegener Weltteile oder von unsern großen Torfmooren gehört hat, der wird es nicht mehr unglaublich finden. Gewiß ist, daß die Pflanzen früherer Zeit ein sehr üppiges Wachstum gehabt haben. Dem Untergang einer solchen Pflanzenwelt also verdanken wir den fast unerschöpflichen Reichtum der Kohlenminen in England, in Frankreich, in den Niederlanden, in Deutschland und in vielen Ländern Europas und andern Erdteilen. Man hat berechnet, daß England allein jährlich mehr als 25 Millionen Tonnen (à 1000 kg) Steinkohlen gewinnt.

Man sollte meinen, eine so ungeheure Ausbeutung der Kohlenbergwerke müßte ihren Vorrat bald erschöpfen; aber die Gruben von Newcastle*) allein sind im stande, noch lange Zeit alljährlich jenen Vorrat zu liefern. So sorgte die göttliche Vorsehung schon auf Jahrtausende hinein für das Glück und den Wohlstand der Völker.

Aber die Gewinnung der Steinkohlen hat auch schon Tausenden von Menschen das Leben gekostet. Die Bergleute sind nämlich bei ihrer unterirdischen, dunklen Arbeit vielen Gefahren ausgesetzt, die meist unversehens eintreten: durch Einsturz von Gesteinsmassen, durch einbrechende Wasserfluten, besonders aber durch Entzündung der Grubengase, auch „schlagende Wetter“ genannt. Württemberg. kath. Leseb.

70. Der Schwefel.

Der Schwefel ist von eigentümlich gelber Farbe, fettglänzend, ohne Geruch und Geschmack. Er verbrennt, wenn

*) Sprich Njukaßl.

er angezündet wird, mit bläulicher Flamme. Dabei entwickeln sich schwere, weiße Dämpfe, welche zum Husten reizen; Menschen und Tiere müßten darin ersticken. Im Wasser kann man den Schwefel nicht auflösen, aber bei gelinder Wärme läßt er sich schmelzen.

Am häufigsten kommt der Schwefel, und zwar gediegen, in der Nähe von feuerspeienden Bergen vor, wie auf der Insel Sizilien; man findet ihn aber auch mit Erzen vermischt, wie im Schwefelkies, sowie in Steinarten, wie im Gips, sodann in manchen Mineralquellen, in Pflanzen- und Tierstoffen. Beim Verwesen solcher Stoffe bildet sich das übelriechende Schwefelwasserstoffgas, das wir z. B. bei faulenden Eiern wahrnehmen. Man benützt den Schwefel zur Anfertigung von Schwefelfäden oder Zündschnüren, womit man Pulverminen in Bergwerken und Steinbrüchen anzündet, und von Schwefelschnitten zum Einbrennen der Fässer. Mittels der Schwefeldämpfe werden Stroh und Wolle gebleicht und Blumen entfärbt. Mit geschmolzenem Schwefel werden Eisenstäbe in Stein eingekittet. Seine Hauptverwendung aber findet der Schwefel bei der Bereitung des Schießpulvers und der Streichzündhölzchen, sowie in der Heilkunde.

Württemberg. kath. Leseb.

71. Das Salz.

Das Kochsalz ist weiß und wasserhell, selten farbig. Im Wasser löst es sich auf. Aus der Luft zieht es Wasser an und wird feucht. Auf glühende Kohlen gelegt, zerspringt es unter Knistern. Tröpfelt man auf das Salz etwas Schwefelsäure, so steigt unter Zischen ein weißer Rauch auf; es sind giftige Chlordämpfe, wie wir mittels unserer Nase wahrnehmen können.

Dieses merkwürdige Mineral kommt auf der Erde in fester Form als Steinsalz vor, ferner gelöst in manchen Quellen, sodann in Seen und besonders im Meere, endlich auch als Überzug in manchen Steppen. Hiernach unterscheidet man hauptsächlich Stein-, Sol-, Meer- und Steppensalz.

Das Steinsalz findet sich in der Erde in mächtigen Lagern oder Flözen vor, über und zwischen welchen andere Salzarten, Gips und Thon gelagert sind. Im reinen Zustande bildet es regelmäßige, würfelförmige Stücke. Das sind Salzkrystalle. Sehr häufig ist es aber mit Gips, Muschel-

kalk und andern Mineralien vermengt. Das so durch fremdartige Stoffe verunreinigte Salz ist von gräulicher, oft rötlicher Farbe. Es wird in größeren und kleineren Stücken vom Felsen gesprengt. Ein Teil davon wird gemahlen, in Säcke verpackt und kommt als sogenanntes „Viehsalz" in den Handel. Ein anderer Teil wird im Wasser aufgelöst. Die erdigen, nicht löslichen Teile schlagen sich nieder, wogegen das gesättigte Salzwasser, die künstliche Sole, in Röhren nach der Saline geleitet und hier in großen, flachen, eisernen Pfannen abgedampft wird. Die Salzteile körnen sich, werden herausgenommen, getrocknet und als Kochsalz verkauft.

Das See- oder Meersalz wird an den Küsten nördlicher und südlicher Meere gesammelt. Im Süden leitet man das Meerwasser in flache, weite Gruben, in welchen es durch die Sonnenwärme verdunstet, worauf das Salz trocken auf dem Boden zurückbleibt. In kalten Ländern läßt man das Meerwasser gefrieren, wobei die Salzteile nicht im Eise bleiben, sondern sich ausscheiden und zu Boden sinken. Dann wirft man das Eis heraus und versiedet den Bodensatz. Das Seesalz hat eine gräuliche Farbe und einen etwas bitteren Geschmack. Es dient am besten zum Einpökeln der Seefische.

Das Kochsalz ist in unerschöpflicher Menge in die Erde gebettet, und manche Länder besitzen großartige Salzbergwerke, so findet sich in Österreich das zu Wieliczka (Galizien) und das zu Hallein bei Salzburg, in Bayern das Salzbergwerk in Berchtesgaden und in Reichenhall gibt es ergiebige Salzquellen.

Seine vorzüglichste Verwendung findet das Kochsalz als Würze unserer Speisen. Auch viele Tiere, wie das Schaf, das Rind und die Gemse lecken gerne Salz. Mit Salz lockt der Jäger das Wild des Waldes und gewöhnt es, an bestimmte Stellen zu kommen, damit es von ihm leichter erlegt werden kann. In der Arzneikunde wird das Salz gegen äußere und innere Schäden angewendet.

Des Salzes bedient man sich ferner zur Erhaltung des Fleisches und verschiedener Gemüse, weil es diese Nahrungsmittel vor Fäulnis bewahrt. In den Glashütten braucht man es bei der Bereitung des Glases, in den Seifensiedereien zur Herstellung der Seife, und der Landmann streut die Abfälle als Dungmittel auf Äcker und Wiesen.

Im Altertum wurde das Salz bei Opfern und Bündnissen gebraucht, und Salz und Brot mit jemand essen gilt

heute noch bei den morgenländischen Völkern als Zeichen der Freundschaft. Schon von Moses wird Salz als eine wesentliche Zugabe der Speiseopfer erwähnt. Ebenso ist es von alters her ein Sinnbild der belebenden Kraft, in welchem Sinne Christus seine Apostel das „Salz der Erde" nennt. Auch die Kirche verwendet das Salz, bei der Wasserweihe und bei der hl. Taufe. Württemb. kath. Leseb.

72. Das Gold.

Das Gold hat durch seine schöne, gelbe Farbe und seinen ausgezeichneten Glanz seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Es ist auch wirklich ein schönes Metall, besonders deswegen, weil es weder rostet noch schwarz wird, und kein Schmutz dauernd auf ihm haftet oder gar in dasselbe eindringt. Darum hängt aber auch der Mensch so leicht sein Herz daran und schätzt es über Gebühr, oft höher als ein gutes Gewissen. Viel besser wäre es, wenn jedermann sich's zum Vorbilde nähme und dafür sorgte, dafs seine Seele rein bleibe wie Gold.

Zu den weiteren bemerkenswertesten Eigenschaften des Goldes gehören seine bedeutende Schwere und seine aufserordentliche Dehnbarkeit. Ist es doch $19\frac{1}{2}$ mal so schwer als Wasser, und aus einem Gramm Gold läfst sich ein Faden von 2000 m Länge ziehen.

Da das Gold so weich ist, dafs man es mit dem Messer schneiden kann, so würden die aus ihm angefertigten Münzen, Geräte und Schmucksachen beim Gebrauche sich rasch abnützen. Deshalb vermischt man das Gold, um es härter zu machen, mit Silber oder Kupfer. Ja, gar häufig werden sogar Gegenstände von geringerem Metall mit einer sehr dünnen Schicht von Gold überzogen; sie sehen dann aus, als wären sie aus reinem Golde verfertigt. So erscheint auch mancher Mensch äufserlich oft besser, als er innerlich ist, was ihm freilich wenig Ehre macht, auch selten lang verborgen bleibt.

Das Gold ist ziemlich verbreitet, aber niemals in grofsen Massen, weswegen es auch kostbarer als die

übrigen Metalle ist. Am goldreichsten ist Amerika, wo Kalifornien durch seinen Goldreichtum berühmt geworden ist. Auch in Afrika und in Australien wird jetzt viel Gold gewonnen, und in Europa haben Rufsland und Ungarn die reichsten Goldlager. In der Regel findet es sich rein oder gediegen im Sande der Flüsse und im aufgeschwemmten Lande, desgleichen auch in gröfseren Stücken oder in kleineren Körnchen zwischen allerlei Gestein im Innern der Erde.

Münster Lesebuch.

73. Das Eisen.

Das Eisen kommt nur in den Meteorsteinen rein oder gediegen vor. Mit anderen Körpern verbunden ist es das verbreitetste Metall. Die meisten roten, braunen und gelben Erden und Steine verdanken ihre Färbung einem Gehalte von Eisen. Manches Quellwasser ist von Eisenrost gelb gefärbt; ja, auch in den Pflanzen und selbst im Blute der Menschen und Tiere ist Eisen vorhanden.

Eisenerze finden sich fast in allen Ländern der Erde. Ganz besonders scheint das Eisen ein Produkt der gemäfsigten und kalten Zonen zu sein, während die edlen Metalle und die kostbaren Edelsteine mehr in der heifsen Zone vorkommen. Am reichsten an Eisenerzen ist Norwegen und Schweden, England und Deutschland. Nächst England gewinnt Preufsen das meiste Eisen.

Das reine Eisen mufs erst aus den Eisenerzen gewonnen werden. Das geschieht durch die Macht des Feuers in den Hochöfen, so genannt, weil sie turmartig hoch gebaut sind. Die festen Eisensteine werden hier gemischt mit Kohle und Sand aufgeschichtet und durch das gewaltige Feuer zum Schmelzen gebracht, so dafs dann unten an dem Feuerthor das reine Eisen rotglühend hervorfliefst. Es ist dies das schwarzgraue Gufseisen. Ganz rein ist es noch nicht, denn mit ihm ist noch Kohle verbunden, welche macht, dafs es dunkel und spröde ist, sich nicht mit dem Hammer schlagen, wohl aber giefsen läfst. So könnten es aber die vielen Handwerksleute, die uns aus Eisen allerlei fertigen müssen, nicht gebrauchen: sie müssen es hämmern können; deswegen mufs das Gufseisen auch noch von seiner letzten Beimischung, der Kohle, geschieden werden. Dies geschieht in dem Hammerwerk.

Hier wird das Gufseisen abermals bis zur sogenannten Weifsglühhitze erhitzt und dadurch erweicht; in diesem

Zustande wird es durch die gewaltigen Schläge mächtiger Hämmer zusammengepreſst und durch das Einwirken der Luft, welche die Kohle verbrennt, von derselben befreit. Das so zubereitete Eisen heiſst nun Stabeisen; es ist zähe und dehnbar geworden und läſst sich willkürlich bearbeiten, hämmern und feilen, zu feinem Draht ausziehen und zu dünnem Blech auswalzen, nur nicht mehr schmelzen.

Eine dritte Art Eisen ist der Stahl. Er ist schmelzbar wie Guſseisen und zugleich schmied- und dehnbar wie Stabeisen, nur härter als dieses, sehr elastisch und zugleich leicht zu polieren; gewöhnlich ist er von blauschwarzer Farbe. Um den Stahl zu bereiten, wird dem Guſseisen nur ein Teil seiner Kohle genommen, oder dem Stabeisen wieder etwas Kohle beigemischt. An und für sich ist der Stahl leicht schmiedbar wie das Stabeisen; kühlt man aber glühenden Stahl in kaltem Wasser ab, so wird er ganz verändert: er wird so hart, daſs man Glas damit ritzen kann, aber auch im höchsten Grade spröde und dadurch unschmiedbar. Dieser Stahl heiſst gehärteter Stahl, und aus ihm werden Nadeln, Feilen und Stahlfedern gefertigt. Wird aber der gehärtete Stahl nochmals glühend gemacht, und läſst man ihn dann langsam erkalten, so wird er wieder weich und schmiedbar wie roher Stahl oder wie Stabeisen.

Nach Ocken.

74. Magnet und Kompaſs.

Wohl nichts in der Natur erregt unsere Verwunderung so sehr, als daſs es Stahlstücke gibt, welche die besondere Eigenschaft haben, Eisen anzuziehen und diese Eigenschaft andern Stahlstücken mitzuteilen. Diese Anziehungskraft bemerkte man schon im Altertum an gewissen Eisensteinen, die sich im Lande der Magneten in Thessalien, Magnesia, fanden. Die Alten nannten sie deshalb Magnetensteine; wir nennen sie Magnete, und zwar natürliche Magnete; die ihnen innewohnende Kraft aber heiſsen wir Magnetismus. Später gelang es, diese magnetische Kraft auf Stahlstücke zu übertragen, welche dadurch zu künstlichen Magneten oder Magnetstäben wurden.

Da die Wirkung auf Eisen an den Enden dieser Magnetstäbe am stärksten sich zeigte, bog man sie zur Hufeisenform um, um die Anziehung der Enden vereint wirken zu lassen. Die so geformten Magnete nennt man Hufeisenmagnete und das ihren Enden gemeinsam vorgelegte Eisenstück ihren Anker. Die vereinte Anziehung der

Enden des Hufeisenmagnets auf den eisernen Anker ist ziemlich grofs. Der Magnet zieht Eisen und Stahl, auch ganz reinen Nickel an, nicht aber andere Stoffe.

Die zwei Endpunkte des Magnets, wo die Anziehung am stärksten wirkt, nennt man die Pole des Magnets.

Die Eigenschaft, Eisen anzuziehen, ruft jeder Pol des Magnets in einem Stück Eisen, z. B. einem Drahtstück, hervor, das in seiner Nähe ist. Dies benützt man, um aus Stahl künstliche Magnete herzustellen. So kann man aus einer Nähnadel eine magnetische Nadel machen, indem man sie einige Zeit statt des Ankers an den Hufeisenmagnet anlegt und dann abreifst. Ein derart magnetisch gewordenes, beiderseits zugespitztes Magnetstäbchen nennt man eine Magnetnadel.

Läfst man die Magnetnadel wagrecht auf einem Stifte schweben, so stellt sie sich in eine Richtung, die nahezu die von Süden nach Norden ist, und kehrt immer wieder in dieselbe zurück, wenn man sie aus derselben abgelenkt hat. Dasselbe thut die magnetische Nähnadel, wenn man sie in ihrer Mitte an einem Faden aufhängt.

Alle Magnete nehmen, wenn sie frei schweben, die Süd-Nordrichtung an.

Das hiebei nach Norden sich richtende Ende nennt man den Nordpol und das entgegengesetzte den Südpol des Magnets. An den Magnetnadeln hebt man die nach Norden sich kehrende Spitze durch blaue Färbung hervor; am Hufeisenmagnet bezeichnet man sie durch einen Strich oder ein N.

Die freischwebende, auf der Vorderseite blaugefärbte Magnetnadel kann man zur Auffindung der Süd-Nord-Richtung und damit der West-Ost-Richtung verwenden und sich so orientieren,*) auch wenn die Sonne nicht scheint. Befestigt man jene Spitze samt der freischwebenden Magnetnadel im Mittelpunkt einer Zeichnung, welche die Windrichtungen angibt und Windrose genannt wird, so kann man diese so lange drehen, bis das N unter dem blauen Ende der Magnetnadel sich befindet; dann ist die Windrose orientiert und gibt die Himmelsgegenden nahezu richtig an.

Die mit einer Windrose verbundene schwebende Magnetnadel nennt man Kompafs.

Seine Erfindung, welche ums Jahr 1300 stattfand, hatte eine vollständige Umwandlung des Welthandels zur Folge, weil man sich mit seiner Hilfe erst ins Meer hinauswagen konnte. Unter Benützung des Kompasses wollte Columbus

*) orientieren = den Aufgangsort der Sonne suchen.

1492, nach Westen segelnd, den Seeweg nach Ostindien finden. Er fand diesen allerdings nicht, dagegen Inseln, welche seitdem Westindien heifsen, und später das Festland von Amerika.

Württemb kath. Leseb.

75. Das Kupfer.

Die Farbe des Kupfers kennt jeder von den Pfennigen, welche häufiger in die Hände der Bettler als der Prinzen kommen, aber doch nicht entbehrt werden können. Poliert nimmt das Kupfer eine weit hellere Farbe an, was man schon an den gescheuerten kupfernen Kesseln sehen kann. Daß es aber in Verbindung mit anderen Metallen ganz gelb wird, zeigt sich bei dem Messing. Dies ist nämlich nichts anderes als eine Mischung von Kupfer und Zink, einem dem Blei ähnlichen Metalle.

Die Farbe des Messings ist dem Golde so ähnlich, daß schon mancher Unkundige dadurch betrogen worden ist. Messing wird fast mehr verbraucht als reines Kupfer; denn was wird nicht alles daraus verfertigt? Knöpfe, Beschläge, Gefäße, Blech, Draht, Trommeln, Leuchter, und wer weiß, was alles noch mehr. Übrigens hat man bei messingenen Gerätschaften fast gleiche Vorsicht nötig, wie bei kupfernen. Kommt eine Säure daran, so erzeugt sich Grünspan, ein fürchterliches Gift für den Menschen. Deshalb verzinnt man die kupfernen Gefäße. Gibt man aber nicht beständig acht, und wird die Verzinnung nicht bisweilen erneuert, so kann sie sich an einer Stelle ablösen, und dies ist genug, um eine ganze Familie zu vergiften. Auch die grüne und blaue Farbe an Spielsachen ist oft aus Kupfer bereitet und giftig.

Kleine Kinder, die daran leckten, haben oft die fürchterlichsten Schmerzen, Krämpfe, selbst den Tod davongetragen.

Eine Eigenschaft des Kupfers ist uns noch von großem Werte, sein starker Klang. Man hört es schon bei den Kupferschmieden, wenn sie hämmern, wie durchdringend der Klang dieses Metalles ist. Mancher hält sich dabei die Ohren zu. Aber unsere Glocken würden ohne den Zusatz von Kupfer durchaus nicht so weit schallende Töne von sich geben.

Die Mischung von Zinn gibt das sogenannte Glockengut, und je geschickter der Glockengießer die beiden Metalle zu mischen versteht, desto schöner wird der Klang. Für Schellen reicht auch Messing aus; für sehr feine Glöckchen wird etwas Silber zugesetzt. In der neuesten Zeit hat man auch Stahlstäbe zum Geläute benutzt, und in Uhren reichen schon Stahlfedern zum Schlagen hin. Man sollte nicht glauben, daß so dünne Metallstückchen einen so gewaltigen Klang geben.

Curtman.

76. Aus dem Liede von der Glocke.

Einleitung.

Fest gemauert in der Erden
steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
rinnen muß der Schweiß,
soll das Werk den Meister loben:
doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
wenn gute Reden sie begleiten,
dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
was durch die schwache Kraft entspringt;
den schlechten Mann muß man verachten,
der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
und dazu ward ihm der Verstand,
daß er im innern Herzen spüret,
was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
doch recht trocken laßt es sein,
daß die eingepreßte Flamme
schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
schnell das Zinn herbei,
daß die zähe Glockenspeise
fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
die Hand mit Feuers Hilfe baut,
hoch auf des Turmes Glockenstube,
da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
und rühren vieler Menschen Ohr
und wird mit dem Betrübten klagen
und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
das wechselnde Verhängnis bringt,
das schlägt an die metall'ne Krone,
die es erbaulich weiter klingt.

Die Familie.

Der Mann muß hinaus
in's feindliche Leben,
muß wirken und streben
und pflanzen und schaffen,
erlisten, erraffen,
muß wetten und wagen,
das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe;
die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
die züchtige Hausfrau,
die Mutter der Kinder,
und herrschet weise
im häuslichen Kreise
und lehret die Mädchen
und wehret den Knaben
und reget ohn' Ende
die fleißigen Hände
und mehrt den Gewinn
mit ordnendem Sinn
und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein
und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick
von des Hauses weitschauendem Giebel
überzählet sein blühend Glück,
siehet der Pfosten ragende Bäume
und der Scheunen gefüllte Räume
und die Speicher, vom Segen gebogen,
und des Kornes bewegte Wogen,

rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
gegen des Unglücks Macht
steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
ist kein ew'ger Bund zu flechten,
und das Unglück schreitet schnell.

Die Feuersbrunst.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
und was er bildet, was er schafft,
das dankt er dieser Himmelskraft;
doch furchtbar wird die Himmelskraft,
wenn sie der Fessel sich entrafft,
einhertritt auf der eig'nen Spur,
die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
wachsend ohne Widerstand,
durch die volkbelebten Gassen
wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
quillt der Segen,
strömt der Regen;
aus der Wolke ohne Wahl
zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
ist der Himmel.
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
durch der Straßen lange Zeile
wächst es fort mit Windeseile;
kochend, wie aus Ofens Rachen,
glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
unter Trümmern;
alles rennet, rettet, flüchtet,
taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
um die Wette
fliegt der Eimer, hoch im Bogen
spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
fällt sie, in des Speichers Räume,
in der Sparren dürre Bäume,
und als wollte sie im Wehen
mit sich fort der Erde Wucht
reißen in gewalt'ger Flucht,
wächst sie in des Himmels Höhen
riesengroß!
Hoffnungslos
weicht der Mensch der Götterstärke;
müßig sieht er seine Werke
und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
ist die Stätte,
wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
wohnt das Grauen,
und des Himmels Wolken schauen
hoch hinein.

Einen Blick
nach dem Grabe
seiner Habe
sendet noch der Mensch zurück —
greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
und sieh', ihm fehlt kein teures Haupt!

Ordnung und Frieden.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
frei und leicht und freudig bindet,
die der Städte Bau begründet,
die herein von den Gefilden
rief den ungesell'gen Wilden,
eintrat in der Menschen Hütten,
sie gewöhnt zu sanften Sitten
und das teuerste der Bande
wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
helfen sich in munterm Bund,
und in feurigem Bewegen
werden alle Kräfte kund.

Meister rührt sich und Geselle
in der Freiheit heil'gem Schutz;
jeder freut sich seiner Stelle,
bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
ehrt den König seine Würde,
ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
süße Eintracht,
weilet, weilet
freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
wo des rauhen Krieges Horden
dieses stille Thal durchtoben:
wo der Himmel,
den des Abends sanfte Röte
lieblich malt,
von der Dörfer, von der Städte
wildem Brande schrecklich strahlt!

Aufruhr.

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
da kann sich kein Gebild gestalten:
wenn sich die Völker selbst befrei'n,
da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
der Feuerzunder still gehäuft,
das Volk, zerreißend seine Kette,
zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
der Aufruhr, daß sie heulend schallt
und, nur geweiht zu Friedensklängen,
die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
und treiben mit Entsetzen Scherz;
noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
sich alle Bande frommer Scheu;
der Gute räumt den Platz dem Bösen,
und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu*) zu wecken,
verderblich ist des Tigers Zahn,
jedoch der schrecklichste der Schrecken,
das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
und äschert Städt' und Länder ein.

Schluß.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein gold'ner Stern
aus der Hülse blank und eben
schält sich der metall'ne Kern!
Von dem Helm zum Kranz
spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
loben den erfahr'nen Bilder.
Herein, herein,
Gesellen alle, schließt den Reihen,
daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
versammle sie die liebende Gemeine.
Und dies sei fortan ihr Beruf,
wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
soll sie im blauen Himmelszelt,
die Nachbarin des Donners, schweben
und grenzen an die Sternenwelt,
soll eine Stimme sein von oben,
wie der Gestirne helle Schar,
die ihren Schöpfer wandelnd loben
und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
sei ihr metall'ner Mund geweiht,
und stündlich mit den schnellen Schwingen
berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
begleite sie mit ihrem Schwunge
des Lebens wechselvolles Spiel.

*) Leu = Löwe.

Und wie der Klang im Ohr vergehet,
der mächtig tönend ihr entschallt,
so lehre sie, daß nichts bestehet,
daß alles Irdische verhallt.
Jetzo mit der Kraft des Stranges
wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
daß sie in das Reich des Klanges
steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

Friedrich von Schiller.

77. Der Bergbau.

Gold und Silber, Eisen, Steinkohlen und andere Mineralien müssen aus der Tiefe der Erde herausgeholt und ans Tageslicht gebracht werden. Dieses Geschäft wird von den Bergleuten verrichtet. Dieselben haben ein mühevolles, mit vielen Gefahren verbundenes Leben; aber sie arbeiten doch still und fleißig und sind zufrieden dabei. In den Ruhestunden sind sie fröhlich und lieben namentlich die Musik. Von andern arbeitenden Menschenklassen unterscheiden sie sich durch besondere Sitten und Trachten und durch besondere Ausdrücke bei ihrem Thun und Treiben.

Die Bergleute hauen mit ihren eisernen Instrumenten: der Keilhaue, dem Fäustel, Schlegel und Bohrer unterirdische Gänge in die Berge hinein, welche um so tiefer gehen, je tiefer die Mineralien in den Bergen verborgen liegen. Die wagerechten Gänge werden Stollen, die senkrechten aber Schächte genannt. Die Bergwerke haben oft eine bedeutende Ausdehnung; es gibt Schächte, welche 1000 m tief unter die Erde gehen, und Stollen, welche mehrere Stunden lang sind. Die Stollen sind meistens so hoch, daß ein Mann darin gehen kann, zuweilen aber auch so niedrig, daß sie für die Bergleute nur in gebückter oder kriechender Stellung zugänglich sind.

Mit Aufgang der Sonne oder noch früher fahren die Bergleute in Berg, d. h. sie klettern an steilen Leitern in den Schacht hinab oder werden an einem Seile oder in einem Fahrstuhle hinuntergelassen. Dabei tragen sie kleine Lampen um den Hals gehängt, um die dunklen Wege zu beleuchten. Wenn sie einander begegnen, so sprechen sie den Bergmannsgruß: „Glück auf!" Sind sie am Orte ihrer Arbeit angekommen, so bitten sie Gott um Schutz und Beistand; denn hier unten sind sie von jeder menschlichen Hilfe fern, und kein Sonnenstrahl dringt in die dunkle Tiefe. Man hört nur die Schläge der Werkzeuge und hie und da das Rauschen unterirdischer Gewässer. Die losgeschlagenen oder abgesprengten Erzstücke werden durch Karren, die man Hunde nennt, an die Schächte gebracht, von wo sie durch ein Maschinenwerk an die Oberfläche der Erde gefördert werden.

Die Gefahren der Bergleute sind sehr zahlreich. Oft fallen Felsstücke aus der Höhe herab und können sie verletzen oder

erschlagen. Wenn die Blöcke mit Pulver abgesprengt werden, so ist die größte Vorsicht notwendig, damit die losgehenden Schüsse nicht todbringend werden. Zuweilen stürzt den Arbeitern plötzlich ein wildes Bergwasser entgegen, und sie können sich nur durch die schnellste Flucht retten. Noch gefährlicher sind die tödlichen Dünste, welche aus geöffneten Spalten dringen und die Arbeiter ersticken. In der Bergmannssprache heißen sie böse Wetter. Diese Dünste entzünden sich wohl auch so schnell, daß keine Rettung mehr möglich ist.

Es ist daher begreiflich, daß die Bergleute nach überstandener Arbeit gern wieder zu Tage fahren und sich in ihren Wohnungen über der Erde mit Musik und fröhlichem Spiele ergötzen. Nur an Sonntagen können sie sich am Lichte des Tages erfreuen.

Gude.

78. Es schneit!

Die Erde liegt gehüllt in tiefes Schweigen,
und es erglänzt in seltner Herrlichkeit
der zarte Duft, hellglitzernd auf den Zweigen
zur Winterszeit.

Die Wolke senkt sich langsam nun zu Thale,
bald decket sie die Lande weit und breit;
der dichte Schleier fällt mit einemmale, —
es schneit und schneit.

Die leichten Flocken jagen sich und treiben
im tollen Ungestüme, denn befreit
soll heut' kein einz'ger Ast im Walde bleiben, —
es schneit und schneit.

Im übermüt'gen Wirbel geht es weiter,
es wächst der Schneesturm mit Geschwindigkeit,
und stetig mehret sich die Zahl der Streiter, —
es schneit und schneit.

Hörst du den mächt'gen Fichtenstamm erdröhnen?
Er hat getrotzt so endlos lange Zeit,
gebrochen sank er heute hin mit Stöhnen, —
es schneit und schneit.

Das scheue Wild verbirgt sich ins Gehege,
der Rabe hungernd, heiser krächzend schreit;
unkenntlich ist der Waldsteig, sind die Wege, —
es schneit und schneit.

†

79. Vögleins Klage und Bitte im Winter.

Weit und breit ist's Winter worden,
Feld und Flur bedeckt der Schnee.
Winde wehen rauh aus Norden;
Winter ist's, wohin ich seh.

Wär' es Frühling, wollt' ich singen
hell und froh nach Herzenslust,
meine Lieder sollten klingen
laut aus meiner kleinen Brust.

Nicht ein Körnlein ist zu finden;
o wie hungert's mich so sehr!
Hätt' ich nur die trocknen Rinden,
wünscht' ich weiter gar nichts mehr.

Eure Keller sind gefüllet,
und die Scheunen sind so voll;
nichts, das meinen Hunger stillet,
find' ich, das mich nähren soll.

O, so habt mit mir Erbarmen,
merkt auf meine bittre Not;
helft! ihr könnt's so leicht — mir Armen,
schützt mich vor dem Hungertod!

Streuet mir ein wenig Speise
von dem reichen Überfluß!
Bring' im Lenz nach meiner Weise
euch den frohen Lenzesgruß.

Reinick.

80. Die Sterne.

Sind die Sterne fromme Lämmer,
die, wenn fern die Sonne scheidet,
auf den blauen Himmelsfluren
still die Nacht, die Hirtin, weidet?

Oder sind es Silberlilien,
die den reinen Kelch erschließen
und des Schlummerduftes Wogen
durch die müde Welt ergießen?

Oder sind es lichte Kerzen,
die am Hochaltare funkeln,
wenn der weite Dom der Lüfte
sich erfüllt mit heil'gem Dunkeln?

Nein, es sind die Silberlettern,
drin ein Engel uns vom Lieben
in das blaue Buch des Himmels
tausend Lieder aufgeschrieben.

Emanuel Geibel.

81. Der Mond.

Der Mond, der uns des Nachts so oft durch sein liebliches Licht erfreut, ist eine große Kugel, die im Weltenraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne. Aber er ist 50 mal kleiner als die Erde und gegen 400 000 Kilometer von ihr entfernt.

Der Mond empfängt sein Licht von der Sonne, ebenso wie die Erde. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die nämlich, welche gegen die Sonne gekehrt ist; die andere ist finster. Der Mond dreht sich ebenso wie die Erde um sich selbst; dies geschieht in 29½ Tagen. Eine Folge dieser langsamen Bewegung des Mondes um sich selbst ist, daß die eine Hälfte desselben nahezu 15 Tage von der Sonne beschienen wird; die andere Hälfte entbehrt ebenso lange dieses Licht.

Der Mond bewegt sich um die Erde und zwar so, daß er ihr stets eine und dieselbe Hälfte zukehrt. Der Mond ist bald ganz, bald zur Hälfte, bald gar nicht von der Sonne beleuchtet. Neumond ● ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und der Erde steht, aber etwas höher oder tiefer. Alsdann ist die den Erdbewohnern zugewendete Mondhälfte dunkel. Der Mond ist für uns während dieser Zeit kaum sichtbar.

Bald nachher sehen wir ihn in Gestalt einer schmalen Sichel. Dieselbe nimmt täglich zu, und nach etwa sieben Tagen ist die der Erde zugewendete Mondhälfte halb erleuchtet. Da hat der Mond etwa ein Viertel seines Umlaufs vollendet, und man sagt, er stehe im „ersten Viertel" ☽.

Die Sichel füllt sich immer mehr. Endlich sehen wir am Himmel eine kreisrunde, der Sonne ähnliche Scheibe. In dieser Gestalt heißt der Mond Vollmond ○.

Er tritt ein, wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde hinter der Erde steht, also, daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, aber etwas tiefer oder höher.

Bald darauf nimmt das Licht des Mondes ab, und nach etwa sieben Tagen ist die der Erde zugewendete Mondhälfte wieder

nur halb beleuchtet. Der Mond hat dann drei Viertel seines Umlaufs vollendet, und ein Viertel ist ihm noch übrig. Darum nennt man diese Lichtgestalt des Mondes das „letzte Viertel“ ☾. Allmählich nimmt der Mond wieder die Gestalt einer schmalen Sichel an, und nach wenigen Tagen haben wir wiederum Neumond.

Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in seinem Laufe gerade zwischen Erde und Sonne hineinrückt, nicht höher und nicht tiefer, so können wir vor ihm am hellen Tage die Sonne nimmer sehen, oder doch nicht ganz, und das ist alsdann eine Sonnenfinsternis. Eine solche kann nur während der Zeit des Neumondes stattfinden.

Wenn aber die Erde je zuweilen gerade zwischen Sonne und Vollmond tritt, nicht höher und nicht tiefer, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil ihren Strahlen die Erde im Wege steht. Das ist alsdann die Mondfinsternis. Die Dunkelheit, die wir am Monde erblicken, ist nichts anderes als der Schatten unserer Erde. Eine solche Finsternis kann nur zur Zeit des Vollmondes stattfinden.

Nach J. P. Hebel.

82. Gute Nacht!

Die Lerche läßt sich nieder aus den Lüften,
der Abendhauch scheucht sie ins Nest zur Ruh,
die Blumen schlafen ein in holden Düften,
nun eilt der Landmann seiner Hütte zu;
von grünen Auen heimwärts zieh'n die Herden,
der Sang der Hirten zittert durch das Ried:
„Herr, bleib bei uns; denn es will Abend werden,
zur Neige geht der Tag, die Sonne schied.“

Der arme Vater sitzt bei seinen Kindern,
das Mahl ist karg, es schmerzt der Hunger sehr;
er möcht' so gern die Not der Seinen lindern,
doch reicht der Taglohn kaum für heute mehr.
Woher soll morgen neue Nahrung werden? —
Er fleht zu Gott, der alles Elend sieht:
„Herr, bleib bei uns; denn es will Abend werden,
zur Neige geht der Tag, die Sonne schied!“

Die Mutter hat ihr krankes Kind gebettet;
der Tag war fieberfrei, schmerzlos und lind;
noch eine Nacht so gut, dann ist gerettet,
dem Tod entrissen ihr geliebtes Kind.

Vertrauensvoll spricht sie zum Herrn der Erden
und küßt ihr Kind auf Stirn und Augenlid:
„Herr, bleib bei uns; denn es will Abend werden,
zur Neige geht der Tag, die Sonne schied!“

Ist auch der Sterne Strahlenglanz verglommen,
Und hat die Stunde Sorgen dir gebracht, —
ein neuer Tag wird nach dem alten kommen,
hast du auch schlummerlos die Nacht durchwacht!
Vertrau dem Herrn, trotz Kummer und Beschwerden,
und auf dein Banner schreib das alte Lied:
„Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden;
zur Neige geht der Tag, die Sonne schied.“

K. Th. Eheberg.



83. Lobt den Herrn.

„Und Gott sah alles, was Er gemacht
hatte und es war sehr gut.“

Lobt den Herrn, ihr Wesen alle,
all' ihr Werke Seiner Hände,
lobt den Herrn; denn Er ist mächtig,
gütig ist Er ohne Ende!

Lobt den Herrn, ihr Geisterscharen,
die am Thron ihr kniet, zu beten;
Sonn' und Mond, ihr Morgensterne,
lobt den Herrn, ihr Abendröten!

Lobt den Herrn, ihr Wind und Wolken,
Donner, Blitz und Regengüsse;
lobt den Herrn, ihr großen Meere,
all' ihr Brunnen, all' ihr Flüsse!

Lobt den Herrn, der Erde Festen,
Berg und Hügel, hüpft vor Freude;
lob' Ihn, Ackerflur und Wiese,
lob' Ihn, Wald und grüne Heide!

Ihr Delphine und ihr Drachen,
lobt den Herrn in Flut und Klüften;
all' ihr Tiere auf dem Felde,
all' ihr Vögel in den Lüften!

Lobt den Herrn, ihr Menschenkinder,
von Geschlechte zu Geschlechte,
vom Aufgang zum Niedergange
all' ihr Könige und Knechte!

Alle, die ihr hohen Hauptes
geht die weiten Erdenpfade,
lobt den Herrn für Seine Treue,
lobt den Herrn für Seine Gnade!

Lobt den Herrn, der euch errettet,
von Geschlechte zu Geschlechte;
lobt Ihn, all' ihr Menschenkinder,
all' ihr Könige und Knechte!

Lobt den Herrn, ihr Wesen alle,
all' ihr Werke Seiner Hände,
Lobt den Herrn; denn Er ist mächtig,
gütig ist Er ohne Ende!

Friedrich Wilh. Weber.

B. Der Mensch.

Der Körper des Menschen.

84. Der Körper des Menschen.

„Gott bildete nun aus Erde
einen menschlichen Leib.“

Nach den Worten der heiligen Schrift ist der Mensch das vornehmste von allen Geschöpfen; denn er ist nach Gottes Ebenbild geschaffen und zur Herrschaft bestimmt über die ganze Erde. Man kann ihn daher die Krone der Schöpfung und den König der Erde nennen. Seinem Leibe nach gehört der Mensch zu den Dingen der Natur; denn dieser Leib besteht aus irdischen Stoffen, und wenn er stirbt, so kehren diese wieder zur Erde zurück. Durch seinen Geist aber ist er hoch über die sichtbare Natur erhaben; denn dieser stammt von Gott und ist unsterblich. Obgleich der Mensch vor allem trachten soll nach dem, was seinem unsterblichen Geiste zum besten dient, so hat er doch auch die Pflicht, für seinen irdischen Körper zu sorgen. Es kann deshalb nur gut für ihn sein, wenn er die Einrichtung desselben wenigstens in so weit kennen lernt, daß er seine Gesundheit zu bewahren und seine Kräfte recht zu gebrauchen verstehe. *

85. Die Sinne des Menschen, ihre Organe und ihre Pflege.

Die Muskeln des Menschen sind von äußerst feinen Fäden aus grauweißer Masse durchzogen, welche vom Gehirn und Rückenmark ausgehen und Nerven genannt werden. Mit Blitzesschnelle übermitteln die Bewegungsnerven die Befehle des Geistes nach allen Gliedern und

veranlassen die Muskeln zur Thätigkeit, während die Empfindungsnerven ebenso schnell im Gehirne melden, was in den Gliedern des Körpers Angenehmes oder Unangenehmes vor sich geht.

Eine besondere Art von Nerven sind die Sinnesnerven. Sie empfinden die Eindrücke der Aufsenwelt und tragen sie dem Gehirne zu, woselbst sie uns zum Bewufstsein kommen. Man unterscheidet fünf Sinne: das Gesicht, das Gehör, den Geruch, den Geschmack und das Gefühl. Jeder dieser Sinne hat für seine eigentümliche Thätigkeit ein besonderes Organ oder Werkzeug. Die Sinneswerkzeuge heifsen: Auge, Ohr, Nase, Zunge und Haut.

I. Das Auge.

Das Auge hat einen äufserst kunstvoll zusammengesetzten Bau. Zunächst unterscheidet man an ihm den Augapfel. Er liegt in der mit Fett ausgepolsterten Augenhöhle und ist von aufserordentlicher Beweglichkeit. Er besteht aus der glänzendweifsen, aber undurchsichtigen Hornhaut, deren vorderer Teil etwas gewölbt ist und Augenhaut heifst. Hinter ihr liegt die Gefäfs- oder Aderhaut mit der Regenbogenhaut. Diese ist von verschiedener Farbe, daher man von blauen, braunen oder grauen Augen spricht. In der Mitte der Regenbogenhaut befindet sich der Augenstern oder die Pupille. Unmittelbar hinter ihr liegt die Krystall-Linse. Zwischen der Horn- und Regenbogenhaut ist das Auge mit einer wässerigen Flüssigkeit angefüllt; den übrigen Raum nimmt der sogenannte Glaskörper ein. Die innere Wandung des Augapfels ist mit der Netzhaut ausgekleidet, welche nichts anderes ist als das verzweigte Gewebe des Sehnervs.

Es gibt kurzsichtige und weitsichtige Augen. In beiden Fällen sehen wir die Gegenstände nicht oder nur undeutlich. Diesen Fehlern kann mittels geeigneter Augengläser oder Brillen abgeholfen werden. Durch die Trübung der Krystall-Linse entsteht der graue Star. Die Augenärzte heilen diese Krankheit, indem sie die Linse entfernen. Die fehlende Linse wird alsdann durch eine geeignete Brille ersetzt. Verliert der Sehnerv seine Kraft, so nennt man das den schwarzen Star; er hat Erblindung zur Folge und ist unheilbar.

Zum Schutze des Auges dienen zunächst die starke, knöcherne Augenhöhle, die Augenlider und die Augenwimpern. Die Reinigung des Auges geschieht durch das Augenwasser. Dies ist eine etwas salzige Flüssigkeit, welche durch das Augenblinken (Blinzeln) beständig über die

vordere Fläche des Auges hinweggespült wird. Wird eine reichlichere Menge dieser Flüssigkeit abgesondert, als notwendig ist, so fliefst sie als Thräne über die Wange.

Die Sehkraft des Auges kann geschwächt oder gestärkt werden. Beeinträchtigt wird dieselbe durch das Lesen und Schreiben bei ungenügender Beleuchtung oder bei zu grellem und flackerndem Licht, sowie durch eine allzu grofse Annäherung der Gegenstände, mit denen man sich beschäftigt, durch das Schauen in die Sonne, durch heftige Erschütterungen des Kopfes, durch Verwundung und Entzündung. Ungemein stärkend wirken auf die Sehkraft Waschungen mit frischem Wasser und das Schauen ins Grüne.

2. Das Ohr.

Mittels der Ohren hören wir. Von ihnen sehen wir nur den äufseren Teil, die Ohrmuschel. Die von ihr aufgefangenen Schallwellen gelangen durch den Gehörgang zum Trommelfell. Dies ist ein feines Häutchen, durch welches das äufsere Ohr von dem inneren abgesperrt wird. In dem äufseren Gehörgang wird ein fettiger Stoff abgesondert, den man Ohrenschmalz nennt und der dazu dient, Staub und kleine Insekten von dem Eindringen abzuhalten. Das hinter dem Trommelfell gelegene innere Ohr ist äufserst kunstvoll eingerichtet und enthält die sogenannte Paukenhöhle mit den Gehörknöchelchen und dem Labyrinth. Letzteres besteht aus gewundenen, röhrigen Gängen mit dem Gehörwasser, in welchem sich der Gehörnerv ausbreitet Sobald die Schallwellen am Trommelfell anschlagen, empfinden die Verzweigungen des Gehörnervs einen Schall oder Ton und leiten ihn zum Gehirn, wo er von unserem Geiste aufgenommen wird und zum Bewufstsein kommt.

Die wichtigsten Ohrenkrankheiten sind Ohrensausen, Harthörigkeit und Taubheit. Da Ohrenkrankheiten sehr lästig, oft äufserst schmerzhaft und überhaupt schwer zu heilen sind, so mufs der Mensch dem Schutze und der Pflege des Ohrs alle Aufmerksamkeit schenken. Heftiges und anhaltendes Geräusch schädigt das Gehör, und allzustarke Schallwirkungen können sogar das Trommelfell zersprengen und Schwerhörigkeit herbeiführen. Daher öffnen Kanoniere beim Abfeuern der Geschütze den Mund, damit ein Teil der Schallwellen durch die Ohrentrompete in das Ohr gelangen und einen Gegendruck auf das Trommelfell ausüben kann, oder sie legen etwas Baumwolle in den äufseren Gehörgang. Das im Gehörgang sich ansammelnde Ohrenschmalz ist sorgfältig zu entfernen, ehe es sich ver-

härtet. Erbsen oder Bohnen in den Gehörgang zu stecken oder mit spitzen Gegenständen darin zu bohren, ist sehr gefährlich. Man hüte sich vor heftigen Erschütterungen des Kopfes und vor jeder Erkältung desselben.

3. Der Geruch-, Geschmack-, Gefühl- oder Tastsinn.

Die Nase dient zum Riechen. Sie ist durch eine Scheidewand in zwei Hälften geteilt. Innen ist sie mit einer zarten Schleimhaut ausgekleidet, in welcher sich der Riechnerv verbreitet. Die Nase ist ein wachsamer Hüter unserer Gesundheit. Sie prüft nicht bloſs, was durch den Mund eingeht und in den Magen wandert, sondern sie ist auch der natürlichste Weg, durch welchen die Luft zu unserer Lunge gelangt. Auch die Luft wird durch sie nach dem Grade ihrer Tauglichkeit unterschieden, erwärmt und von Staubteilen gereinigt.

Es ist gefährlich und unschicklich zugleich, mit den Fingern oder sonstwie in der Nase zu bohren oder gar fremde Gegenstände, wie Bohnen und Steinchen, in die Nase zu stecken. Beim Beriechen der Blumen sei man vorsichtig, damit kein in ihrem Kelche verborgenes Insekt in die Nasenhöhle gelange.

Mit Zunge und Gaumen schmecken wir. Wir können nur solche Körper schmecken, welche flüssig oder im Wasser löslich sind. Zur Lösung der Speisen im Munde dient der Speichel. Wir schmecken, was süſs, sauer, bitter, salzig oder herb, ranzig oder ölig, erdig oder laugenhaft ist.

Wer die Speisen mehr des Wohlgeschmackes zu sich nimmt, als weil sie ihm zur Nahrung dienen, ist lüstern, leckerhaft und genuſssüchtig. Der Hunger ist der beste Koch.

Der Gefühlssinn ist über die ganze Oberfläche des Körpers verbreitet, und nur Haare und Nägel sind davon ausgenommen. Ihre feinsten Verzweigungen haben die Empfindungsnerven in der Haut. Der eigentliche Tastsinn aber hat seinen Sitz in den Fingerspitzen, auf den Lippen und auf der Zunge. Durch den Tastsinn bemerken wir, ob ein Körper hart oder weich, glatt oder rauh, rund oder eckig, warm oder kalt ist. Durch Übung läſst sich der Tastsinn auſserordentlich verfeinern, wie wir dies bei den Blinden beobachten, die mit den Fingerspitzen sogar lesen können.

Württemb. kath. Leseb.

86. Die Haut und ihre Pflege.

Die Haut bildet die äuſsere Bedeckung unseres Körpers. Sie ist für die Erhaltung unserer Gesundheit und unseres

Lebens von hoher Bedeutung. Sie ist nicht blofs der Sitz des Gefühlsinns, sondern durch sie wird die Wärme im Körper gleichmäfsig erhalten und werden gesundheitsschädliche Stoffe ausgeschieden.

Die oberste Hautschicht oder die Hornhaut läfst sich leicht und ohne Schmerz ablösen und erneut sich beständig durch Abschuppung. Unter ihr liegt die Schleimhaut. In ihr sondert sich der Farbstoff ab, welcher der Haut ihre eigentümliche Farbe gibt. Die Lederhaut ist hart und fest und reich an Nerven und Blutgefäfsen. Den Raum zwischen ihr und dem Fleisch füllen die Fettzellen aus. Um die Haut geschmeidig zu erhalten, sondert sich fortwährend eine ölige Flüssigkeit ab. In der Haut befinden sich unzählige, mit feinen Härchen besetzte unendlich kleine Öffnungen, Poren genannt. Sie dienen dazu, durch den Schweifs und die Hautausdünstung für den Körper unbrauchbare und schädliche Stoffe zu entfernen. Umgekehrt können durch die Haut dem Innern des Körpers heilsame Stoffe zugeführt werden. Die Fälle sind nicht selten, dafs zurückgeschlagener Schweifs Ursache von Unwohlsein und Schmerzen, von unheilbaren Krankheiten oder gar von einem frühen Tode geworden ist, während wieder eingetretene Hautthätigkeit Wiedergenesung von schwerer Krankheit gebracht hat.

Wegen dieser wichtigen Verrichtungen der Haut ist deren Pflege von grofsem Werte. Sie besteht in der Reinhaltung derselben und in der Abhärtung.

Unreinlichkeit ist die Mutter vieler Krankheiten, weil sie die Schweifskanäle verstopft und die Hautausdünstung verhindert. Darum wasche man täglich Gesicht, Hals, Kopf und Hände mit frischem Wasser und spare die Seife nicht, bade im Sommer häufig, aber nicht mit vollem Magen und nur an Stellen, wo keine Gefahr ist. Auch wechsle man öfters die Leibwäsche und lege nafsgewordene Kleider ab. Reinliche Hemden und Betten befördern das leibliche Wohl des Menschen und sind eine grofse Wohlthat.

Von gleich schlimmen Folgen wie Unreinlichkeit ist die Verweichlichung und Verzärtelung des Körpers. Aufenthalt und Bewegung in frischer Luft, kalte Waschungen und Bäder, angemessene Kleidung sind die besten Mittel, die gewöhnlichen Erkältungskrankheiten und andere Leiden möglichst zu verhüten und dem Körper diejenige äufsere Widerstandskraft zu verleihen, die er im alltäglichen und unvermeidlichen Kampfe mit den so oft unfreundlichen Elementen unbedingt nötig hat.

Württemb. kath. Leseb.

87. Die Verdauungswerkzeuge und ihre Pflege.

Die Speisen und Getränke werden durch den Mund aufgenommen. Die festen Teile werden durch die Zähne zerkleinert (gekaut) und mit Speichel vermischt; dadurch wird ihre Verdauung vorbereitet. Die Zunge formt dann die Nahrung zu Bissen und schiebt diese über den Kehlkopfdeckel, welcher die Luftröhre absperrt, hinweg in den Schlundkopf. Von da gelangt die Speise durch das Schlucken in die Speiseröhre und durch diese in den Magen. Die Magenwände sondern eine scharfe Flüssigkeit, den Magensaft, ab. Durch ihn werden die Speisen weiter aufgelöst und gelangen so in den Darmkanal. Durch den Hinzutritt der Galle des Bauchspeichels und des Darmsaftes werden sie in den Speisebrei umgebildet. Von zahlreichen Äderchen aufgesogen, kommt dieser als Milchsaft in das Blut, während die zur Ernährung untauglichen Stoffe aus dem Körper ausgeschieden werden.

Magen, Leber und Gedärm liegen in der Bauchhöhle, welche durch das Zwerchfell von der Brusthöhle geschieden ist.

Von dem guten Zustande unserer Verdauungswerkzeuge hängt eine gute und richtige Verdauung und Ernährung ab. Mäfsigkeit in Speise und Trank kann nicht oft genug empfohlen werden. Enthaltsam sei man insbesondere beim Genufs geistiger Getränke und scharfer Gewürze. Das unserer Gesundheit zuträglichste Getränk ist reines, frisches Quellwasser. Unmäfsigkeit ist die Ursache vieler Krankheiten, ja, sie hat schon vielen einen frühzeitigen Tod bereitet. Insbesondere hüte man sich vor dem Genufs verdorbener Nahrungsmittel, vor Fleisch von kranken Tieren, vor unreifen Beeren und dgl. Die Speisen und Getränke geniefse man nicht zu kalt und nicht zu heifs. Hastiges, gieriges Essen ist nicht nur höchst unanständig, sondern auch für das Kauen und Verdauen unzuträglich. Man trinke nicht, wenn man erhitzt ist. Ein einziger, kalter Trunk hat schon manchem das Leben gekostet.

Württemb. kath. Leseb.

88. Das Blut und die Blutgefäfse.

Das Blut wird in unzählbaren Adern durch den ganzen Körper geleitet. Es geht vom Herzen aus, und was nicht an die verschiedenen Teile des Körpers abgegeben wird, kehrt wieder zu dem Herzen zurück; daher spricht man von einem Kreislauf des Blutes Die Adern, durch welche das hellrote Blut aus dem Herzen durch den Körper

geleitet wird, heifsen Puls- oder Schlagadern. Sie sind zu ihrem Schutze tiefer zwischen die Knochen und Muskeln eingebettet, während die Blutadern, durch welche das verdorbene, dunkelrote Blut zum Herzen zurückkehrt, mehr an der Oberfläche des Körpers liegen und oft bläulich durch die Haut hindurchscheinen.

Man hat das Herz mit seiner Einrichtung und in seinen Verrichtungen schon mit einem Pumpwerk verglichen, und das mit Recht. Es zieht sich in der Minute 70—90 mal zusammen und dehnt sich sofort wieder aus; es schlägt, und mit jedem Herzschlag treibt es eine Blutwelle in die Schlagadern. Wir können diesen Schlag fühlen, wenn wir den Finger auf eine solche Ader legen. Berechnet nun einmal, wie oft schon das Herz eines jeden von uns geschlagen hat! Und das geschieht ohne des Menschen Zuthun, ja, man kann sagen, ohne sein Wissen! Es ist Gottes weise Einrichtung und sein Wille, dafs es schlägt. Steht es stille, so ist es um das Leben des Menschen geschehen.

Das Blut enthält alle Bestandteile, aus welchen der menschliche Körper aufgebaut ist. Durch das Blut erhält er immer wieder ersetzt, was zu seinem Wachstum verbraucht wird, oder was er durch Ausscheidungen verliert. Das Blut wird daher sehr passend die Lebensquelle genannt.

Die Erneuerung und der Wiederersatz des Blutes geschieht durch die Nahrung, die Reinigung desselben aber durch die Luft. Durch die Lungenschlagader gelangt nämlich das ausgenützte, zur Ernährung untaugliche Blut vom Herzen in die Lungen und verteilt sich da durch tausend Äderchen in die mit Atmungsluft gefüllten Zellen, so dafs sich dasselbe auf eine wunderbare Weise mit der Luft verbindet und von ihr das aufnimmt, was für das Leben des Menschen notwendig ist.

Unser geistiges und körperliches Wohlbefinden hängt zumeist von der rechten Beschaffenheit des Blutes ab. Gesundes Blut erhält man durch ausreichende, gesunde Kost, durch Atmung reiner, sauerstoffreicher Luft und durch geregelte Arbeit und körperliche Bewegung.

Württemb. kath. Leseb.

89. Die Atmungswerkzeuge und ihre Pflege.

Die Luft wird durch Nase und Mund aufgenommen, von wo aus sie in die Luftröhre gelangt. Diese besteht aus Knorpelringen und ist mit einer äufserst reizbaren Schleimhaut ausgekleidet, die keinen fremden Gegenstand

duldet. Durch den Kehlkopfdeckel kann sie verschlossen werden. Den obersten Teil der Luftröhre bildet der Kehlkopf mit den Stimmbändern. Hier ist der Sitz der menschlichen Stimme. In der Brusthöhle angelangt, teilt sich die Luftröhre in zwei Äste, welche in die beiden Lungenflügelführen, sich hier verzweigen und zuletzt in äufserst feine Zellen oder Bläschen endigen. Die Lungenflügel hängen zu beiden Seiten des Herzmuskels und füllen den gröfsten Teil der Brusthöhle aus. Beim Einatmen erweitert sich der Brustkorb, die Luft tritt in die Lungen und gibt einen Teil ihres Sauerstoffs an das Blut ab. Beim Ausatmen zieht sich der Brustkasten zusammen, wodurch die Lungen einen Druck erleiden und die mit Kohlensäure und Wasserdunst gemischte Luft ausstofsen. Daher kommt es, dafs in geschlossenen Räumen, wie in Wohn- und Schlafzimmern, in Schulen und an anderen Orten, wo sich längere Zeit Menschen aufhalten, die Luft zum Atmen unbrauchbar wird. Das Atmen erzeugt auch die körperliche Wärme. Sie beträgt bei einem gesunden Menschen 35° bis 37° C. In fieberhaften Krankheiten kann sie auf 40° bis 42° C. steigen. Rasches, kräftiges Atmen bei strenger Arbeit und gesteigerte Abgabe von Wärme bei kalter Jahreszeit erhöht das Nahrungsbedürfnis. Umgekehrt vermindert langsames Atmen das Nahrungsbedürfnis, wie wir dies bei Tieren beobachten, welche Winterschlaf halten.

Das erste Erfordernis für die Kräftigung der Atmungswerkzeuge ist gute, reine Atmungsluft. Sie macht heiter und lebensfroh und aufgelegt zu jeglicher Arbeit. Man bewege sich daher viel in frischer Luft und atme mit vollen Zügen, vermeide dagegen das Einatmen von Staub, Rauch und schädlichen Gasen, raschen Wechsel von kalter und warmer Luft und Zugluft. Man gewöhne sich von Jugend auf daran, wachend und schlafend mehr durch die Nase als durch den Mund zu atmen. Württemb. kath. Leseb.

90. Halte dich rein!

Rein gehalten dein Gewand,
rein gehalten Mund und Hand!
Rein das Kleid von Erdenputz,
rein von Erdenschmutz die Hand!
Rein von Erdentrutz das Herz
und von Gier der Lippe Rand!
Außen sei die Schwelle rein,
innen rein des Hauses Wand,
daß einsprechen könn' im Haus
reiner Gast aus Himmelsland!

Reiner Schmaus und reiner Kelch,
rein von Rauch des Herdes Brand!
Sohn, die äuß're Reinigkeit
sei der innern Unterpfand;
rein gehalten Herz und Mund,
rein gehalten dein Gewand!

Fr. Rückert.

91. Der Schlaf.

Der Schlaf ist ungemein wohlthuend und erquickend für den Menschen. Ohne Schlaf würden seine Kräfte bald ermatten, sein Leben würde versiegen, sein Geist erschlaffen. Das Sprichwort sagt: „Gut schlafen ist so gut, wie gut essen." Von einem guten Schlafe hängt also sehr viel ab, und deshalb drängt sich uns die Frage auf: Was gehört zu einem guten Schlaf?

Ihr werdet antworten:

Ein gutes, warmes Bett. — Nein, denn der gesunde, müde Mensch schläft gut, wenn er auch nur auf Stroh oder gar auf hartem Boden liegt. — „Der schläft wohl, der nicht empfindet, daß er hart liegt," sagt das Sprichwort.

Ein stilles Kämmerlein. — Nein; schläft doch der Müller ganz gut beim Geklapper des polternden Werkes und wacht erst auf, wenn die Mühle steht. Und wie gut schläft nicht der Fuhrmann auf dem rasselnden Wagen!

Ein voller Magen. — Abermals nein. Weder der überfüllte noch der hungrige Magen läßt gut schlafen, daher der Prasser vergeblich sich wälzt und halbe Nächte schlummerlos im Bette liegt.

Nun was denn? — Ich will es euch sagen.

Vor allem ein gutes Gewissen. Wer kennt nicht das Sprichwort: „Gut Gewissen, sanftes Kissen." Oder: „Recht thun läßt gut ruh'n." Ja, vergeblich sucht der den Schlaf, dem eine schwere Schuld auf dem Herzen liegt. Es pocht und hämmert ohne Rast und Ruh', und wenn er auch die Augen schließt, zeigt ihm doch der Traum das Böse, das er gethan.

Innerer Friede und Seelenruhe gehören auch zu einem guten Schlafe. Wenn Haß, Feindschaft, Mißgunst, Neid, Rache oder was immer für eine Leidenschaft in unserem Herzen wohnt, legt sie sich mit uns zu Bett, aber schläft nicht ein, sondern weckt uns alle Augenblicke, auf daß sich das Herz ja ihrer nicht entwöhnt.

Auch muß man frei sein von Sorg' und Kummer; denn, wenn diese beiden Gesellen auf dem Herzen liegen, atmet man schwer, und das taugt zum Schlafen nicht. Kinder, die ihren Eltern Kummer und Sorgen machen, rauben ihnen daher manches Stündchen der Nacht.

Geschehene Arbeit, die uns müde gemacht hat, gehört auch zu einem guten Schlaf. „Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen", heißt es im Sprichwort. Wer sich müde zu Bette legt, schläft gut. Wenn nun der Schlaf etwas gar so Gutes und Erwünschtes ist für den Menschen, so möchte man meinen, je mehr man schläft, desto gesünder und kräftiger wird man. Dem ist aber nicht so. Zu wenig und zu viel schadet auch hier, wie überall. Essen und Trinken sind gewiß der Gesundheit zuträglich, nicht so aber das Zuviel im Essen und Trinken, und dieses noch mehr, als das Zuwenig. Kinder und schwache Leute läßt man gerne lang schlafen, es trägt zum Wachstum uad zur Gesundheit bei. Hat der Mensch seine Stärke und Größe erreicht, so ist es genug, wenn er den dritten, ja den vierten Teil des Tages verschläft. Ein altes lateinisches Sprichwort sagt: „Sieben Stunden schlafen ist genug den Jungen wie den Alten." — Zu wenig Schlaf zehrt die Kraft des Körpers auf, zuviel macht ihn träge, lebensmüde und mißmutig. M. Becker.

92. Die Pflege der Kranken.

Ein Kranker ist viel übler daran, als es die, welche meist gesund sind, bedenken. Er muß nicht nur am Leibe Plagen und Schmerzen leiden, sondern ist gar oft auch elend gequält an der Seele. Du könntest und solltest dein eigenes Wohlsein dazu verwenden, um dem armen im Bett Gefangenen auch etwas davon zu opfern, um ihm hie und da eine leichtere Stunde zu bereiten. Und es wäre doch so vielerlei zu helfen und zu erleichtern bei einem Kranken. Ich will dir einiges davon erzählen.

Bedenke, der Kranke ist vielleicht viel allein, und weil er bisher an Arbeit gewöhnt war, so quält ihn schwer die Langeweile; du könntest ihm durch deinen Besuch angenehme und nützliche Unterhaltung verschaffen.

Sein Krankheitszustand ist vielleicht von der Art, daß er immer jemanden um sich haben, daß jemand bei ihm wachen sollte, aber seine Angehörigen müssen der Arbeit nachgehen. Könntest du da nicht zuweilen einstehen?

Das Kranksein kostet meistens viel Geld; Arbeit und Verdienst bleiben liegen. Eine angemessene Nahrung wäre oft notwendiger zur Herstellung der Gesundheit als die Arznei. Du wärst vielleicht wohl imstande, nachzuhelfen. Willst du?

Meistens sind die Leute wohl im Anfange besorgt und zuthätig, wenn jemand im Hause krank wird; wenn aber die Krankheit in die Länge geht, so werden sie

überdrüssig und der Kranke muß den Überdruß sehen und hören. Und manchen Kranken drückt das verdrießliche Gesicht und die kränkenden Reden seiner Hausgenossen und weil er sehen muß, er sei zur Überlast, noch viel mehr als die Krankheit. Sieh, da kommt jeder, der den Kranken aus Barmherzigkeit besucht, wie ein Engel, und der Kranke ist innerlich erfreut, wenn er nur einen Fußtritt vor der Kammer hört, und du kannst da sein Beschützer und Beistand werden und sein einziger Trost auf der Welt.

Und doch habe ich das Wichtigste noch nicht gesagt. Gott will mit jeder Krankheit, die er dem Menschen schickt, ihm eine Gutthat erweisen. Der Sünder soll sich dadurch bekehren lassen, der Laue soll zu größerem Ernste erweckt werden, der gute Christ soll Geduld üben und sich noch mehr von der Welt losschälen. Aber die Krankheit allein macht dieses nicht, wenn keine Anleitung dazu da ist. Es geschieht gar leicht, daß der Kranke nur immer an seine Schmerzen und Plagen denkt und vielleicht noch weniger religiöse Gedanken bekömmt als in gesunden Tagen. Wenn die Sonne auf ein Feld herabbrennt, und das Feld hat keine Feuchtigkeit, so wird nichts gedeihen, sondern was noch Grünes da ist, das wird vollends verdorren; wenn aber bei großer Sonnenhitze das Feld zugleich auch Wasser hat, da wächst und gedeiht alles in außerordentlicher Üppigkeit und Fülle. So wird die Krankheit den Menschen auch innerlich dürr und leer machen, wenn niemand dem Kranken das Wasser religiöser Erbauung zuträgt. Wenn hingegen dem Kranken Erbauliches vorgelesen, zugeredet und vorgebetet wird, da werden Krankheit und das Wort Gottes zusammenwirken und schöne, reife Frucht gedeihen.

Alban Stolz.

Die Seele des Menschen.

93. Die Seele des Menschen.

„Gott hauchte ihm eine unsterbliche Seele ein.“

Herrlicher noch als an unserem Körper hat sich Gottes Macht, Weisheit und Liebe in Erschaffung und Einrichtung unserer Seele geoffenbart. Durch sie ist der Mensch das Ebenbild Gottes und der Herr der Erde. Die Seele ist der

vorzüglichere Teil in uns, dasjenige, was den Körper belebt, was in uns empfindet, denkt, fühlt und will. Ihre Hauptkräfte sind Wahrnehmungs- und Einbildungskraft, Gedächtnis, Verstand und Wille. Die ersten drei haben die vollkommeneren Tiere mit uns gemein, aber Verstand und Wille hat der Mensch vor den Tieren voraus.

Die Menschenseele ist unkörperlich, geistig und unsterblich und darum berufen, nach dem Tode ein ewiges Leben in Vereinigung mit Gott zu führen, während die Seele des Tieres mit dem Tode untergeht.

*

94. Der beste Wandrer.

Der beste Wandrer in der Welt,
das Vöglein ist's am Himmelszelt,
das fröhlich — ohne Sorgen
hinauszieht früh am Morgen.

Es braucht nicht Wagen oder Kahn,
frei in der Luft ist seine Bahn;
es tragen's ja die Flügel
schnell über Thal und Hügel.

Des Abends macht es fröhlich Rast
beim Herbergswirt zum grünen Ast;
dort ist es stets willkommen,
wird immer aufgenommen.

Ins eigne Bettchen warm und weich
birgt es das Köpfchen allsogleich
und zieht dann morgens heiter
die Himmelsstrafse weiter.

Fragt nimmer, was es schuldig sei,
hat Nachtquartier und Zeche frei,
singt aus der Luft nur munter
sein Dankeslied herunter.

O, dafs auch ich ein Vöglein wär',
dann flög' ich über Land und Meer,
hoch über Berg und Auen,
am Himmelszelt, dem blauen.

Doch da mir armen Menschenkind
die Flügel nicht verliehen sind,
so geb' ich mich zufrieden
mit dem, was mir beschieden.

Und bin ich denn nicht reich genug
Trägt schneller nicht als Vogelflug,
weit über alle Schranke,
mich allzeit der G e d a n k e?

E. Ebeling.

95. Zufriedenheit.

Ein Gelehrter im Morgenlande, Namens Lockmann, erzählt von sich selbst: „Ich habe mich über keine Widerwärtigkeit sehr gegrämt, es mochte mir auch so schlimm gehen, als es wollte, außer ein einziges Mal, als ich barfuß gehen mußte, weil ich nicht so viel Geld hatte, mir ein Paar Schuhe zu kaufen. Ich ging ganz traurig in einen Tempel und traf hier einen Menschen, der keine Füße hatte. Als ich diesen Menschen sah, war ich mit meinen bloßen Füßen gern zufrieden und dankte Gott herzlich, daß ich, wenn schon ohne Schuhe, doch gehen konnte. Der unglückliche Mensch wäre ja gern barfuß gegangen, wenn er nur Füße gehabt hätte."

Geht es dir nicht nach Wunsch und Willen, so schaue nicht ü b e r dich, d. h. nach denen, die es besser haben als du; blicke vielmehr u n t e r dich, und du wirst viele, sehr viele bemerken, mit denen du nicht tauschen möchtest.

96. Sinnsprüche.

Wer will haben Ruh',
der sehe viel und schweig' dazu.

Freund in der Not,
Freund in dem Tod,
Freund hinter'm Rücken,
das sind drei starke Brücken.

Schweig' und meid',
merk' und leid',
jedes Ding hat seine Zeit.

Allzeit traurig ist beschwerlich,
allzeit fröhlich ist gefährlich,
allzeit aufrichtig ist ehrlich.

Das höchste Glück hat keine Lieder,
der tiefste Schmerz hat keinen Laut;
sie spiegeln beide still sich wieder
im Tropfen, der vom Auge taut. Sturm.

Wir haben nur einen Richter zu fürchten und einen Himmel zu hoffen.

Wer zwölf Handwerke zu üben strebt,
zuletzt ganz sicher vom Betteln lebt.

Mit einem, der fern ist, kannst du nicht fechten,
mit Trunk'nen und Zornigen sollst du nicht rechten.

97. Der Strom und der Bach.

Ein Bach, der mit Geplätscher sich ergoß
in einen Strom, der still des Weges floß,
sprach zu dem Alten: „Ei, wie ziehst du sacht!
Wär ich so groß, wie wollte ich mit Macht
erbrausen, daß man meilenweit umher
vernähme meiner Wogen wildes Heer!"
Da sprach der Strom: „Ich nähre weit das Land;
ich trage Schiffe hin zum Meeresstrand,
nnd weil ich Segen spende überall,
ehrt mich die Welt auch ohne lauten Schwall.
Für dich jedoch, der ohne Wichtigkeit
nur tändelt über Kiesel kurze Zeit,
taugt freilich Lärm, weil sonst die Welt nicht wüßt',
daß du, mein kleiner Fant, vorhanden bist!"

Die wahre Größe macht nie laut sich kund,
doch kleiner Geist hat stets geschwätz'gen Mund.

E. Gutensohn.

98. Dankbarkeit.

Ein katholischer Geistlicher, der sich nach Westindien unter die Wilden begeben hatte, um sie zum Christentume zu führen, erzählt: Einst gegen Abend, als ich mit meinen Hausgenossen von einem Spaziergange zurückkehrte, hörten wir am Eingange des Waldes die Stimme eines Jammernden. Wir gingen ihr nach und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien.

Anfänglich wollte er uns nicht antworten, obgleich ich ihn in seiner Landessprache anredete.

Endlich sagte er mit einer kläglichen Stimme: »Ach! heute morgen, als der Himmel rot wurde, machte ich mich auf und hoffte nach meiner Heimat zu kommen, aber ich habe mich verirrt; es wird schon dunkel; ich bin müde und nun mufs ich hier bleiben. Da werden Schlangen, oder wilde Tiere, oder meine Feinde mich umbringen. Mein armes Weib! Meine armen Kinder!«

Uns jammerte seiner: ich bat ihn, mitzugehen. — »Aber du kennst mich nicht!« erwiderte der Wilde. »Ich brauche dich nicht zu kennen,« sagte ich; »komm!« — Und wir führten ihn in meine Hütte.

Nachdem er die nötige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so dafs nur eine dünne, leinene Wand zwischen uns war. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von seinem Lager aufstände, und Furcht ergriff mich. Ich horchte genau und erkannte bald, wie unrecht ich ihm gethan, dafs ich ihn gefürchtet hatte. Nie werde ich vergessen, was ich von ihm sah und hörte.

Der Wilde lag auf seinen Knien und betete. Sein Gebet war ungefähr Wort für Wort folgendes: »O Gott! ich danke dir, dafs du auf meinem Wege die Sonne mir hast scheinen lassen; ich danke dir dafür, dafs mich keine Schlange gestochen, dafs mich kein wildes Tier angehalten hat, dafs mir keiner meiner Feinde begegnet ist. Ich danke dir, dafs dieser gute Freund gekommen ist und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde, oder seine Nachkommen sich einst auf Reisen befinden, so lafs ihnen auch deine Sonne leuchten, nimm sie in Schutz gegen Schlangen und wilde Tiere und gegen ihre Feinde! Und wenn sich einer unter ihnen verirrt und am Wege liegt, so lafs einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nimmt!« So war sein Gebet, und das meinige war: »Gib mir, o Gott, neben diesem Wilden ein Plätzchen im Paradiese!« —

Kölner Lesebuch.

99. Mäßigkeit.

Man hat berechnet, daß Papst Pius V. gegen zwei Millionen Scudi*) für Almosen und sonstige gute Werke ausgegeben hat. Er selbst aber lebte so einfach, daß versichert wird, er habe für Speise und Trank täglich ungefähr nur 60 Pfennige nach unserem Gelde gebraucht.

Einst kam ein Gesandter der unglücklichen Maria Stuart, Königin von Schottland, zum Papste. Er suchte um eine Unterstützung für die bedrängten Katholiken nach und wurde zum Abendessen geladen. Bekanntlich speist der Papst immer allein an einem Tischchen. Werden vornehme Gäste zu Tische geladen, was sehr selten geschieht, so werden diese an einer eigenen, von dem Sitze des Papstes etwas entfernten Tafel bewirtet. Da bemerkte der Gesandte, daß man seinen Tisch mit den besten Gerichten versah. Dem Papste hingegen setzte man nur zwei und noch dazu unbedeutende Speisen vor, wovon dieser sehr wenig zu sich nahm.

Nun war der Geladene sichtlich darüber betroffen und konnte sein Staunen nicht verbergen. Der heilige Vater aber sprach milde und freundlich: „Mein Herr! ich beschränke meine Mahlzeit, um etwas zu erübrigen für die Not der von ihren Feinden unterdrückten Katholiken. Thäte ich dies nicht, so würde Vieles, was segensvoll verwendet werden kann, unnütz darauf gehen. Sagen Sie dies Ihrer Königin, damit sie daraus abnehme, daß ich sie, so viel in meinen Kräften steht, unterstützen werde.“

Joh. E. Schmid.

100. Tapferkeit.

Der berühmte General Eliot ritt eines Tages bei der Belagerung von Gibraltar selbst herum, um die Wachen zu visitieren. Er traf bei dieser Gelegenheit einen deutschen Soldaten, der weder sein Gewehr ergriff, noch präsentierte, sondern unbeweglich dastand.

»Kennst du mich nicht, mein Sohn?« redete der General den Soldaten an, »oder warum beobachtest du deine Pflichten nicht?« — Der Soldat erwiderte mit Fassung: »Ich kenne Sie, Herr General, und meine Pflicht sehr gut; aber soeben sind mir zwei

---

*) Thaler.

Finger von der rechten Hand abgeschossen worden, daher bin ich nicht im stande, das Gewehr zu halten.«

»Warum gehst du denn nicht, um dich verbinden zu lassen?« fuhr Eliot fort. — »Weil es in Deutschland,« antwortete der Soldat, »nicht erlaubt ist, seinen Posten eher zu verlassen, als bis man abgelöst wird.«

Da stieg der General augenblicklich vom Pferde und sagte: »Gib mir dein Gewehr und deine Patrontasche, ich will dich ablösen, damit du dich verbinden lassen kannst.« Der Soldat gehorchte, ging aber zuvor an die nächste Wache, zeigte an, dafs der General auf dem Posten stände, und liefs dann erst seine verstümmelte Hand verbinden.

Da er zu fernern Kriegsdiensten nicht mehr tüchtig war, wurde er verabschiedet und erhielt von dem General, der den Vorfall nach London berichtet hatte, ein ansehnliches Geschenk. Als er in der Hauptstadt von England ankam, verlangte ihn der König Georg zu sehen. Da ihm der wackere Soldat vorgestellt wurde, unterredete sich der Regent mit ihm, lobte seine Tapferkeit und machte ihn zum Offizier. *

Die Familie.

101. Das Vaterhaus.

Ob prächtig scheint mit Turm und Bogen
das Vaterhaus ins weite Land;
ob es, von Laubgrün hold umzogen,
sich lehnet an des Waldes Rand;
ob in der Straßen langer Reihe,
ob einsam in den Fluren drauß':
ihm mangelt nicht die rechte Weihe —
es bleibet stets das liebste Haus.

Und ob in Farben, Sammt und Seide
die Wände prangen wunderhold;
ob drinnen herrliches Geschmeide
erglänzt in Silber und in Gold;
ob kahl die Mauern, rauh die Bänke;
ob Not und Armut schau'n heraus;
ob leer die Kisten drin und Schränke:
es bleibet doch das liebste Haus.

Denn holde Bilder drinnen prangen
aus unsrer lieben Jugendzeit:
das Mutterherz voll Lust und Bangen,
das Vateraug' voll Zärtlichkeit,
das Schwesterlein in seiner Wiege
mit seinem Köpfchen, rund und kraus,
der Brüder laute, lust'ge Kriege —
dies alles zeigt das Vaterhaus.

Gar manchen schönen Festesmorgen
und manchen Abend, lieb und traut,
und manche Hoffnung, still verborgen,
die sich das Kinderherz erbaut:
das Weihnachtsbäumlein voller Schöne,
den Osterhas', den Nikolaus
und all die lauten Freudentöne —
dies alles bringt das Vaterhaus.

O Vaterhaus voll Glück und Frieden,
sei uns gegrüßt viel tausendfach!
Ob längst wir sind davon geschieden,
ob noch uns birgt das liebe Dach —
nimm unsern Dank für allen Segen,
der je von dir uns strömte aus;
wir denken dein auf allen Wegen,
geliebtes, teures Vaterhaus!

Isabella Braun.

102. Das Elternherz.

Was ist es doch Großes und Erhabenes um das Elternherz und um seine Liebe! Denkst du daran, mein Kind, wie zärtlich besorgt die Eltern für dich seit dem ersten Augenblicke deines Lebens waren, wie ängstlich sie sich bemühten, Gefahr und Übel von dir abzuwenden? Kannst du die Stunden zählen, welche die Mutter an deinem Bette durchwacht hat? Hast du eine Ahnung, wie rastlos ihr Eifer, wie unsagbar ihre Sorge und Mühe war, bis sie dich groß gezogen?

Weißt du auch, daß sich dein Vater Tag für Tag den größten Beschwerden ausgesetzt, daß er unermüdet für dich gearbeitet hat? So manchen Bissen hat er sich vom Munde gespart, so manche erlaubte Erholung sich versagt, um dich

zu erquicken, um dir eine Freude zu bereiten. Und wie selbstlos ist ein Elternherz! Eher entzieht es sich das Notwendigste, ja das Unentbehrlichste, bevor es seinen Liebling darben läßt.

Hast du auch schon daran gedacht, wie viel Liebe und Dank du deinen Eltern dafür schuldig bist? Trachtest du diese Pflicht gegen sie ebenso getreu zu erfüllen, wie sie es dir gethan haben? Wohl dir, wenn du dir hierin ganz und gar nichts vorzuwerfen hast! Glücklich kann ich dich preisen; nie wird es dir dann schlimm ergehen; denn gerade an das vierte Gebot hat der liebe Gott eine besondere Verheißung irdischen Segens geknüpft.

Solltest du aber bis jetzt deine Pflicht nicht gewissenhaft erfüllt und dagegen gefehlt haben, was dann? †

103. Wenn du noch eine Mutter hast.

1. Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden, nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden. Wenn du noch eine Mutter hast, so sollst du sie mit Liebe pflegen, dafs sie dereinst ihr müdes Haupt in Frieden kann zur Ruhe legen.

2. Sie lehrte dir den frommen Spruch, sie lehrte dir zuerst das Reden; sie faltete die Hände dein und lehrte dich zum Vater beten. Sie lenkte deinen Kindessinn, sie wachte über deine Jugend; der Mutter danke es allein, wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

3. Und hast du keine Mutter mehr und kannst du sie nicht mehr beglücken, so kannst du doch ihr frühes Grab mit frischen Blumenkränzen schmücken. Ein Muttergrab, ein heilig Grab! Für dich die ewig heil'ge Stelle! O wende dich an diesen Ort, wenn dich umtost des Lebens Welle. W. Kaulisch.

104. Ein Opfer der kindlichen Liebe.

Zur Zeit der französischen Revolution, als unter der Schreckensherrschaft Tausende von Unschuldigen eingekerkert und hingerichtet wurden, zog man auch einen Kaufmann von Lyon gefänglich ein und führte ihn nach Paris.

Seine Tochter bat dringend, daß sie in demselben Wagen die Reise mitmachen und ihren unglücklichen Vater begleiten und trösten dürfe.

Dies wurde ihr versagt; so lief sie nun den ganzen weiten Weg zu Fuß neben dem Wagen her; nur mittags verließ sie denselben, um für den Vater eine Speise zu bereiten, und abends, um ihm, der auch nachts im Wagen bleiben mußte, eine wärmende Decke zu erbetteln.

Als der Vater nun ins Gefängnis geworfen wurde, bestürmte die gute Tochter die Richter um dessen Freilassung. Hundertmal abgewiesen, kam sie hundertmal wieder und erlangte endlich seine Begnadigung. Voll seliger Freude führte sie den befreiten Vater nach Lyon zurück. Allein erschöpft von den Beschwerden erkrankte sie unterwegs und wurde ein Opfer ihrer zärtlichen, hingebenden Liebe. Nach Möhler.

105. Der unterdrückte Schmerz.

Im Herbste 1787 hatte der 7jährige Knabe des Schmiedes Thirsing zu Diepholz in Westfalen das Unglück, daß ein Holzschlitten, der über ihn hinfuhr, ihm den Knochen des einen Beines entzwei brach und zerquetschte. — Als man ihn nach Hause trug und den Unglücksfall seiner Mutter, die eben auch krank darniederlag, zu unvorsichtig mitteilte, sprang sie aus dem Bette und fiel in Ohnmacht.

Bei der schmerzhaften Operation, die jetzt mit dem Fuße des Knaben vorgenommen werden mußte, verhielt sich der kleine Patient ganz ruhig, legte die Hände über seinem Haupte zusammen und gab nicht einmal einen Laut des Schmerzes von sich. Man staunte über diese Standhaftigkeit und fragte ihn, ob er denn nicht recht heftige Schmerzen empfände. „Schmerzen genug!“ — antwortete er leise, — „aber ich verbeiße sie, damit die liebe Mutter nicht noch kränker werde.“ —

Am dritten Tag schien der Schmerz die Kraft des Knaben zu überwältigen; er äußerte ihn jedoch nur durch kaum hörbares Wimmern. Lange litt das zarte Kind mit unglaublicher Standhaftigkeit, bis endlich die Natur siegte und der Kleine genas.

Der Arzt teilte später der Mutter mit, wie heldenmütig das Kind ihr zu liebe — gelitten, und dieser Beweis der zärtlichsten Liebe erfreute das Herz der Mutter so, daß sie viel eher gesund wurde, als man zu hoffen gewagt hatte.

J. E. Schmid.

106. Kindesliebe.

Eine arme Witwe, die des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt war, empfand lange eine lebhafte Betrübnis darüber,

daß sie nie mehr in die Kirche gehen konnte, was sie früher so pünktlich und gern gethan hatte. Jeden Sonntag klagte sie ihren Söhnen: „Wie glücklich würde ich sein, wenn ich die heilige Messe hören könnte! Aber ich bin nicht imstande, den weiten Weg zum Dorfe machen zu können!“ — Bei diesen Worten brach die arme Mutter in Thränen aus und seufzte tief. —

Ihre beiden Söhne, zu arm, um ein Fuhrwerk für die Mutter zu mieten, ersannen ein anderes Mittel, um den Herzenswunsch ihres Mütterchens zu erfüllen. Sie verfertigten nämlich einen bequemen Lehnstuhl mit zwei Tragstangen, setzten die überraschte Mutter darauf und schritten mit der teuren Bürde der Kirche zu. Verwundert blieben die Leute stehen, sahen mit Rührung dieses Beispiel kindlicher Zärtlichkeit, und einige beeilten sich, ihnen den Weg mit Blumen zu bestreuen.

Der Pfarrer benützte diesen Augenblick der allgemeinen Rührung und hielt eine ergreifende Predigt über das vierte Gebot, worin er die Segnungen, die der Herr über gute Kinder auszugießen versprochen, mit den eben auf den Weg gestreuten Blumen verglich. Seine Worte, unterstützt von der Kraft des lebendigen Beispiels, trugen bald bei der Jugend der Gemeinde die erfreulichsten Früchte.

J. C. Schmid.

107. Das Erkennen.

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
kommt wieder heim aus dem fremden Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er ins Städtchen durchs alte Thor;
am Schlagbaum lehnet der Zöllner davor.
Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund:
oft saßen früher die Beiden vereint;
doch siehe, der Zöllner erkennet ihn nicht;
die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straßen entlang;
eine Thräne hängt ihm an bleicher Wang'.
Da thut seine Schwester das Fenster auf,
und er winkt mit dem herzlichsten Gruß hinauf.

Doch sieh' — auch die Schwester erkennet ihn nicht;
die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straßen entlang,
benetzt von Thränen die bleiche Wang!
Da wankt von der Kirche sein Mütterchen her.
„Gott grüß euch!" so spricht er und sonst nichts mehr.
Doch siehe — das Mütterchen schluchzt voll Lust:
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
das Mutterherz hat ihn gleich erkannt.

J. N. Vogl.

108. Die drei ungleichen Töchter.

Eine Witwe, die drei erwachsene Töchter hatte, ward vor Altersschwäche unvermögend, ihr Stücklein Brot weiter zu verdienen. — Da sagte die erste Tochter: „Ich wollte der Mutter gern etwas von meinem Lohne geben; aber — dann könnte ich mir gar nichts für die Zukunft zusammensparen." — Wie gefällt dir diese Rede? — Die zweite Tochter sprach: „Ich thäte es auch gerne; aber — dann könnte ich mich nicht so schön kleiden, wie die andern Mägde."— Was hältst du von dieser Entschuldigung? — Die dritte Tochter aber erklärte: „Als ich noch klein war und mir selbst nicht helfen konnte, sorgte die Mutter mehr für mich, als für sich, und dachte nicht an eigene Ersparung oder schöne Kleider. Sie that alles, um mich zu sättigen und warm zu kleiden. — Es ist darum jetzt nichts weiter als eine alte Schuld, daß ich so für sie sorge, wie sie für mich gesorgt." — Was sagst du zu dieser Äußerung? Joh. Ev. Schmid.

109. Ein Friedhofbesuch.

Beim Totengräber pocht es an:
„Mach' auf! mach' auf! du greiser Mann!
Thu' auf die Thür und nimm den Stab,
mußt zeigen mir ein teures Grab!"
Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
verbrannt und rauh nach Kriegerart.
„„Wie heißt der Teure, der euch starb
und sich ein Pfühl bei mir erwarb?""
„Die Mutter ist es; kennt ihr nicht
der Martha Sohn mehr am Gesicht?"

„„Helf Gott! wie groß und braun gebrannt;
hätt' nun und nimmer euch gekannt!
Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
nach dem gefragt mich euer Wort.
Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein',
nun euer totes Mütterlein!""
Da steht der Krieger lang und schweigt,
das Haupt hinab zur Brust geneigt;
er steht und starrt zum teuren Grab
mit thränenfeuchtem Blick hinab.
Dann schüttelt er das Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Teure nicht!
Wie schlöß' ein Raum, so eng und klein,
die Liebe einer Mutter ein?"

J. N. Vogl.

110. Geschwisterliebe.

Der Wind weht scharf — es stürmt und schneit,
zwei Kinder sind im Freien!
Es dunkelt schon, Novemberzeit,
so helfe Gott den zweien!

Die Schwester fängt zu weinen an:
„O Gott! ich kann nicht weiter!"
Erstarrt das Blut, verschneit die Bahn,
da weint auch ihr Begleiter.

Doch faßt das Brüderlein sich Mut,
nimmt auf den Arm die Schwester,
je grimmer tobt des Wetters Wut,
er hält sie um so fester.

Und endlich er erreicht das Haus,
drin seine Eltern wohnen.
Du hieltest treu und mutig aus,
Gott wird die That dir lohnen!

Vielleicht, wenn in des Lebens Pein
du wirst als Mann einst zagen,
wird „Schwesterlieb'" dein Retter sein
und heim zu Gott dich tragen!

Franz Bonn.

Pflichten des Menschen.

111. Vom Lernen.

Man hält es öfters für unrecht, wenn man mehr lernt, als man meint, daß man in Zukunft brauchen werde; und die meisten wollen gerade soviel lernen, als sie glauben, daß sie in Zukunft nötig haben werden. Wenn aber einer nicht mehr Rettichkörner stecken wollte, als er künftig Rettiche bekommen will, so würde es ihm gewiß fehlen, indem nicht alles gerät, was man säet. So geht es auch beim Lernen; es bleibt nicht alles, was man lernt. Daher muß man soviel in seiner Jugend lernen, daß auch etwas davon verloren gehen kann. Zudem kann man nicht wissen, was man in Zukunft brauchen wird. Man wird auch keinen gescheiten Menschen klagen hören, daß er zuviel gelernt habe, sondern vielmehr, daß es ihn reue, daß er nicht mehr gelernt habe. Bettelleute haben zu ihrer Haushaltung nicht viel nötig; wenn man aber eine rechte Haushaltung führen will, so wird vieles dazu erfordert. Wenn man ein schlechter Mensch werden will, so darf man nicht viel lernen. Wenn man aber recht brauchbar werden will, so muß man in seiner Jugend soviel lernen, als man kann; denn selbst der Geschickteste kann nicht soviel, daß er mit Recht sagen könnte, er wäre nur dem geringsten Ämtlein vollständig gewachsen.

J. P. Hebel.

112. Dank gegen Lehrer.

Zu den Vorgesetzten, denen das Kind außer den Eltern Ehre, Liebe und Gehorsam zu erweisen hat, gehören die Lehrer. Sie nehmen das Kind im Namen desjenigen auf, der gesagt hat: „Wer eins aus diesen Kleinen in Meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf!“ Der Lehrer unterrichtet die ihm anvertrauten Kinder um Gottes willen.

Kostet es ihm auch unsägliche Mühe und Geduld, ihnen die für's Leben nötigen Kenntnisse beizubringen und ihre Seelen für den Himmel zu erziehen, so ist ihm doch keine Arbeit, keine Beschwerde, kein Opfer zu groß.

Ein gutes Kind ehrt darum seinen Lehrer, folgt ihm aufs Wort und sucht durch Fleiß und gutes Betragen sein mühevolles Amt zu erleichtern und sich dadurch **dankbar** zu beweisen.

Es sieht in seinem Lehrer den Stellvertreter Gottes, den Stellvertreter des göttlichen Kinderfreundes, der eine solch innige Liebe zu den Kindern hatte, daß Er sie noch spät abends — wenn Er auch noch so ermüdet war von der Hitze



und Last des Tages — auf Seinen Schoß nahm, in Seine Arme schloß, sie liebreich segnete und sprach: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!" †

113. Der höfliche Knabe.

In einem Dorfe nicht weit von Ancona in Italien lebten einst arme Bauersleute, welche einen Sohn,

Namens Felix, hatten. Dieser Knabe hatte einen guten Verstand; weil er aber sehr arm war, mufste er die Schweine hüten.

Felix wurde von seinen Eltern immer angehalten, gegen jedermann zuvorkommend, gefällig und freundlich zu sein. Die andern Knaben im Dorfe verachteten aber den Schweinehirten und waren unhöflich und grob.

Als Felix eines Tages seine Herde hütete, kam des Weges ein Barfüfsermönch, der durch den Wald einen Führer begehrte. Weil aber schlechtes Wetter war, so sagten die andern Knaben in ihrer gewöhnlichen Grobheit: »Nein, ich gehe nicht mit!« Da sprang Felix herbei, grüfste freundlich und bot sich zum Wegweiser an. Unterwegs erkannte der Mönch an den klugen Antworten des Knaben den guten Verstand desselben und nahm ihn mit Bewilligung der Eltern mit in sein Kloster.

Felix studierte jetzt fleifsig und trat später in den Orden ein. Obgleich er bald einer von den gelehrtesten unter den Mönchen wurde, erhob er sich doch nicht über sie, sondern blieb demütig, höflich und dienstfertig. Daher gewannen ihn alle, die ihn kannten, lieb, und er wurde von einer Ehrenstelle zur andern erhoben, bis er endlich Kardinal wurde. Als der Papst starb, wurde er sogar einhellig am 24. April 1585 zum Papste erwählt. Er hat unter dem Namen Sixtus V. mit grofsem Ruhme regiert. Ewald.

114. Der Kaiser beim Leichenzuge.

Im Sommer 1832 ging Kaiser Franz I. von Österreich eines Nachmittages, nur von einem Adjutanten begleitet, durch die Straßen des kleinen Städtchens Baden. Eben wollten sie in eine Straße einbiegen, als der Adjutant einen Sarg dahertragen sieht und den Kaiser fragt, ob er nicht lieber einen andern Weg einzuschlagen dächte, um dem traurigen Anblick eines Leichenbegängnisses auszuweichen. Franz aber blieb stehen und erwartete den kleinen Zug. Niemand folgte dem Sarge als der Priester und der Mesner. „Das muß ein armer Mensch gewesen sein," bemerkte der Kaiser, „weil niemand seiner Leiche folgt. Lassen Sie uns den Zug

begleiten!" Und wirklich schloß sich der Kaiser mit dem Adjutanten dem Zuge an und gab so den Vorübergehenden ein beschämendes Beispiel. Jedermann, der des Weges kam, folgte ihnen, und so ward aus dem ärmlichen Leichenbegängnisse eines der glänzendsten. Aus: „Beispiele des Guten".

115. Am Amboß.

Mir griff des Lebens harte Faust
schon in die krausen Kinderlocken;
den Knaben hat es derb gezaust,
hat ihn umsungen und umsaust,
und wahrlich nicht mit Blütenflocken!

Und „schaffen!" rief's; „die Stunde flieht!"
und trieb mich aus der Mutter Kammer.
„Nur der hat Recht, der recht sich müht;
du selbst bist deines Glückes Schmied."
Ich weint' und faßte Zang' und Hammer.

Weit fuhr ich, wie die Sehnsucht fährt,
von Riesen lernt' ich und von Zwergen;
und braun und stark zurückgekehrt,
bestellt' ich früh den eignen Herd
in meiner Heimat grünen Bergen.

Da hub ich an mit Mut und Fleiß
zu ernsten Schlägen auszuholen;
den spröden Stahl bezwang mein Schweiß,
und mancher Tropfen herb und heiß
fiel zischend in der Esse Kohlen.

Und ob im Lenz die Schwalbe sang,
ob draußen Ros' und Lilie sprossen,
ob fern vom stillen Waldeshang
der Herdenglocken Läuten klang;
ich stand am Feuer unverdrossen.

Und wenn im kalten Januar
die Winterstürme nimmer ruhten,
ob spiegelblank das Eis,*) ob klar
im Schnee des Gablers Fährte war;
ich schürte trotzig meine Gluten.

*) Gabler = zweijähriger Hirsch, der ein gabelförmiges Geweih aufsetzt.

So Mond auf Mond, jahraus, jahrein,
so Tage lang und halbe Nächte,
stets brannte meines Feuers Schein
wie Vestas Feuer, hell und rein,
und hoch den Hammer schwang die Rechte.

Wohl träumten mir im Herzen tief
viel wunderbare Melodien,
ein Zauberwald, der schlief und schlief,
den keine Frühlingssonne rief,
in Frühlingsschönheit aufzublühen.

Mir war ein andres Ziel gestellt,
mir blieb nicht Zeit zu süßen Weisen;
oft war die Brust wohl hoch geschwellt,
doch „schaffen, schaffen!" rief die Welt,
und rüstig griff ich nach dem Eisen.

Zuweilen nur erquoll mein Sang,
wenn feuriger die Pulse glühten:
zum ernsten Schlag der Kling und Klang,
nur Funken, die beim heißen Drang
der Arbeit mir vom Amboß sprühten;

der Arbeit, die da nützt und nährt
und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen,
die Mut verleiht und Manneswert
und Adel, trotz des Kaisers Schwert,
und langen Reih'n verscholl'ner Ahnen!

Ob mir's gelang, bei Tag und Nacht
mein Glück, mein eignes Glück zu schmieden? —
Oft hab ich and're froh gemacht
und stets an mich zuletzt gedacht;
ich diente, — und mein Lohn ist Frieden.

Nun mählich wird die Hand mir müd',
bald schlaf' ich in der stillen Kammer;
zu Häupten legt dem toten Schmied
den Amboß und sein letztes Lied,
legt ihm zu Füßen Zang' und Hammer!

F. W. Weber.

---

*) Vesta war bei den Heiden die Göttin der Keuschheit; ihr zu Ehren wurde im Tempel das heilige Feuer von jungfräulichen Priesterinnen unterhalten.

116. Segen des Bauernstandes.

Nur Thoren verachten den Bauernstand; der Weise dagegen hält ihn in Ehren. Der Pflug des Landmanns erschließt die Erde, in deren Schoß der Same des Getreides gesät wird. Womit aber wollte sich der Städter sättigen, wenn ihn nicht der Fleiß des Bauern mit dem unentbehrlichen Mehl versorgte? Brot ist eine Speise, die auf der Tafel des Königs ebensowenig fehlen darf, als auf dem Tische des Ärmsten, dessen einzige Nahrung sie manchmal ausmacht.

Und so lange wir Brot genug haben, um den Hunger zu stillen, kann von einem Mangel noch lange keine Rede sein. Wie aber, wenn einmal der Landmann sich weigerte, die Erde zu bebauen? Nicht nur das Brot, auch die Milch und das Fleisch müßten wir dann entbehren.

Ein Stillstand, eine Stockung würde sich auf jedem Gebiete fühlbar machen. Der Gewerbetreibende wie der Künstler, der Gelehrte wie der Beamte, der Soldat wie der Arbeiter, alle bedürfen zur Erhaltung ihres Lebens der Nahrung, und diese wird doch größtenteils aus Fleisch, Mehl und Milch bereitet.

Daraus folgt, daß der Bauernstand einer der wichtigsten Stände ist, ohne welchen alle übrigen ihr Dasein nur notdürftig fristen könnten. Im Lichte des Christentums betrachtet, ist das Tagewerk des frommen Landmannes ein wahrhaft gesegnetes. Vom Himmel erhofft er das Gedeihen der Saat, er bittet um Regen und Sonnenschein zur rechten Zeit. Und nachdem der liebe Gott das Wachstum geschenkt hat, schafft seine fleißige Hand die reife Frucht in die Scheuer.

Hernach wird aus dem Mehle nicht nur die Nahrung des Leibes, sondern im allerheiligsten Altarssakramente wird es auch Nahrung der Seele, es wird zum „lebendigen Brot, das vom Himmel auf die Erde herabgekommen ist.“ †

117. Wert der Zeit.

Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht: denn aus Zeit besteht das Leben. Wie viel mehr Zeit, als nötig ist, verwenden wir nicht auf den Schlaf und vergessen immer, dafs ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt, und dafs wir im Grabe noch Zeit zu schlafen genug haben. Wenn die Zeit von allen Dingen das kostbarste ist, so ist das Zeitver-

treiben die allerschädlichste Verschwendung; denn verlorene Zeit findet man niemals wieder, und was wir nennen: »Zeit genug«, heiſst: »Zu wenig Zeit.«

So laſst uns denn frühe auf sein und arbeiten, und das arbeiten, was wir zu thun haben!

Jean Paul. (Friedrich Richter.)

118. Charade.

Das Erste ist an jedem Kleid zu schauen,
an Wolken, Wäldern, Hügeln, Feldern, Auen;
das Zweite möchte jeder gerne werden,
doch keiner ist's geworden noch auf Erden;
wärst du das Ganze, müſste man dich schelten:
du würdest dann für pflichtgetreu nicht gelten.

Dr. Fr. Beck.

119. Sprüche.

Redlich sei des Herzens Grund;
redlich spreche auch der Mund.

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.

Schiller.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
das and're wird sich schon von selber machen.

Goethe.

Mit Vielem hält man Haus,
mit Wenigem kommt man auch aus.

Sei gerecht, sei wahr, bleibe deiner würdig; dann werden weder die Menschen, noch das Schicksal dich niederbeugen können.

Klinger.

Vor fremdem Gut' bewahr' die Hände,
sonst nimmt's einmal ein schlimmes Ende.

Lehre bildet Geister; doch Übung macht den Meister.

Wo die Faulheit einreißt in einem Haus,
da fallen die Balken von selber heraus.

Wirke, **da** es noch Tag ist!

Wie die Arbeit, so der Lohn.
Wie man säet, so wird man ernten.
Wie man sich bettet, so schläft man.

Wie man's treibt, so geht's.
Je höher der Baum, desto schwerer sein Fall.
Je schwerer der Kampf, desto größer der Sieg.

Wie die Sonn' dem Bösen scheint,
so thu' auch Gutes deinem Feind.

Wie man die Aussaat hier bestellt,
so erntet man in jener Welt.

Gebrauch schwächt den Magnet und die Tugend nie,
je mehr man beide nützt, je mehr vermögen sie.

Kretschmann.

Wenig ist genug, wenn Gott es segnet.
Wenn du nicht hören willst, mußt du fühlen.
Spare in der Jugend, damit du im Alter nicht darbest.
O wie traurig ist die Welt, wenn in ihr der Friede fehlt!

120. Die beiden Ähren.

Am St. Johannistage ging
der Vater mit dem Kind ins Freie.
Gar freundlich war des Himmels Bläue,
und an dem Kornfeld hing
der Morgentau noch hell und lau.
Leicht nickten an dem grünen Rain
Mohnblumen bei der Lüfte Wehen,
gleich Purpurglut im Sonnenschein;
und frisch in fröhlichem Gedeih'n
sah man die schlanken Ähren stehen.
Der Knabe hüpfte auf und nieder,
wo eine schöne Blume stand,
und kehrte dann mit voller Hand
und frohem Blick zum Vater wieder.
„Sieh', Väterchen, was ich gepflückt,
zwei schöne, ganz verschied'ne Ähren!
Stolz ragt die eine, und gebückt
scheint diese sich herabzukehren.
Warum sind sie nicht gleich geschmückt?
Willst, Väterchen, du mir's erklären?"
Drauf sprach der Vater freundlich mild:
„Schau her, mein Kind! — es will im stillen
die Wahrheit gern im zarten Bild
die gold'nen Lehren uns enthüllen!

Sieh', jene, die sich stolz erhoben,
ist selten innern Segens schwer;
ihr prahlend' Haupt ist hohl und leer.
Der Schnitter wird nur diese loben,
die, still in Demut hingeneigt,
des innern Wertes Fülle zeigt.
So traue nie des Hochmuts Schimmer!
Er deckt nur inn're Armut zu.
Der frommen Demut gleiche du!
So still sie blüht, sie täuschet nimmer."
Und leise schrieb der Knabe sich ins Herz
des Vaters goldne Lehren.
Johannistag gar bald verstrich,
doch blieb ihm tief und inniglich
das Gleichnis von den beiden Ähren.

Agnes Franz.

121. Zur Beherzigung.

Sei sanft und milde!
Wenn eine Kränkung dir geschieht,
vergib, vergiß! — Die Zeit entflieht,
sei sanft und milde!

Und lerne leiden!
Was Gott dir schickt, ob schlimm, ob gut,
du mußt es tragen, trag's mit Mut
und lerne leiden!

Verzage nicht!
Denn Gottes Hand gibt dir Geleit
durch Erdenleid zur Seligkeit!
Verzage nicht!

Th. Singolt.

122. Sanftmut.

Als Philipp II., König von Spanien, einst tief in die Nacht hinein gearbeitet und einen langen Brief an den Papst geschrieben hatte, gab er denselben seinem Bedienten, daß er ihn zusammenfalten und siegeln sollte. Dieser aber, der schlaftrunken war, ergriff statt der Streusandbüchse das Tintenfaß und übergoß so den ganzen Brief mit Tinte. Kaum hatte er seinen Verstoß wahrgenommen, so wurde er ganz blaß vor Schrecken und zitterte an allen Gliedern.

Der König aber, ohne zornig zu werden, sprach ganz gelassen und mit vieler Güte: „Nun, dem Übel kann schon abgeholfen werden; gib mir einen neuen Bogen Papier her.“ Und so setzte sich der König wieder nieder, und schrieb den noch übrigen Teil der Nacht an einem zweiten Briefe, ohne dem ungeschickten Diener auch nur ein böses Wort zu geben.

J. E. Schmid.

123. Geduld.

Es zieht ein stiller Engel durch dieses Erdenland;
zum Trost für Erdenmängel hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden und milde, sanfte Huld.
O, folg' ihm stets hienieden, dem Engel der Geduld!

Er führt dich immer treulich durch alles Erdenleid
und redet so erfreulich von einer schönern Zeit;
denn willst du ganz verzagen, hat er doch guten Mut,
er hilft das Kreuz dir tragen und macht noch alles gut.

Er macht zu linder Wehmut den herbsten Seelenschmerz
und taucht in stille Demut das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde allmählich wieder hell;
er heilet jede Wunde gewiß, wenn auch nicht schnell.

Er zürnt nicht deinen Thränen, wenn er dich trösten will;
er tadelt nicht dein Sehnen, nur macht er's fromm und still.
Und wenn in Sturmes Toben du murrend fragst: Warum?
So deutet er nach oben, mild lächelnd, aber stumm.

Spitta.

124. Lieber sterben als lügen.

Ein englischer Dampfer hatte den Hafen von Liverpool*) verlassen, um seine Reise nach Amerika anzutreten. Am vierten Tage nach der Abfahrt, draußen auf hoher See, fand man zwischen den Kisten und Warenballen der Frachtgüter einen kleinen Knaben versteckt. Er hatte weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, weder Freund noch Beschützer; kein Reisender und kein Matrose kannte ihn. Wer ist er? Wo kommt er her? Wo geht er hin? Niemand kannte den neunjährigen Knaben mit den zerrissenen Kleidern, mit den Zügen voll Unschuld, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe.

---

*) sprich: Liwrpuhl.

Man führt ihn dem Steuermann vor.

„Wie kommst du dazu, dich heimlich in unser Schiff zu schleichen?“ sprach der Offizier in scharfem, strengem Tone.

„Mein Stiefvater hat mich hieher gebracht“, antwortete der Knabe; „denn er sagte, er könne mich nicht mehr ernähren und könne auch das Reisegeld nach Halifax nicht erschwingen, wo meine Tante wohnt. Ich will zu meiner Tante gehen.“

Der Steuermann glaubte kein Wort von der ganzen Geschichte. Er war schon oft in der nämlichen Weise betrogen worden. Deshalb behandelte er den Knaben ziemlich derb.

Tag für Tag wurde er über seine Herkunft befragt, aber immer gab er dieselbe Antwort, nichts mehr und nichts weniger.

Zuletzt ging dem Steuermann die Geduld aus, so daß er den Knaben im Nacken faßte, tüchtig schüttelte und sagte, daß, wenn er nicht binnen zehn Minuten die Wahrheit bekenne, er ihn am Mastbaume aufhängen lasse. Es war das fürwahr eine schreckliche Drohung.

Das arme Kind ohne Freunde und Fürsprecher stand vor ihm. Ringsumher sammelten sich die Matrosen und Reisenden. Der Steuermann hatte die Uhr in der Hand und zählte die Minuten. Der Knabe war bleich und schmerzerfüllt, aber er hielt den Kopf aufrecht. Thränen standen ihm in den Augen, aber er hatte keine Furcht.

Acht Minuten waren um. — „Du hast bloß noch zwei Minuten zu leben“, rief der Steuermann. „Rede die Wahrheit und rette dein Leben, Junge!“

„Darf ich beten?“ frug das Kind und blickte in das wettergebräunte Gesicht des hartherzigen Mannes.

Der Steuermann nickte mit dem Kopfe, sprach aber kein Wort. Der fromme Knabe kniete auf das Verdeck nieder, faltete die Hände, erhob die Augen zum Himmel und betete das Vaterunser, dann das Ave Maria und zum Schlusse fügte er bei: „Liebe Himmelsmutter, nimm mich zu dir in den Himmel, ich bin bereit, zu sterben, aber lügen kann ich nicht.“

Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und bald hörte man auf allen Seiten Schluchzen.

Auch der Steuermann war gerührt. Er trat zum Knaben hin, hob ihn auf, erklärte, daß er seiner Aussage

Glauben schenke und ihm nichts zu leid thun wolle. Ein herrlicherer Anblick hat sich wohl noch selten auf dem Verdeck eines Schiffes dargeboten.

Während der übrigen Tage der Reise hatte er Freunde genug. Zuvor wollte niemand etwas von ihm wissen, jetzt suchte ihn jeder mit Beweisen der Güte zu überhäufen.

Nach Möhler.

125. Bestrafter Meineid.

In dem Orte Schwarzstein in Baden ereignete sich am 12. Juli 1845 ein merkwürdiger Vorfall. Ein Mann war kurze Zeit vor diesem Tage des Diebstahls beschuldigt und vor das Gericht gestellt worden.

Er erbot sich einen Eid zu leisten, die Unthat nicht verübt zu haben. Da er aber schon vorbestraft und als berüchtigter Dieb bekannt war, wurde er nicht zum Eide zugelassen.

Da fing er unaufgefordert an zu schwören und rief: „Das erste Gewitter, das heraufzieht, soll mich erschlagen, wenn ich gestohlen habe!“

Da die weiteren Beweise fehlten, und keine Zeugen vorhanden waren, die den Diebstahl erhärteten, wurde der Mann vom weltlichen Gericht freigesprochen.

Am Abend desselben 12. Juli zog über Schwarzstein ein Gewitter herauf; der genannte Mann befand sich mit mehreren Personen in seinem Wohnhause.

Der Blitz schlug ein und traf den Meineidigen mitten unter den anderen Anwesenden, die zwar betäubt, aber unversehrt waren.

Der Blitzstrahl war dem Unglücklichen in Nase und Mund gefahren und hatte ihn augenblicklich getötet. So beschwor der Frevler die furchtbare Strafe Gottes über sich herauf, und Gott zeigte ihm, daß er nicht mit sich spotten läßt.

Nach Möhler.

126. Verleumdung.

Ein sehr würdiger Bischof hatte einmal einen Gast bei Tische, der böse Reden gegen einen Abwesenden führte. Dies empfand der geistliche Oberhirte sehr schmerzlich. Da er nun dem Verleumder eine heilsame Lehre geben wollte, befahl er laut einem Diener, schnell denjenigen zu holen, dessen guter Ruf mißhandelt ward. Der Verleumder erschrak über den Befehl

und fing an, einen Einwand dagegen zu erheben. Der Bischof aber sprach in großer Ruhe: „Ich lasse diesen Herrn rufen, damit er auf Ihre Beschuldigungen antworten kann. Es wäre doch unbillig, ihm nicht Gelegenheit zu geben, sich zu verteidigen." Möchten doch alle Verleumder durch solche Beschämung bestraft werden! J. E. Schmid.

127. Lebensregeln.

Häng' am Besitze nicht!
Was willst du dein wohl nennen?
Es ist geliehen dir,
du mußt von ihm dich trennen.

Eins nur gehört dir an,
das Kleinod deiner Seele;
bewahr' es makellos,
daß nie ein Glanz ihm fehle!

Was du bedürfen magst
auf deiner Pilgerreise,
erwirb durch Arbeit dir,
gebrauch's in edler Weise!

Ist's mehr als du bedarfst,
gern teil' es mit den Armen;
wer ihrer sich erbarmt,
des wird sich Gott erbarmen.

Dr. Friedrich Beck.

128. Sparsamkeit ist nicht Geiz.

Zwei Einwohner eines abgebrannten Dorfes gingen von Ort zu Ort, um milde Gaben für dasselbe einzusammeln.

Da kamen sie zu einem grofsen Bauernhofe, wo der Bauer eben vor der Thüre stand. Er verwies es einem Knechte ernsthaft, dafs er die Stricke, woran die Ochsen gespannt waren, über Nacht im Regen gelassen habe und die Sachen nicht verwahre. Da sie das von weitem hörten, sagte einer zum andern: „O weh, dieser Mann ist geizig, da wird's nicht viel geben!"

Als sie näher kamen, wurden sie von dem Bauer ganz freundlich empfangen und ins Haus geführt. Sie erzählten nun ihr Unglück. Der Bauer liefs ihnen darauf zu essen geben, schenkte ihnen ein schönes Geldstück und versprach, noch zwei Säcke voll Saatkorn in das verunglückte Dorf zu schicken.

Die Männer wunderten sich sehr über seine Wohlthätigkeit. Sie gestanden während des Essens freimütig, dafs sie ihn anfangs für geizig gehalten, weil er dem Knechte wegen einer solchen Kleinigkeit einen harten Verweis gegeben hätte.

„Liebe Freunde," antwortete der Bauer, „eben deswegen, weil ich sparsam bin, bleibt mir so viel übrig, dafs ich Notleidenden helfen kann." A. Jais.

129. Eine goldene That.

Vor siebenzig und mehr Jahren fuhr eines Tages ein Wagen auf der Straße zwischen Anagni und Carpineto in Italien. Ein zart aussehender Knabe mit geisterhaftem Gesichte, das die Spuren einer eben überstandenen Krankheit trug, saß darin und ihm zur Seite sein Erzieher. Als sie am Fuße des Berges angekommen waren, bemerkten sie einen armen Kleinen in Hirtenkleidern, über und über mit Staub bedeckt und bitterlich weinend wie in großer Not. Kein Wunder, denn einer seiner nackten Füße war stark geschwollen, und das Blut lief daran herunter.

Der Wagen kam zu ihm, und als die Pferde angehalten hatten, sprang der Knabe schnell heraus und bat den kleinen Hirten, ihm den Grund seiner Not zu klagen. Der Unglückliche erwiderte, er sei von einem Milchwagen überfahren worden, und der Fuhrmann sei davongeeilt, ohne anzuhalten oder sich um ihn zu kümmern. „Und ich kann nicht mehr weitergehen;" sagte er, „mein Fuß ist so arg verletzt."

Der Knabe, Sprosse eines adeligen Hauses, war tief gerührt vor Mitleid; eilig bahnt er sich durch das Gestrüpp den Weg zum nahen Bache, schöpft Wasser und bringt es dem Verwundeten, daß er trinke. Dann wäscht er dessen wunden Fuß und bindet sein feines Taschentuch darum. Der Erzieher verfolgt innig gerührt die Liebesthätigkeit seines Zöglings; ohne ihn zu unterbrechen, läßt er ihn gewähren, um zu sehen, was sein mitleidiges Herz ihm weiter eingeben würde.

„Wo wohnst du?" fragte der Knabe das Hirtenkind. Dieses zeigte auf ein Dörflein hoch am Berge oben.

„Dahin kannst du allein nicht kommen," sagte der kleine Samaritan; „ich will dich mit mir nach Carpineto nehmen, wo dein Fuß gehörig gepflegt wird." Der Verwundete bezeugte freudig seine Dankbarkeit und wurde in den Wagen gehoben.

„Aber Joachim, was machst du da?“ fragte ihn jetzt verwundert der Erzieher. „Ich thue, was wohl jeder andere Christ auch thun würde. Können wir den armen, verwundeten Kleinen hier am Wege liegen lassen?“ — „Aber was werden deine Eltern sagen?“ — „Was können sie sagen, als daß ich recht gethan? Ist es denn etwas so Außerordentliches, einem, der leidet, zu helfen?“ Der Erzieher war zufrieden. Er klopfte ihm auf die Schulter, und der Wagen ging seines Weges.

Als sie heimkamen, war die Mutter selbstverständlich über den zerlumpten und schmutzigen Gast, den ihr Sohn da brachte, höchst verwundert, doch nicht lange. Denn als sie den Hergang erfahren und den Ausdruck der Dankbarkeit auf dem Gesichte des verunglückten Kleinen bemerkt hatte, da zögerte sie keinen Augenblick und schickte sofort nach dem eigenen Hausarzte, der die Pflege des verletzten Fußes übernahm. Joachims Antlitz strahlte vor Freude. „Habe ich recht gethan, Mutter?“ fragte er jetzt. „Mein Kind, du konntest nicht besser handeln“, gab sie zur Antwort und drückte ihn an ihr Herz, während Thränen der Freude in ihren Augen glänzten.

Der Jüngling, welcher so leicht gerührt ward von den Leiden des Fremden, ist jetzt Papst Leo XIII., und in der Erinnerung an all die goldenen Thaten, deren sein Leben voll ist, leuchtet diese wie ein Stern. Das erhabene Bild des mildreichen Vaters der Christenheit ist uns in trefflicher Weise vorgezeichnet in der erhabenen Liebesthat des gutherzigen Kindes. Gott hat Leo XIII. erwählt, die Wunden der Menschen zu heilen, wie er dies seinerzeit an dem Hirtenknaben gethan, und hat ihm ein Herz gegeben, das groß und weit genug ist, um sich der Nöten der ganzen Welt zu erbarmen. J. H.

130. Der alte, blinde Harfenspieler.

In einem Posthause war eine Gesellschaft von verschiedenen, angesehenen Herren und Frauen versammelt. Unter ihnen befand sich auch der ehrwürdige Pfarrer Ruf von Lichtenau. Da trat ein armer, alter, blinder Mann, von seinem Enkel geführt, in den grofsen Saal und sang und spielte auf der Harfe.

Die Gesellschaft fand das Spiel der verstimmten Harfe und den kreischenden Gesang unerträglich. Man zischelte sich allerlei Spott in die Ohren und wurde einig, den armen Mann mit einigen Kreuzern abzufertigen.

Da trat Pfarrer Ruf zu dem blinden Musikanten und sprach: „Du alter Mann, du hast dich zu stark angestrengt, ich will dich ablösen. Gib mir ein wenig deine Harfe!“ Der Pfarrer setzte sich auf den Stuhl des alten Mannes, stimmte die Harfe, spielte und sang eines der schönsten Lieder.

Die Zuhörer, besonders diejenigen, welche ihn noch nie gehört hatten, waren erstaunt und entzückt.

Die Kunst des Sängers wurde durch das vorher ohrenbeleidigende Spiel des Stümpers noch mehr gehoben. Alle klatschten jubelnd in die Hände und baten, noch ein Lied zu singen. „Nun wohl,“ sagte der Pfarrer. „Du aber“, sprach er zu dem Blinden, „sammle indes dein Trinkgeld ein.“

Der Greis ging, von seinem Enkel geführt, mit dem Hut in der Hand umher. Es wurden grofse Geldstücke hineingeworfen. Der Blinde, der sie klingeln hörte, weinte vor Freuden; der Enkel rief: „O Grofsvater, so viel wie heute, haben wir das ganze Jahr hindurch nicht bekommen!“ Beide, Grofsvater und Enkel, konnten für die reichlichen Gaben nicht genug danken und küfsten dem Pfarrer die Hand. Alle Gäste lobten seine Kunst, noch mehr aber den wohlthätigen Gebrauch, den er davon gemacht hatte.

Aus „Erinnerungen“ von Christoph von Schmid.

131. Der Sänger.

1. „Was hör' ich draußen vor dem Thor,
was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
im Saale wiederhallen!“
Der König sprach's, der Page lief;
der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!“

2. „Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
schließt, Augen, euch! hier ist nicht Zeit,
sich staunend zu ergötzen.“

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
und schlug in vollen Tönen;
die Ritter schauten mutig drein
und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
ließ ihm zum Lohne für sein Spiel
eine gold'ne Kette reichen.

4. „Die gold'ne Kette gib mir nicht,
die Kette gib den Rittern,
vor deren kühnem Angesicht
der Feinde Lanzen splittern;
gib sie dem Kanzler, den du hast,
und laß ihn noch die goldne Last
zu andern Lasten tragen.

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet;
das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
in purem Golde reichen."

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
und danket Gott so warm, als ich
für diesen Trunk euch danke."

Johann Wolfgang von Goethe.

132. Freude am Wohlthun.

Der berühmte Tondichter Franz Joseph Haydn, der Mann mit der kindlichsten und frömmsten Seele, erhielt einst den Besuch des Generaldirektors der Schauspiele von Berlin.

In dem vertraulichen Zwiegespräch, das dieser mit dem ehrwürdigen Greise unterhielt, erzählte er ihm, daſs die Aufführung seines Tonwerkes „die Schöpfung" zu Berlin zu einem milden Zwecke veranstaltet wurde und über 2000 Thaler eingetragen habe.

Da blickte Haydn hoch auf und wiederholte langsam und mit strahlender Freude: „Über 2000 Thaler! Für die Armen! Über 2000 Thaler! — Hörst du das wohl (zu seinem Bedienten sich wendend): meine Schöpfung hat in Berlin 2000 Thaler eingetragen, und für die Armen!" — Dann legte er sich ganz zurück in den Stuhl und lieſs den Thränen freien Lauf. „Für die Armen! Meine Arbeit hat den Armen einen guten Tag gegeben! — Das ist herrlich! Das ist tröstlich!"

Hungari.

133. Selig sind die Barmherzigen!

Diesem Wahlspruch getreu, hat eine edle Fürstin zahllose Thränen getrocknet, unsagbar viel Leid und Kummer gestillt,

überhaupt unendlich viel Gutes gestiftet. Es war dies die Kaiserin Carolina auf Österreichs Throne, eine geborne bayerische Prinzessin. Als Tochter des späteren Königs Max I. von Bayern verlebte sie die zarte Kindheit in Mannheim. Von der Zeit an aber, als sie die Gemahlin des Kaisers Franz ward, wetteiferte sie mit ihrem königlichen Bruder Ludwig I. im Wohlthun. Es war ihre größte Herzensfreude, zu geben; darin gipfelte ihre Lebensaufgabe, andere zu beglücken. Nun wird man erwidern: „Die reiche Kaiserin hatte gut geben, denn sie hatte viel zu vergeben.“ Gewiß, aber die echte, christliche Nächstenliebe, wie sie von der erlauchten Frau geübt ward, bekundete sich dadurch, daß sie erstens in der Stille, dann persönlich und endlich nicht allein vom Überflusse gab.

Nicht selten hat sich die Kaiserin selbst Notwendiges versagt, um mehr den Armen geben zu können. Sie trug auch ein geflicktes oder schadhaftes Kleid; der Hut war gar oft nicht mehr der Mode entsprechend, die Handschuhe abgenutzt. Als sie sich dann doch hatte bewegen lassen, einen neuen Hut zu kaufen, und die Wahl bereits getroffen war, sollte er 15 Gulden (25 Mark) kosten; doch da fällt der Kaiserin ein, daß tags zuvor die Bittschrift einer armen Familie eingereicht worden war, worin zur Linderung der höchsten Not 15 Gulden erbeten wurden. Im selben Augenblick wird der Hut verschmäht, beiseite gelegt, und der Preis hiefür wandert zu der armen Familie.

Eines Tages erscheint der Hofdame der rechte Zeitpunkt gekommen, für ihre Herrin ein neues Kleid durchzusetzen: „Majestät, das Kleid ist schon wieder zerrissen!“ „Nur flicken, nur flicken,“ entgegnet bestimmt die Majestät; „ich brauche das Geld für meine Armen.“

In ungezählten Fällen sparte so die Herrscherin an sich, nicht an andern. Sie, die nach Tausenden verschenkte, versagte sich sehr häufig einen unbedeutenden Gegenstand, den sie gerne gehabt hätte.

Würden sich nicht in ihrem Nachlasse die wegen ihrer großen Ausgaben notwendigen Aufzeichnungen von ihrer Hand vorgefunden haben, die Welt hätte nie etwas von den meisten ihrer Wohlthaten erfahren.

Denn was die Kaiserin für Arme, Kranke, Waisen, Arbeiter und Soldaten aufwendete, ist geradezu staunenerregend. Von ihrem Sekretär wissen wir, daß durch seine Hand den

Dürftigen monatlich 20000 fl. (34000 Mark) zugeflossen sind. Das Jahr 1870 war dasjenige, in dem die „stille Wohlthätigkeit der Kaiserin“ an Bewilligungen auf die eingelaufenen Gesuche mehr als 70000 fl. (120000 Mark) ausgegeben hat.

Dabei wurden die von ihr gegründeten Anstalten sehr häufig besucht, sie brachte dann den Kindern in eigener Person Notwendiges oder Nützliches mit und verteilte es zur großen Freude der Kinder stets eigenhändig.

Aber auch in die letzte und schmutzigste Hütte begab sie sich, um arme, verlassene Kranke aufzusuchen, sie zu trösten, zu helfen und zu lindern, wo sie nur immer konnte; ja, dies gehörte sozusagen zu ihrer Tagesordnung.

Welch reiches, gesegnetes Leben!

Erzherzog Karl, der Besieger Napoleons, erzählt einmal: Als man einen der größten Kriegshelden jener Zeit auf dem Todbette mit dem Andenken an seine vielen erfochtenen Siege zu trösten versuchte, antwortete er: „O hätte ich lieber einem Armen einen Becher Wasser gereicht!“

Wenn nun die unsern Mitmenschen erwiesenen Werke der Barmherzigkeit das Sterben so viel mehr erleichtern können, welch reicher Lohn wird dann einer solch edlen Seele am Throne des Ewigen zuteil werden, die unter zahllosen, persönlichen Opfern dem Grundsatz gehuldigt hat: Was ich habe, gehört nicht mir, sondern den Armen. Und das that sie wahrlich bis zum letzten Atemzuge, denn das letzte Wort, das die Sterbende zum Kaiser hauchte, war: „Wer wird für meine Armen sorgen?“

Ja, selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen! †

134. Das war für mich!

In der grofsen, schönen Kaiserstadt Wien hat es sich einmal zugetragen, dafs ein barmherziger Bruder in ein vornehmes Kaffeehaus trat, in welchem mehrere ansehnliche, reiche Leute um einen Tisch safsen. Man konnte es dem Manne in seiner Ordenstracht nicht ansehen, wer er im Gewande des gewöhnlichen Lebens gewesen sei; dafs er aber von hoher Herzensbildung war, bewies bald nachher sein Benehmen. Ehe er diese Kutte anzog, soll er, wie einige sagen, ein Offizier von hohem Range gewesen sein.

Der Ordensbruder näherte sich einem der Gäste, klapperte ein wenig mit seiner eisernen Almosenbüchse und sprach einige Worte, die wohl manchen gerührt hätten. Der stumme Gast aber that, als sähe und hörte er nichts von dem allen. So trat er zum zweiten, zum dritten; keiner hörte auf ihn; nur der vierte fuhr mit der zornigen Antwort heraus: „Siehst du denn nicht, dafs wir gerade sehr beschäftigt sind?“

Beschäftigt, auf ihre Weise, waren die Leute allerdings; sie spielten mit der Karte und zwar so hoch, dafs alle Gedanken an Gewinn und Verlust hingen. Der Ordensbruder wartete deshalb ein Weilchen, und da der vierte ihm doch wenigstens eine Antwort gegeben hatte, versuchte er bei diesem sein Glück von neuem. Als das Spiel beendet war, klapperte er mit der Büchse und bat im Namen seiner Kranken und Hilfsbedürftigen um eine Gabe. Der vierte aber, verdriefslich über sein soeben verlorenes Spiel, wendete sich herum und gab dem Sammler mit den Worten: „Da hast du etwas, du Unverschämter!“ eine sehr derbe Ohrfeige.

Was that nun wohl der Ordensbruder? Durfte er eine solche niederträchtige, grobe Behandlung ungeahndet lassen? War nicht die Ehre seines Standes auf eine Weise gekränkt, die blutige Rache erforderte?

Wirklich schien es auf einige Augenblicke, als ob in dem Hartbeleidigten dergleichen Gedanken aufstiegen: seine Stirn, von der Röte des Zorns übergossen, umwölkte sich; sein Arm zuckte. Aber der Mann vernahm in seinem Herzen das Befehlswort eines Herrn, vor dessen Auge nur die Ehre, die vor Gott gilt, geachtet ist, die Ehre aber vor dem Menschen als ein Nichts erscheint. Er fafst sich, hoch emporgerichtet steht er vor seinem Beleidiger da und mit einem Tone der Stimme, welche auch dem rohesten Herzen eine unwillkürliche Achtung gebietet, spricht er: „Das war für mich! — Jetzt aber, mein Herr, geben Sie mir auch etwas für meine hungernden Armen und Kranken.“

Einer solchen Macht hohen Selbstbewufstseins und guten Gewissens gegenüber wird es dem rohen Beleidiger ganz sonderbar zu Mute. Er wirft die Karten hin, springt von seinem Stuhle auf, umarmt den Almosensammler und gibt — denn die Lust am Spiele war ihm vergangen — all das Geld, das er eben bei sich führte, zur Linderung der fremden Not hin. Auch die andern Gäste am Spieltische wie im Zimmer, grofsenteils reiche und vornehme Müfsiggänger, reichten dem hochherzigen Empfänger der

Ohrfeige ansehnliche Gaben für seine Kranken dar. Er selber aber, der Almosensammler, herzlich dankend, ging seines Weges mit einer Thräne im Auge, die ihm nicht der Unmut oder der Schmerz über die erduldete Mifshandlung, sondern die Freude über den Sieg jener Liebe ausgeprefst hatte, welche dem Menschen schon das Sein auf der Erde zu einem Vorhofe des Himmels macht.

Nach H. G. v. Schubert.

135. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut!

Im Jahre 1848 glaubten die Bewohner eines Dorfes in der Priegnitz*), jetzt sei endlich die Zeit zum Teilen gekommen. Sie wollten nicht lange mehr warten und kamen deshalb eines Morgens in hellen Haufen zu dem alten Lehrer des Dorfes, dafs er die Teilung der Wiesen vornähme.

Der alte, gewissenhafte Mann dachte aber in seinem Rechtssinne, den verdrehten Leuten ein heilsames Merks zu geben; daher sagte er sofort zu und ging auf der Stelle mit. Er nahm eine Bohnenstange und zerschnitt sie in zwei Stücke, eins sechs Fufs, das andere drei Fufs lang.

Es hat aber den Leuten aufserordentlich viel Vergnügen gemacht, dafs der Lehrer so schnell ihren Wünschen entsprach. Kein Wunder also, dafs einer dem andern zurief: „Gevattermann, jetzt kriegen wir die Wiesen!“

Aber der Weg zu den Wiesen führte an dem Kirchhofe vorbei. Der Lehrer stieg mit seinen Mefsstangen über den niedrigen Zaun und hiefs seine Begleiter ihm folgen. Diese aber meinten, er wolle — über den Kirchhof hinüber — einen näheren Weg zu den Wiesen gehen, und alle gingen mit.

Aber wie erstaunten sie, als der alte Lehrer auf einmal im Kirchhofe zu messen anfing: „Sechs Fufs lang, drei Fufs breit. — Eins! — Sechs Fufs lang, drei Fufs breit. — Zwei! — Sechs Fufs lang, drei Fufs breit. — Drei!“ — Als einer den andern staunend fragte: „Was soll das?“ da hörte der Lehrer auf einmal mit seinem Mefsgeschäfte auf, schaute sie ernst und würdig an und sagte dann: „Hier mefs' ich einem jeden von euch hin, was ihm von Gottes und Rechts wegen zukommt: sechs Fufs lang und drei Fufs breit! Das gehört euch und kann euch niemand nehmen. Die Wiesen dort drüben aber gehören von Gottes und Rechts wegen dem Rittergutsbesitzer, und diese kann euch darum niemand geben“.

*) In Brandenburg.

Danach wandte er sich um und ging geraden Wegs heim. Das war aber klar und deutlich gesprochen. Daher schauten sie verblüfft einander an, bis endlich einer sagte: „Ja, er hat wirklich recht! Na, kommt ihr Leute, wir gehen auch heim!“ Und sie dankten es später ihrem guten Lehrer, dafs er sie von Ungerechtigkeiten abgehalten.

Nach d. kath. Kirchenblatte 1892.

136. Die Entdeckung. (Gespräch).

Fritz (zur Thüre hereinkommend und auf die Mutter mit einer Traube in der Hand zulaufend). Hier, liebe Mutter, hier bring' ich dir was Gutes! Ach, versuch nur einmal, wie süß! wie süß!

Mutter (traurig). Danke, danke, lieber Fritz. Behalte doch die Traube! Vor allem aber sprich! wo du sie her hast.

Fritz. Von unserm Herrn Pfarrer. Ich habe ihm auf einer Leiter die Trauben an seinem Hause herabgenommen, und da gab er mir diese dafür. O versuch nur! Ich habe auch ein paar Beerchen davon gepflückt. (Er will der Mutter ein paar in den Mund stecken.)

Mutter (den Mund abwendend). O, lieber Fritz, mich hungert und dürstet diesen Abend nicht.

Fritz. Und warum nicht? . . Ach, du bist traurig, Mutter! Was fehlt dir? O, du hast geweint: Liebe Herzensmutter, was hast du?

Mutter. Ach Kind, einen großen Jammer! Ich hab' eine schreckliche Entdeckung gemacht!

Fritz. Eine schreckliche Entdeckung? O mach mich nicht weinen! Ich kann deine Augen nicht naß sehen.

Mutter. Soll ich nicht weinen, wenn meine Kinder — mein Liebstes auf Erden, die ich zu allem Guten erziehe, die mir ihr seliger Vater noch im Sterben auf die Seele gebunden hat, so schändlich mißraten?

Fritz. Gott wie erschreckst du mich, Mütterchen! Hab ich was Böses gethan? Ach Gott, ich weiß es nicht einmal!

Mutter. Du nicht, aber dein Bruder Karl.

Fritz. Ach, der gute Karl! Was hat er denn Böses gethan? hat er dir nicht gefolgt?

Mutter. Jawohl, nicht gefolgt! — Fritz, wie heißt das siebente Gebot.

Fritz. Du sollst nicht stehlen. — Meinst du etwa, ich weiß nicht einmal, wie das siebente Gebot heißt?

Mutter. Dein älterer Bruder Karl weiß es schon länger und besser als du — und doch .... Er hat es nicht befolgt!

Fritz. Nicht möglich! Karl, der gute Karl hätte gestohlen? Da wäre Karl ja ein Dieb?

Mutter. Wer Obst und Geld stiehlt, ist das kein Dieb?

Fritz. Ja wohl, ja wohl ist er's! Aber hätte der ehrliche Karl das gethan, der jeden Bissen mit uns teilt?

Mutter. Leider! Gestern sah ich, daß er sein Kleiderkästchen so schnell zuschloß und ganz verlegen that, als ich ihn darüber antraf. Es fiel mir auf, aber ich dachte doch nichts Arges. Heute seh' ich, gegen alle Gewohnheit, den Schlüssel abgezogen. Ich suche und finde den Schlüssel in seinem Jäckchen. Ich schließe auf — und o Gott! was sah ich! — ach! er hat ganz vergessen, was sein sterbender Vater uns sagte: Wir sind wohl arm, aber wir werden es gewiß gut haben, wenn wir Gott fürchten und die Sünde meiden.

Fritz (weint). Und woher weißt du denn, daß er den schönen Spruch vergessen hat?

Mutter. Ach, ich fand in seinem Lädchen zwölf Äpfel, ein ganzes Häufchen Nüsse und 60 Pfennig bares Geld. Das alles hat er nicht mit Recht, denn er hielt es geheim und hatte kein gutes Gewissen, als ich ihn darüber antraf.

Fritz (der Mutter um den Hals fallend). O freu' dich, freu' dich, herzige Mutter! Karl ist noch immer unser ehrlicher Karl! — Aber ich muß ihm wehe thun, ich muß sein Geheimnis verraten.

Mutter. Und welches? daß er gestohlen hat? und darüber soll ich mich freuen?

Fritz. Nein, o nein doch! Schon seit einem Vierteljahre spart er alle Pfennige zusammen — und auch ich habe dazu gesteuert — um dir eine Freude zu machen. Du sollst erfahren, wie ehrlich wir zu dem Gelde gekommen sind. Wir haben es bei Herrn Wendler verdient. Du weißt, er gibt den Kindern gern etwas, wenn sie ihm einen Gefallen thun. Auch die Äpfel und Nüsse sind nicht gestohlen. Die Nüsse haben wir gekauft, und die Äpfel bekamen wir geschenkt. Für das Geld hatten wir ein Paar wollene Handschuhe auf den Winter für dich bestellt, damit dich nicht so frieren soll, liebe Mutter; und in kommender Woche, an deinem Geburtstage, wollten wir dich damit überraschen. Ich wollte die Äpfel und Nüsse in unserm kleinen Armkörbchen, und Karl die Hand-

schuhe auf einem neuen, irdenen Teller dir bringen. Siehst du, nun weißt du alles, liebe Mutter! Aber ach! nun ist die Freude verdorben!

Mutter (mit Thränen ihn küssend). Nicht verdorben, lieber Fritz! Meine Freude ist nun doppelt groß! — Ach, verzeihe mir den Verdacht! Er kam aus Liebe zu euch. Ihr sollt lieber sterben als unehrlich sein.

Fritz. Aber, liebe Mutter, der arme Karl würde weinen, wenn du ihm sagtest, daß du ihn für so böse gehalten hast. — Er hat sich auf deinen Geburtstag so herzlich gefreut! Laß uns schweigen von deinem Verdachte und ihn auch nicht wissen, daß sein Geheimnis verraten ist!

Mutter. Recht so, mein lieber Fritz! deinem Karl soll die Freude nicht verdorben werden. Mir thut es leid genug, daß ich deine verdorben habe.

Fritz. O nein, o nein, lieb Mütterchen! Keine Freude verdorben! Gibt es wohl eine größere für mich als die, daß du keinen Kummer mehr hast! Leseb. von Schätz.

137. Sprüche.

Zum rechten Gebet gehören ein gut Gewissen, reine Hände und ein frommes Herz.

Ein gut Gewissen ist besser, als hundert Zeugen.

Daß viele unrecht gehen, macht den Weg nicht recht.

Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.

Worte bewegen, Beispiele ziehen an.

Gebet ist der Schlüssel zum Himmel.

Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem Fasse Essig.

Als jemand einen neidischen Menschen traurig einhergehen sah, sagte er: „Entweder ist diesem ein großes Unglück, oder einem andern ein großes Glück widerfahren.“

138. Ein gutes Gewissen.

Bewahre stets ein gut Gewissen
und gib auf seine Mahnung acht,
so wirst du nie das Glück vermissen,
und Frohsinn hält bei dir die Wacht!

Dann trägst du freudig die Beschwerde,
die Gott zur Prüfung kommen ließ,
dann glaubst du schon auf dieser Erde
zu wandeln in dem Paradies.

Dann schlummerst du auf harten Brettern
so süß, wie auf dem weichsten Flaum,
du zitterst nicht in wüsten Wettern,
die Furcht und Sorge kennst du kaum.

Und wenn auch Armut, Not und Jammer
von allen Seiten dich umtost,
du findest in der ärmsten Kammer
den Frieden und den Herzenstrost.

Dann singest du in deinen Leiden
ein gottvertrauend frommes Lied,
dann kann dich nichts von Jenem scheiden,
der dir zum Heil das Leid beschied.

Es wird dereinstens dir das Sterben
so hoffnungsvoll, so sanft und leicht;
du wirst ja einen Lohn erwerben,
dem keiner hier auf Erden gleicht.

O, wahre stets ein gut Gewissen,
das sich vor jedem Fehltritt scheut!
Es ist ein sanftes Ruhekissen,
mit Himmelsblumen reich bestreut.

Ferdinand Heitemeyer.

139. Waldvögleins Reise.

Waldvöglein saß auf dem Blütenzweig
und sang im Sonnenschein
und sah voll stillem Sehnsuchtsdrang
weit, weit ins Land hinein.

„Wie muß es alldort schöner sein,
als hier im dunklen Wald,
wo stets nur meiner Freunde Sang
und Windesbrausen schallt!

O holde Ferne, könnt' ich doch
genießen deine Lust!“
So dachte es, und kühner Mut
zog ein in seine Brust.

„Ich will hinaus! Ich will sie sehn,
die freie Gotteswelt!“
Am nächsten Morgen flog's schon fort,
zur Reise wohlbestellt.

Als dann im Herbste sank das Laub,
welk ward der Blumen Strauß,
kam müde und erfahrungsklug,
Waldvögelein nach Haus.

Gleich flog die ganze Freundesschar
neugierig darauf zu:
„Da draußen in der schönen Welt,
sag an, was sahest du?“

So frugen sie und reihten sich
erwartend darum her,
Waldvöglein nickte ernsten Blicks
und seufzte tief und schwer.

„Ach, draußen in der weiten Welt
da gibt es Kampf und Streit,
und alles überwuchert dicht
der böse, grimme Neid!

Der Brave grämt sich hin im Leid,
der Schlimme schwelgt und lacht,
und gar viel bitt'res Weh bestrahlt
der Sonne gold'ne Pracht!

O, suchet nicht im fernen Land
des echten Glückes Keim!
Glaubt mir, am allerschönsten ist
es ewig wohl „daheim!“

S. Barinkay.

Heimat des Menschen.

140. Wo liegt mein Heimatland?

Wo das Kreuz erglänzt auf der Zugspitz' Höh'n,
wo der Watzmann in die Wolken starrt,
bis zum Böhmerwald, bis zur hohen Rhön
und den Fluren an der Pfälzer-Hardt —

liegt ein schönes Land; — 's ist mein Vaterland,
's ist mein liebes, teures Bayerland.

Wo die Donau strömt, wo der stille Main
segensvoll durch Paradiese zieht,
wo die Isar rauscht, wo am alten Rhein
ewig jung die gold'ne Traube blüht —
liegt ein schönes Land, — 's ist mein Vaterland,
's ist mein liebes, teures Bayerland.

Wo die alte Treu, die im Sturm bewährt,
fest und tief noch ihre Wurzeln schlägt,
wo ein freies Volk Gott und König ehrt
und des Friedens milde Künste pflegt —
liegt ein schönes Land, — 's ist mein Vaterland,
's ist mein liebes, teures Bayerland.

Michael Oechsner.

141. Die Zugspitze.

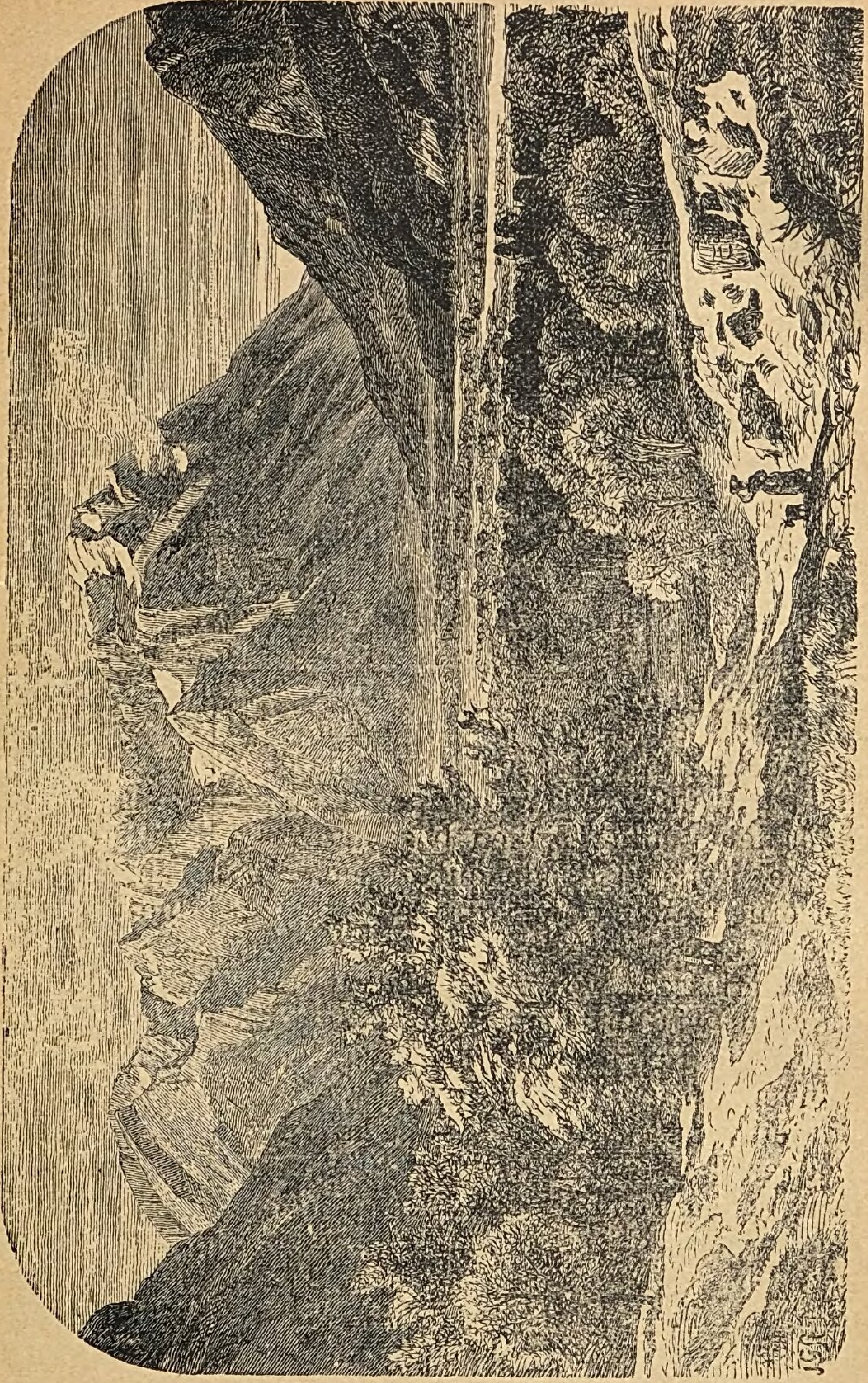
Den westlichen Höhepunkt der oberbayrischen Alpen bildet das Wettersteingebirge. Kein Haupt erhebt sich höher; keine Krone trägt reicheres Felsengezack als die seine. Am höchsten aber ragt die Zugspitze hervor. Zur Rechten rückt der Eibsee an ihre Wände. Umgeben von himmelhohen Felsen, deren Fuß ernste Tannen umklammern, ist seine Flut so unergründlich dunkel, daß der Anblick des Eibsees etwas großartig Schauerliches bietet.

Zur Linken der Zugspitze hat sich die Isar den Weg gebahnt und bricht durch ein schmales Thal ins Flachland. Eine Welt von unnahbarer Wildheit liegt in diesen Felsen; kein Baum, keine Pflanze; urweltlich groß ist diese Einsamkeit.

Dicht an der Zugspitze liegt Partenkirchen, das schon die Römer auf ihrem Weg ins deutsche Land erbaut haben. Auch später noch führte die Straße aus Italien ins Reich hier vorüber, und zahlreiche Handelskarawanen*) zogen im Mittelalter des Weges.

Der Gipfel der Zugspitze trägt ein eisernes Kreuz von 4½ m Höhe und ist im Jahre 1820 zum erstenmale erstiegen worden. Die Fernsicht, die er eröffnet, reicht von Kärnten bis in die Schweiz, von der Donau bis an die italienische Grenze. Tief drinnen sehen wir den Ein-

*) Züge reisender Kaufleute.



schnitt, den der Brennerpaß bildet; in langen, mauerhohen Reihen steht die Tauernkette und die Ortlergruppe vor unsern Augen — Schnee, Schnee, unermeßliche Welten

des Schnees! Drunten glitzert das heitere Land — jedes Haus ein schimmernder Punkt, jeder See ein blanker Spiegel, jeder Fluß ein silberner Faden. Nach Schmid und Stieler.

142. Land und Leute in den bayerischen Alpen.

Eine reizendere Landschaft wird sich kaum in Deutschland finden, als sie das Vorland der bayerischen Alpen zwischen Isar und Inn bietet. Denke dir ein kleines, grünes Thal. Eine nur wenig betretene Strafse durchschneidet es; seine Bergwände sind mit dunklen Fichten bewachsen, sein von einem Bache durchflossener Boden ist zur Hälfte Ackerland, zur Hälfte Wiese. Hie und da stehen mit halb dürren Ästen die Zeugen vergangener Jahrhunderte, uralte Eichen mit weifsbemooster Rinde.

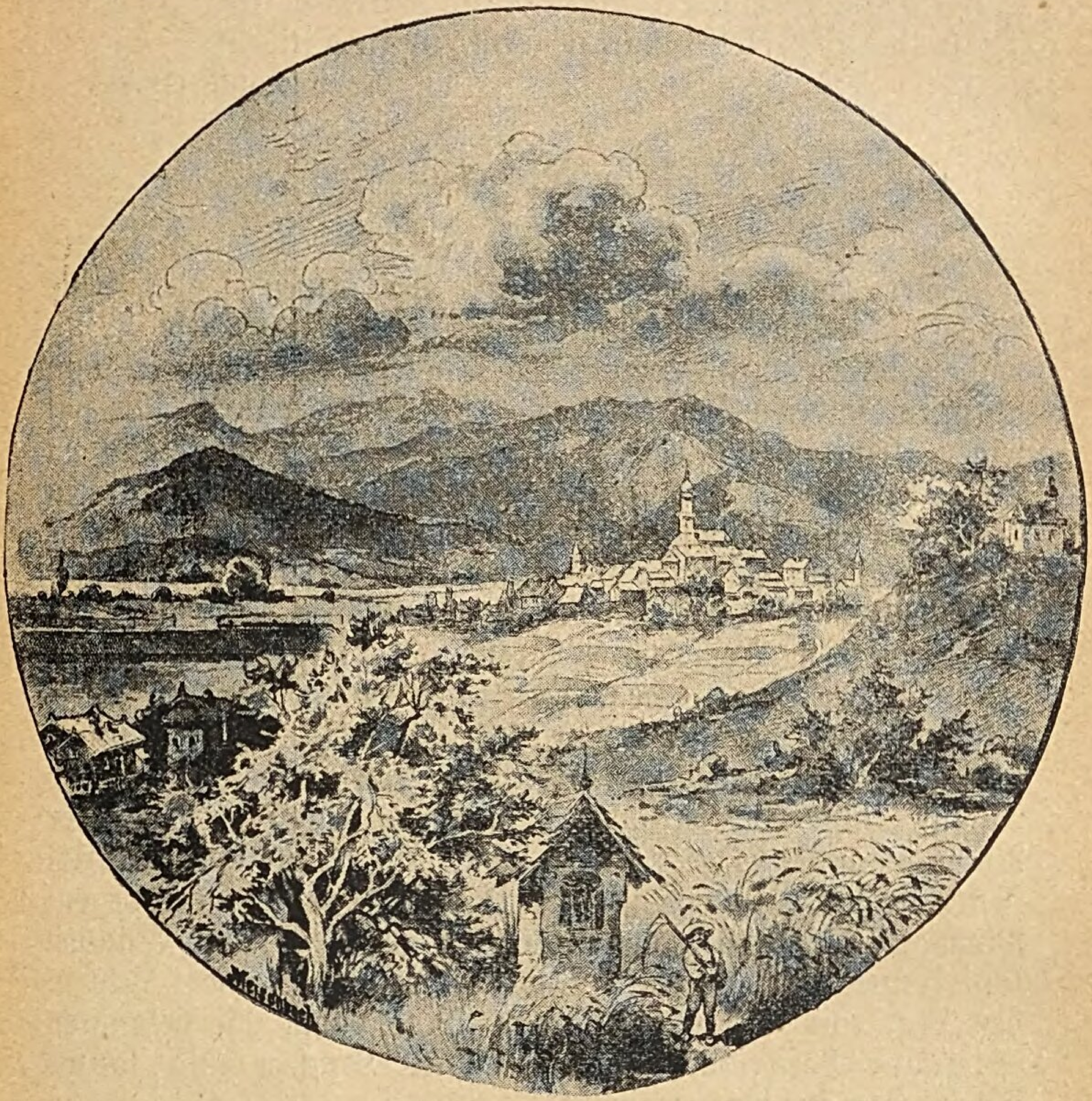
Mitten aber in der Einsamkeit, von einem kleinen Garten und einigen Obstbäumen umgeben, liegt der Hof des Bauern. Der Hausthüre gegenüber rinnt ein Brünnlein klaren Wassers; ihm zur Seite steht ein hohes, altes Kruzifix von Holz; frische Blumen schmücken die Füfse des Heilandes; ein Betstuhl steht darunter. Unweit davon in der Wiese, von einer jener alten Eichen beschattet, befindet sich eine kleine, weifse Kapelle mit einem Glöckchen. An der hölzernen Wand des Hauses stehen einige »Nagerlstöcke«.

Verlassen wir den friedlichen Hof des Bauern; wandern wir aus dem stillen Wiesenthale des Niederlandes den Bergen zu. Folgen wir den Alpenwassern, die raschen Sprunges die Hochebene durcheilen, zu den Bergen des Hochlandes! Hier im Gebiete schäumender Wasserfälle und rauschender Wildbäche wird alles luftiger, grofsartiger, kühner. Steile Berghänge, tiefverborgene Felsenthäler und finstere Schluchten finden wir hier. Die mächtigen, von Alter und Wind zusammengebrochenen Tannen sind mit fufshohem Moose überdeckt, sie modern dahin und lassen den jungen Nachwuchs aus ihren Leichen aufwachsen.

In dieser wunderreichen Alpenwelt tönt durchdringend und hell das jubelnde Lied jauchzender Lust. Da steigt der Hirt sicheren Fufses die Felswand, hinan

eine Blume, den Preis seiner Kühnheit, zu pflücken. Er steckt sie auf den Hut und singt ein munteres Lied.

Je höher wir aber im Hochgebirge hinaufsteigen, desto finsterer, wilder, menschenfeindlicher wird die durch die Gletscher erstarrende und ersterbende Natur.



Hier in der stummen Öde, wo kein Baum mehr steht, wo schroffe Felsenwände sich emportürmen, — hier braucht es allerdings »a Schneid«, wenn der Mensch in diesem Schrecken nicht, gleich der Natur, in Trübsinn vertrauern und erstarren will. Aber auch hier schreitet längs den kalten, übereisten Felswänden der Jäger frohen Mutes daher.

So ist das Volk, das in diesen Bergen und draufsen auf der Hochebene wohnt, ein abgehärtetes.

Nicht nur von Norden, sondern auch von Süden wird es über die hohen Eisberge von kalten Winden angeweht. Es bedarf einer tüchtigen, nachhaltigen Nahrung, die sein Mark und Bein kräftigt, daſs es knochenfest und muskelstark, mehr stämmig als hoch, den Mühseligkeiten und den Stürmen des Lebens Trotz bietet. Und daran fehlt es ihm nicht.

Nach Guido Görres.

143. Der Lech.

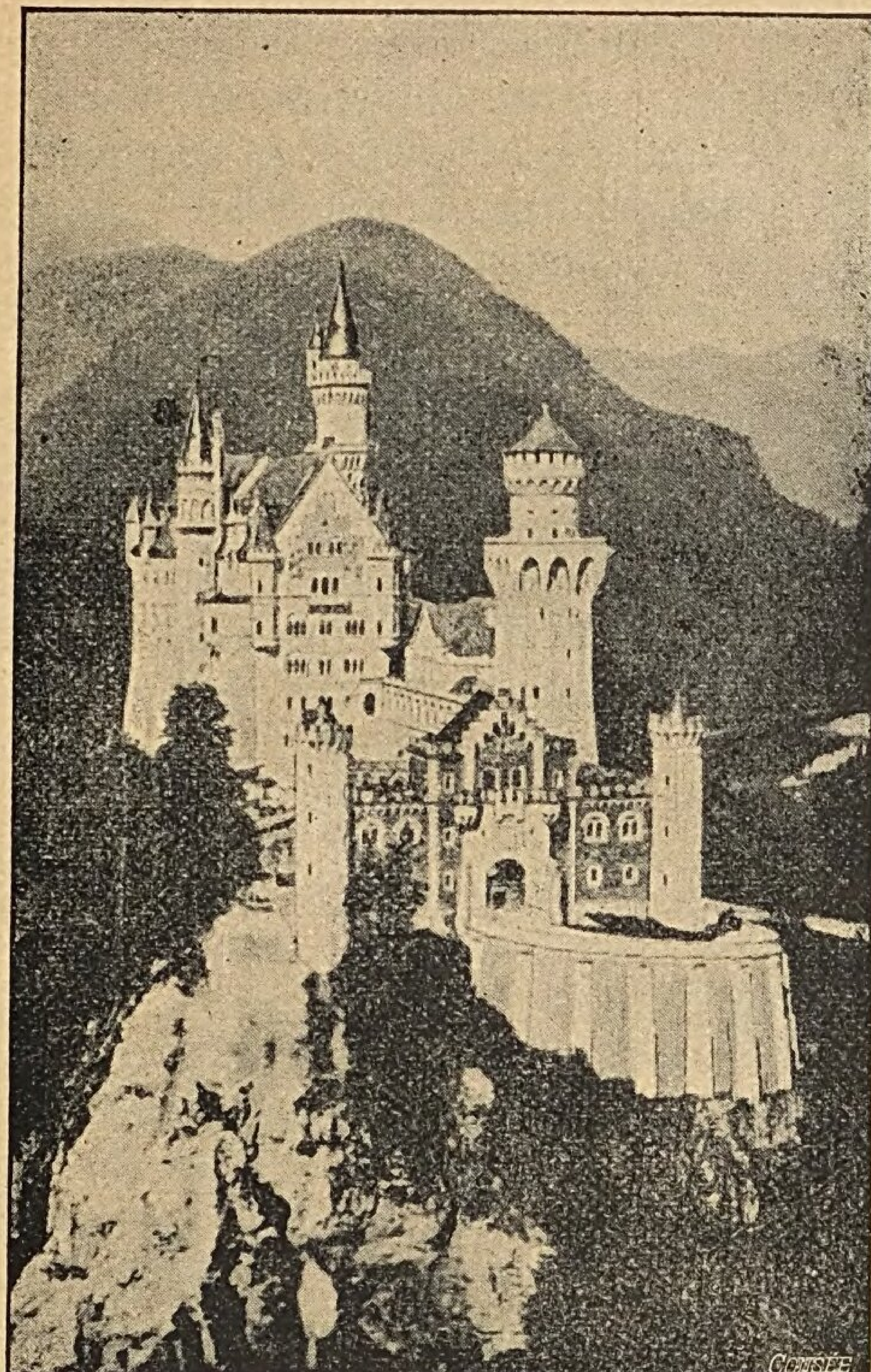
I.

Der wasserreiche Gebirgsstock der Alpen sendet seine Bäche und Quellen nach allen Weltgegenden. Diese Wildwasser bilden meist romantische Thäler, eingeschlossen von schroffen, unbewachsenen Felsen. So auch der Lech. Er hat seinen Ursprung aus dem Fornarinsee an der roten Wand im Vorarlbergischen. Der reißende Bergbach eilt in einem großen Bogenzug erst nördlich, dann nordöstlich. Rings von Bergen eingeschlossen, begrüßt er das Dörfchen Elbigenalp, den Lieblingsaufenthalt von Bayerns geliebter Königin Marie. Die Schluchten dieser einsamen Hochgebirge hat sie mit Vorliebe besucht.

Auf der rechten Seite des Lechs erblickt man auf stattlicher Anhöhe die Ehrenberger Klause. Die Mauertrümmer dieser ehemaligen Bergfeste bieten einen malerischen Anblick. Die Straße führt noch durch den Thorbogen der Ruine nach Reutte. Östlich von dem freundlichen Marktflecken liegt der stille Wasserspiegel des Plansees verborgen. Rings um ihn fallen die Berge steil ab; von ihren Wänden tönt lautes Echo wieder. Das Wasser des Plansees geht in den Lech und bildet auf seinem Wege dahin die bekannten Stuiber-Wasserfälle, deren dumpfes Krachen und lautes Tosen man fernhin vernimmt.

Reutte liegt in trauter Einsamkeit; rechts tritt jetzt an den Lech der 2000 m hohe Säuling, mit seinen zerklüfteten Felsspitzen, heran. Der schäumende Fluß braust gewaltig dahin; er kann sich nur mit Mühe durch die in wirrer Unordnung zerstreuten Felsblöcke winden, bis er nach dem bayerischen Grenzstädtchen Füssen gelangt. Dieses lehnt sich, wie ein neugieriger Knabe, mit dem Rücken an die hohen Berge, mit dem Gesicht über den Lech. Bei der Biegung des Flusses bietet sich ein wildschönes Naturschauspiel.

Die Felsen gestatten dem Wasser nur einen schmalen Durchgang und bilden hier die schönste Stromschnelle, den Lechfall, dessen Fluten, wenn auch nicht von bedeutender Höhe, so



Neuschwanstein.

doch wild tosend zur Tiefe stürzen. Wenige Schritte abwärts von dieser Stelle ist der sogenannte St. Magnustritt. Er zeigt sich als eine Vertiefung im Felsen, von welcher aus der hl. Magnus auf das linke Ufer übergesprungen sein soll, als er von den Heiden, denen er das Evangelium predigte, verfolgt wurde.

II.

Eine Wegstunde von Füssen entfernt liegt die schöne, alte Burg Hohenschwangau, ein Lieblingsaufenthalt

Königs Max II. Das herrliche Neuschwanstein, von König Ludwig II. erbaut, krönt den Gipfel des gegenüberliegenden Berges. Am schroffen Felsvorsprung gewährt es einen selten schönen Ausblick über den Bannwald- und Hopfensee im Norden. Von der stattlichen Altane dehnt sich westlich der Schwan- und Alpsee vor den Blicken aus. Im Süden verleiht die Pöllatschlucht mit dem tosenden Wasserfall und der kühn darüber hinführenden Marienbrücke der Landschaft einen entzückenden, bezaubernden Reiz. Natur und Kunst haben sich hier vereint, das Großartigste zu schaffen, was Menschengeist und Phantasie zu ersinnen vermögen.

Nachdem nun das Auge sich geweidet an all dem Schönen, steigen wir wieder herab von der stolzen Zinne ins freundliche Lechthal, das sich jetzt weit ausbreitet.

Von Füssen zieht es nach Schongau, in dessen Nähe sich der Peißenberg erhebt. Dann bespülen die Wellen des Lech die alte Stadt Landsberg. Begleitet von der mit ihm in gleicher Richtung fließenden Wertach eilt nun der Fluß Augsburg zu. Zwischen dem Lech und der Wertach dehnt sich eine weite, unabsehbare Heide, das Lechfeld aus, das im Jahre 955 von den Schwärmen der ungarischen Barbaren wimmelte.

Herrlich schimmern die Türme Augsburgs im Frührot. Mit einem gewissen Selbstbewußtsein tritt der Lech durch die Thore ein, an diesen starkgefügten Mauern vorüber.

In breitem Bette, seine Ufer oftmals überschreitend, fließt nun der Lech in bedächtigem Laufe der Donau zu. Noch liegt rechts seitwärts das Städtchen Rain, das durch die Verwundung des Feldherrn Tilly, des Siegers in 36 Schlachten, eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Donauwörth gegenüber, bei dem Orte Lechsgemünd, vereinigt nun der wilde Sohn des Gebirges seine Wasser mit denen der Donau, nachdem er einen an geschichtlichen Ereignissen und merkwürdigen Begebenheiten reichen Lauf zurückgelegt hat.

Fanny Frühwein.

144. Augsburg.

Ihren Ursprung verdankt die Stadt Augsburg einer römischen Niederlassung, welche Kaiser Augustus ums Jahr 12 vor Christus unter dem Namen Augusta Vindelicorum anlegte. Den mannigfachsten Wandlungen ward Augsburg

unterworfen. Im vierten Jahrhunderte erhob sich in seinem Innern eine harte Verfolgung der Christen, welcher die heilige Afra nebst zahlreichen Bekennern zum Opfer fiel. Nach den Stürmen der Völkerwanderung kam Augsburg als mächtige Stadt unter fränkische Herrschaft. Bei den räuberischen Einfällen der Ungarn drohte derselben neue Gefahr, denn diese wilden Scharen breiteten sich 955 auf dem Lechfelde unweit Augsburg aus. Der fromme und mutige Bischof Ulrich verteidigte die Stadt tapfer und erfolgreich, bis Otto I. mit dem Reichsheer zu Hilfe kam. Wieder erholte sich Augsburg; das Gewerbe fand in ihm so sorgsame Pflege, daß es dadurch bald zur blühendsten Stadt emporwuchs.

Mit dem nördlichen Europa ebenso wohl als mit Italien nnd Griechenland unterhielten ihre Bürger die ausgedehntesten Handelsverbindungen. Nun kaufte sich Augsburg los und erscheint seit 1276 als freie Reichsstadt. An ihrer Spitze standen die vornehmsten Patriziergeschlechter, wie die Fugger und die Welser. Die Fugger, von einem einfachen Weber abstammend, erwarben sich unermeßliche Reichtümer. Ihre Waren und Schiffe gingen in alle Welt. Ein Jakob Fugger konnte mit Bartholomäus Welser dem Kaiser Karl V. 12 Tonnen Goldes leihen. Fugger wurde vom Kaiser in den Adelsstand erhoben. Bei Besichtigung des königlichen Schlosses zu Paris soll der nämliche Monarch geäußert haben: „Zu Augsburg ist ein Leineweber, der kann das alles mit barem Gelde bezahlen!“ Und als der Kaiser nach dem Zuge gegen Algier bei Fugger einkehrte, hat dieser im Kamin ein Feuer von Zimmetholz angezündet und die Schuldverschreibung seines hohen Gönners hineingeworfen.

Durch die Auffindung des Seeweges nach Indien 1498 gingen aber die reichen Produkte nicht mehr nach Venedig, sondern zunächst nach Portugal und Spanien; so sank damit Augsburgs Bedeutung als Handelsplatz von Jahr zu Jahr. Auch der 30jährige Krieg brachte über die Stadt die Leiden einer 7monatlichen Belagerung.

Aber trotz alledem erhob sich das unverwüstliche Augsburg wieder zur blühenden, gewerbreichen Stadt.

Es erzeugt jetzt jährlich um 40 Millionen Mark Waren, hauptsächlich Maschinen, Garne, wollene und baumwollene Gewebe.

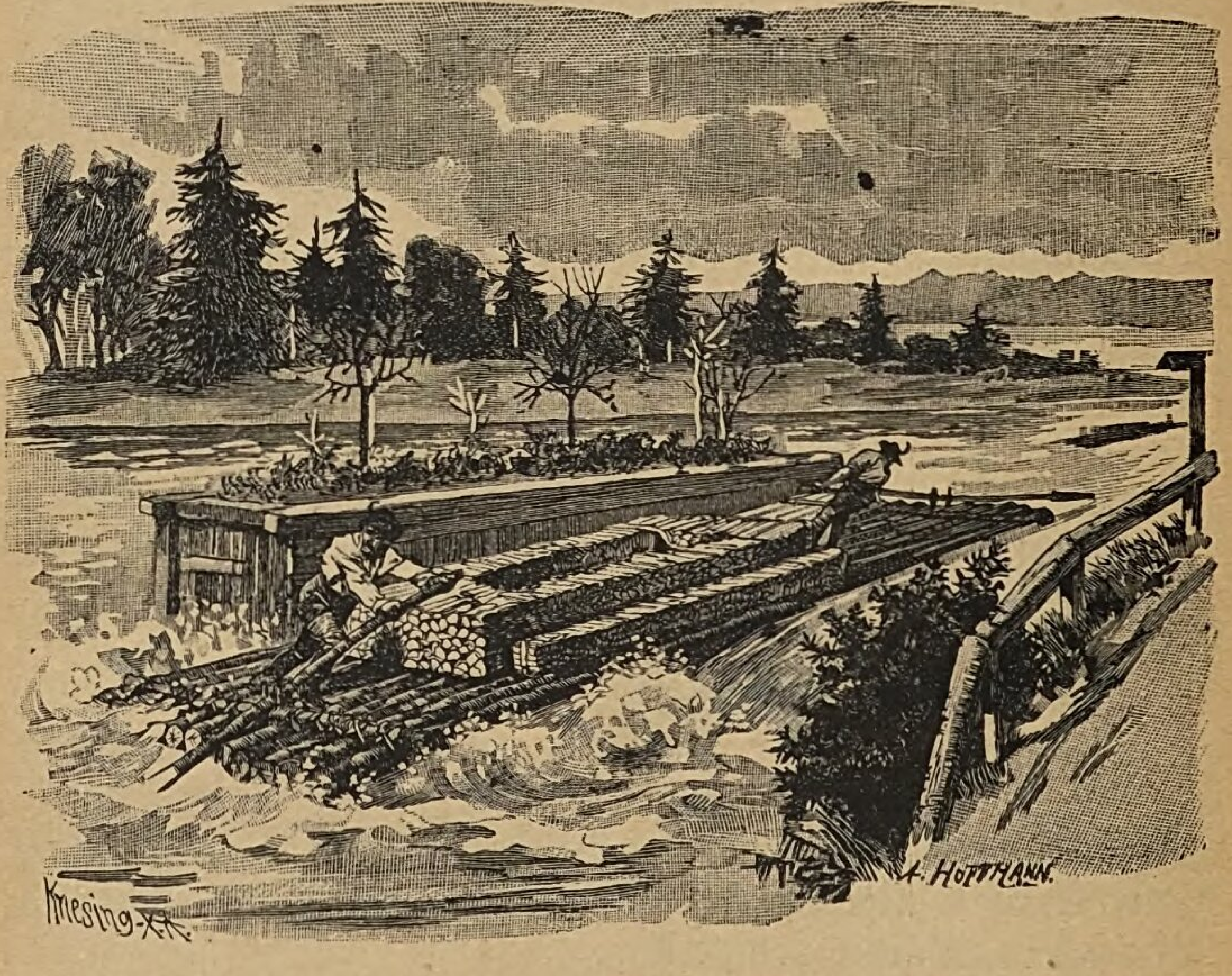
Die Gebäude, die Plätze und Straßen tragen insgesamt das Gepräge der Tüchtigkeit und der Ordnung. Sie lassen

den Werkfleiß des edlen Bürgerstolzes erkennen. Und doch sind es nur mehr die Reste der alten, reichsstädtischen Herrlichkeit. Im Jahre 1805 erlosch die Unabhängigkeit Augsburgs als freie Reichsstadt und es mußte die Oberhoheit Bayerns anerkennen. Aber fort und fort strebt es seither in jenem Geiste. Seine Industrie blüht wieder herrlich, und ehrenwert kann es mit den deutschen Städten gleichen Ranges wetteifern. †

145. Auf dem Floß von Mittenwald nach München.

I.

Ehe wir in Mittenwald das Floß bestiegen, sagten wir dem massigen Hochgebirge Lebewohl. Nochmals fesselten unsern Blick der Wetterstein, die Dreithorspitze, die Rain-



thalerschroffen, alle aber an großartig schöner Wildheit übertreffend — die Zugspitze. Rosig angehaucht blinkt ihr Schneefeld immer wieder zu uns herüber.

Fröhliche Fahrt das, mitten auf dem brausenden Element dahinzugleiten! Die Schaumperlen spritzen zu uns empor; ein sanfter Windhauch treibt uns vorwärts. Es erweitert sich das Thal; zu beiden Seiten sind die stillen Gehöfte

malerisch hingelagert, — wir senden der vorderen Riß unseren hellsten Morgengruß zu.

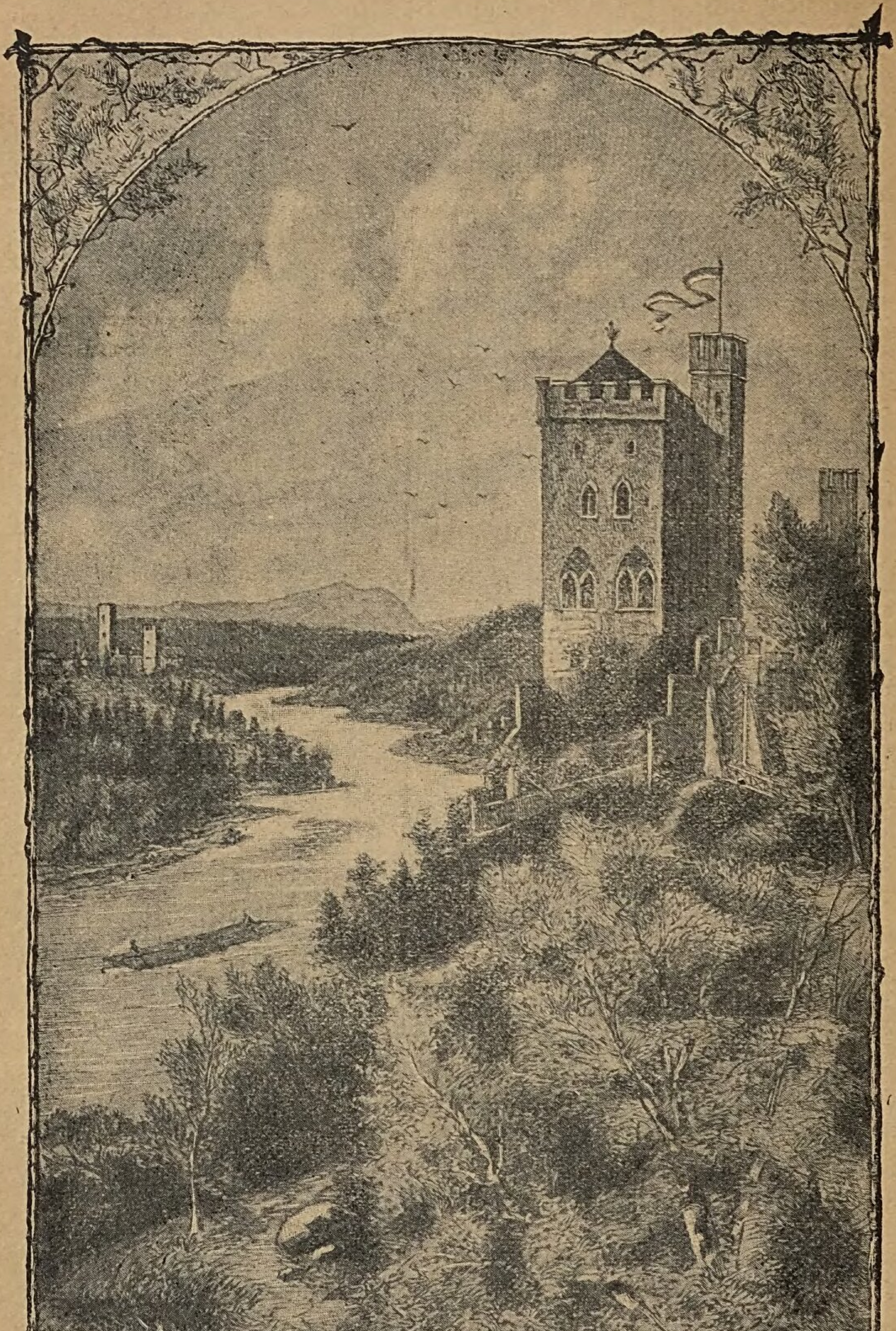
Schluchtartig rücken jetzt die steilen Felswände näher an das Bett der Isar heran, wild schleudert das Wasser seinen Gischt empor. Wir sind am Fall — einer Stromschnelle, vor deren Überfahrt auch den kühnsten und gewandtesten Flößer heimliches Bangen beschleicht. Glücklich haben wir die gefährliche Stelle hinter uns, und wohlgemut steuert unser Gefährt im verbreiterten Rinnsal dahin; hat doch unser Fluß bereits bedeutenden Zuwachs erhalten, einmal durch die Achen, aus dem Achensee kommend, dann durch die wild daher brausende Jachen; diese entströmt dem Walchensee.

Nun an Lenggries vorüber — von bewaldeter Berglehne lacht die fürstliche „Hohenburg“ hernieder — nach Tölz! Als stattlicher Marktflecken dehnt sich dieser Ort am rechten Ufer der tosenden Isar im schönen Thalgrunde aus. Verlassen wir für kurze Zeit unser Fahrzeug und besteigen den Kalvarienberg. Wie schön ist von hier der Ausblick auf die mächtige Gebirgskette. Da liegt die felsige Benediktenwand, die den scharfen Grat unter den reinen, blauen Himmel legt; der großartige Gebirgsstock der Zugspitze umrahmt das ganze Bild.

II.

Zwischen den immer mehr zurücktretenden Hügeln der Vorberge erreichen wir nach wieder aufgenommener Fahrt Wolfratshausen am Zusammenfluß der Loisach und der Isar. Es liegt am Rande der steilabfallenden Hügelkette. Wir haben uns auf deren westliche Höhenzüge begeben. Von denselben aus schweift der Blick in das Thal der Isar und in das ihres mächtigen Zuflusses der Loisach. Dieses wildschäumende Gebirgswasser hat auf dem Laufe bis hieher viel erlebt und viel gesehen.

Am Fuße der Zugspitze nördlich vom Eibsee ist die Loisach vorübergerauscht; Garmisch berührt sie ganz nahe; das anmutig gelegene Partenkirchen sendet ihr die wilde Partnach zu, die mit Ungestüm aus den Felsen hervorbricht. Hernach bespült sie Oberau; aus dem Waldesdunkel lugt das alte Kloster Ettal hernieder. Sie durchfließt den Kochelsee; wie ein Silberband legt sie sich um die Gründe der ehrwürdigen Abtei Benediktbeuern und strebt jetzt, —



Burg Schwaneck.

durch einsame Moorstrecken, deren braunes Riedgras im Sonnenlicht flimmert, ihrer Mündung zu.

Besteigen wir in Wolfratshausen wieder das Floß, so steuern wir zunächst Schäftlarn zu. Hier halten wir kurze Rast. Der Ort Hohenschäftlarn baut sich malerisch an die Berghalde hin; von ihm und dem nahen Ebenhausen hat man über anmutige Waldpartien einen überraschend schönen Blick ins Isarthal.

Aufs neue steuert nun unser Gefährt dahin. Bayerbrunn und Grünwald werden von der Isar bespült. Die alte Burg Grünwald grüßt hinüber zu dem von Schwanthaler erbauten Schwaneck, das einladend aus dem Waldesdunkel hervorragt.

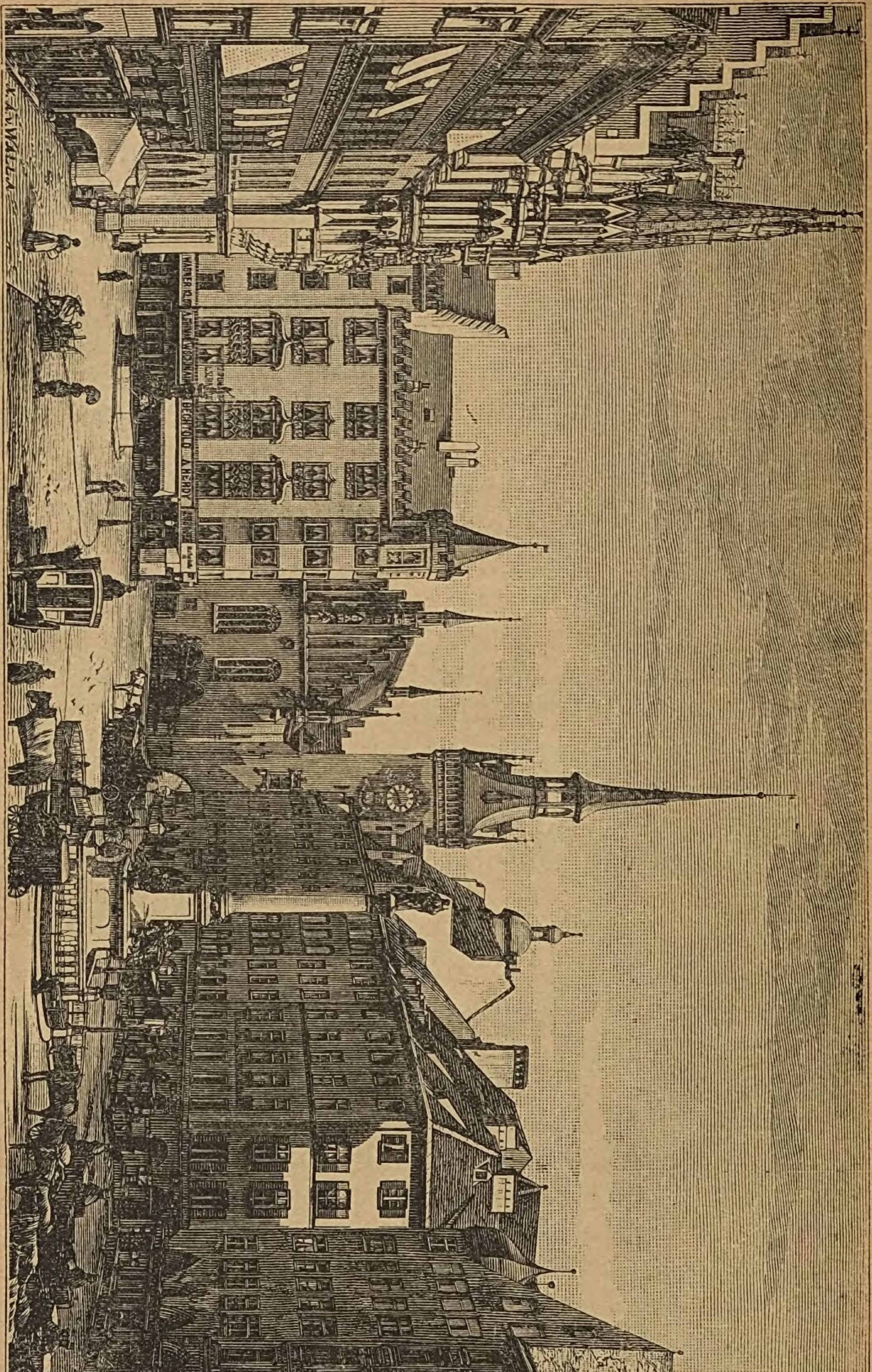
Nun sind wir in Großhesselohe! Unsere Fahrt geht unter der äußerst kunstvoll ausgeführten, eisernen Brücke durch und schon grüßen uns die Kuppeln des ehrwürdigen Domes Unserer Lieben Frau von München. Wir kommen an Thalkirchen vorbei; ihm gegenüber schaut aus dem Laubgrün das Harlachinger Kirchlein, neben welchem sich einst der berühmte Maler Claude Lorrain das kleine Schloß erbaute.

Und nun im breiten Kiesbett der Isar sind wir an unserem Ziele angelangt. Die Seile werden ausgeworfen, und wir setzen den Fuß auf den heimatlichen Boden; wir sind im — geliebten München!

Fanny Frühwein.

146. München.

München, diese wahrhaft königliche Stadt, gehört zu den schönsten Städten Deutschlands. Besteigt man die Sendlinger Höhe, von welcher das mächtige Standbild der Bavaria weithin leuchtet, so hat man eine entzückende Umschau. Rechts im Süden erblickt man die Spitzen der Alpen; ihr Schnee glänzt herüber; links im Norden erstreckt sich die Stadt mit ihren Türmen, Kirchen und Palästen. Malerisch schön streckt das Laubwerk seine grünen Zweige hervor. Die rauschende Isar drängt sich zwischen der Altstadt und den Vorstädten hindurch. Wandern wir an den herrlichen Ufern des wildschäumenden Flusses dahin, so gelangen wir in den englischen Garten, eine stundenlang ausgestreckte Anlage mit sehr schönem Pflanzenwuchs, auf dem das Auge entzückt ruht.



Der Marienplatz in München.

Aber das eigentlichste Wahrzeichen Münchens ist der altehrwürdige Dom zu U. L. F., der sich mit seinen beiden Kuppeln stolz über die Königsstadt erhebt. Prachtvolle Kirchen sind ferner die Theatinerkirche und die Michaelskirche. Dem erhabenen Kunstsinn König Ludwigs I. verdankt München die Basilika des hl. Bonifazius, die Ludwigskirche mit dem größten Freskogemälde der Welt von Cornelius, dann die Auerkirche und die Allerheiligenkirche.

Außer diesen Prachttempeln entstunden in der Regierungszeit dieses seltenen Fürsten noch die Pinakotheken zur Aufbewahrung der Gemälde älterer und neuer Meister, die Glyptothek für Bildhauerarbeiten, die Bibliothek, das Universitätsgebäude, das Siegesthor und die Propyläen. Diese Schöpfungen sind der Grund, weshalb München als berühmteste Kunststadt alljährlich von vielen tausenden Fremden aus allen Weltteilen besucht wird.

Im Mittelpunkt der bayerischen Hauptstadt ist die königliche Residenz; vom Kurfürsten Maximilian I. schon ward die sogenannte alte Residenz so prachtvoll aufgeführt, daß sie von damals Lebenden als das achte Weltwunder gepriesen wurde.

Unweit der königlichen Residenz ist der Marienplatz mit der Statue der Himmelskönigin, unter deren Schutz der fromme Kurfürst Maximilian I. sein Land und sein treues Volk stellte. †

147. Bayerns Schutzfrau.

O du heilige, o du mächtige
Gottes-Mutter Maria!

Laß über Stadt und Land
ruh'n deine Segenshand!
Bitte, bitt' für das Bayerland!

Hilf, wenn der Feind uns droht,
schütz' uns in jeder Not,
schirme, schirme das Bayerland!

Über das Herrscherhaus
gieß deine Gnaden aus!
Segne, segne das Bayerland!

Michael Öchsner.

148. Wanderungen am Inn.

I.

Von mächtigen, schnee- und gletscherreichen Gebirgen eingeschlossen, liegt das Engadin oder das obere Innthal in den Graubündner Alpen in der Schweiz. Auf der südöstlichen Seite derselben entquillt aus den Eisfeldern des Septimerberges der Inn. Bald durchfließt er drei Seen und sammelt von beiden Seiten die Wasser der Alpenbäche des Engadin. Durch diese verstärkt tritt der reißende Bergstrom in Tirol ein. Nur mit Mühe vermag er sich durch die Felsmassen zu zwängen, denn diese treten jetzt zu dem gewaltigen Grenzpaß Finstermünz zusammen. Die schroffen Wände mit ihren überhängenden Klippen spiegeln sich in den hellgrauen Wellen des Flusses. An den Abhängen der trichterförmigen Schlucht kleben ärmliche Häuser. Ein turmähnliches Gebäude sperrt mitten auf der Brücke über den Inn den Weg; oben aber auf scheinbar unzugänglichem Felsenhorste thront Hochfinstermünz.

Der Weg durch das Oberinnthal ist reich an großartigen Bildern und ungemein abwechselnd. Vor Landeck mit seinem kühn am Felsen hängenden Schlosse wird das Thal enger, immer näher treten die gewaltigen, kahlen Felsen heran.

An der Martinswand vorübereilend, erzählen uns die schäumenden Wellen, daß dort oben sich einst Kaiser Maximilian auf der Jagd verirrt habe, und nachdem er vergeblich einen Pfad gesucht, sei ihm der rettende Engel in Gestalt eines mutigen Tirolers erschienen, der ihn von schwindelnder Höhe zur Tiefe herabgeleitet habe.

Berge erheben sich über Berge; davor allmählich sanft ansteigend das Mittelgebirge, links dunkler Tannenwald, rechts sonnige Felder. Von den Abhängen herab tönt die anheimelnde Herdenglocke; dort stürzt in wilder Hast der Gießbach hinab, der aus den Gletschern sein milchweißes, tosendes Wasser empfängt. Das ist die Landschaft, in der sich Innsbruck ausbreitet. Über das Geländer der mächtigen Innbrücke gelehnt, verfolgen wir den raschen Lauf des Stromes, dessen Wellen im Sonnenschein flimmern. Die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchtürmen, die sonnenvergoldet in die Luft ragen, liegt am linken Ufer; rechts erhebt sich über dieselbe der Berg Isel und weiter nördlich das

Schloß Ambras; hier sind Erinnerungen an Sage und Geschichte innig verwebt. Aber während der Blick gefesselt haften möchte, auf dem entzückend schönen Bild, gönnt sich der Strom keine Rast, er eilt unaufhaltsam weiter nach der würdigen Nachbarstadt Hall, die eine uralte, bedeutende Saline besitzt.

II.

Hier wird der Inn schiffbar, und es bildet diese Strecke den Mittelpunkt des lieblichen Unterinnthales. Die Berge treten weiter zurück und bilden romantische Thäler mit wohlbebauten Feldern. Freundliche Dörfer, reinliche Gehöfte lagern sich am Abhange und werden häufig von Kirchen und Kapellen überragt.

Kufstein liegt am Fuße des „wilden Kaisers" der mit seinen Zinnen und Zacken die seltsamsten Formen bildet. Über Kufstein erhebt sich auf einem Felsvorsprunge die alte Festung, als ob sie aus dem Stein herausgewachsen wäre.

Der Inn wendet sich nun nach Norden und tritt bei Kiefersfelden auf bayrisches Gebiet. In der wasserreichen Ebene, wo die Mangfall von Westen her in den Fluß mündet, liegt Rosenheim, eine freundliche Stadt.

Jetzt spiegeln sich im Inn die Giebel und Türme der alten Stadt Wasserburg; sie liegt auf einer schmalen, eiförmigen Landzunge, die der rasch dahinbrausende Strom umspannt. Nach Mühldorf, am linken Ufer des Inn, floh der Böhmenkönig Ottokar. Von dem Gedränge seines in grenzenloser Verwirrung ihm nacheilenden Heeres brach die hölzerne Innbrücke (1278).

Zwischen Ampfing und Mühldorf entschied (1322) der Sieg Ludwig des Bayern endgültig über die Ansprüche des Gegenkönigs Friedrich. —

Nun bespülen die Wellen des Inn die gleich einer Burg auf einem Hügel thronende Stadt Neuötting, von wo aus wir zu dem uralten Gnadenbilde der Mutter Gottes nach Altötting wallen.

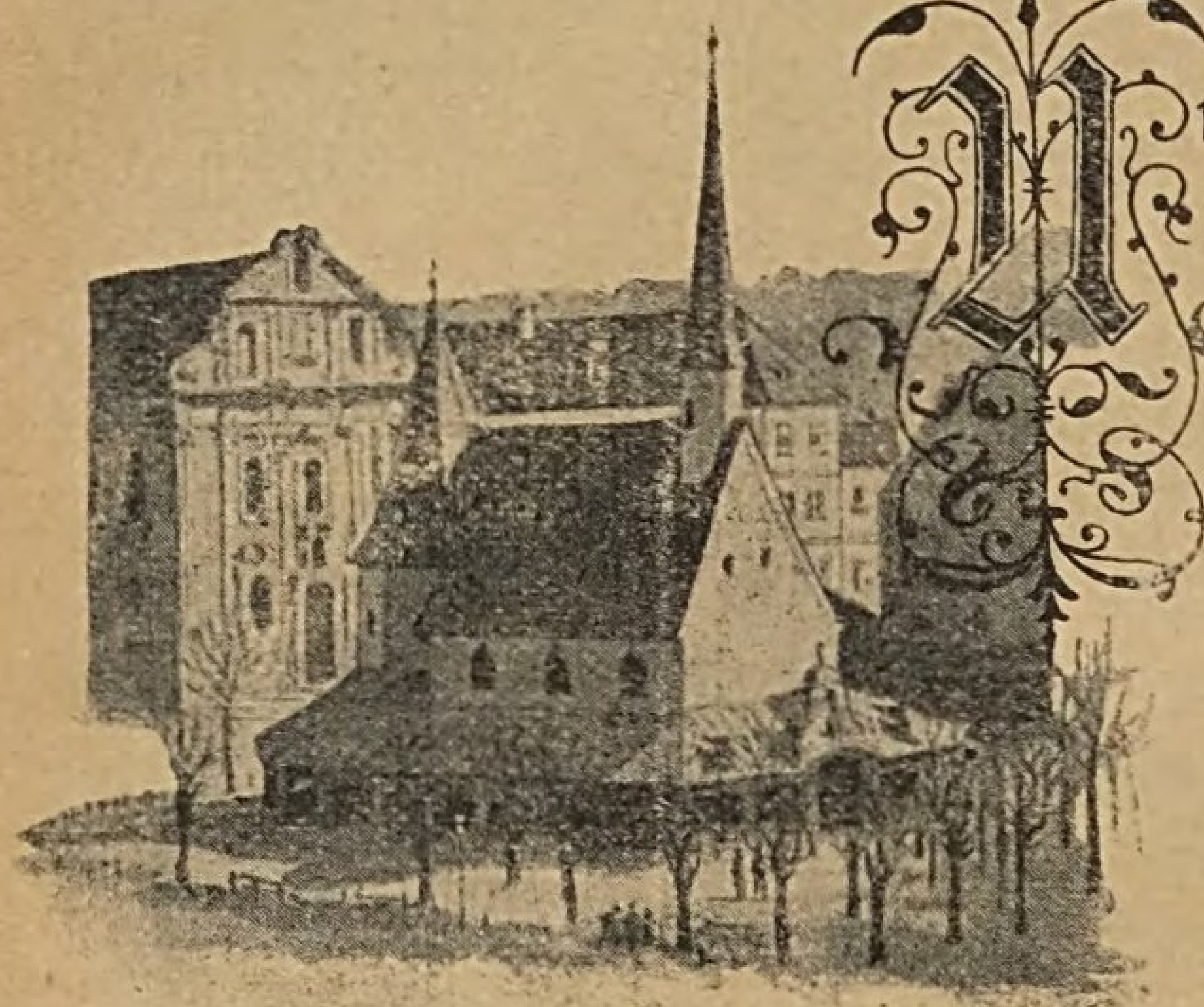
Unterhalb Neuötting mündet die Alz in den Inn; sie ist der Abfluß des Chiemsees oder des bayrischen Meeres, und hat sich vor ihrer Vereinigung mit dem Inn durch die Traun verstärkt.

Da tritt noch die Salzach in das breite Bett des Inns. Sie hat das Salzkammergut durcheilt, der Königssee

hat ihr seine wildschäumende Achen zugesendet und den Watzmann hat sie, in allen Tönen glühenden Rotes beleuchtet, gesehen. Nun ist sie nach Norden gerauscht und eilt der Bischofsstadt Passau zu. Diese bietet mit der alten Festung Oberhaus einen selten schönen, landschaftlichen Reiz, und hier mündet der mächtige Inn ins breite Strombett der Donau.

Fanny Frühwein.

149. Altötting.



Unter den Gnadenorten, die sich im schönen Bayerlande des regsten Besuches erfreuen, ist wohl keiner so berühmt wie Altötting. Lieblich in seiner Erscheinung, erfreut es schon durch den anmutigen Anblick, den es bietet.

In der Mitte des Marktes steht auf einem großen, von stattlichen Gebäuden umschlossenen Platze die königliche Hofkapelle, gewöhnlich die „heilige oder Gnadenkapelle" genannt. Dieselbe besteht aus einem runden Turmbau und einem rechteckigen Anbau mit schlankem Dachreiter.

Die heilige Kapelle ist innen ganz schwarz und durch kleine Fenster spärlich erhellt; außen ist sie von einem Arkadengang umschlossen und von Akazienbäumen umgeben. Das Innere des Turmbaues oder der Rotunde enthält einen Altar aus getriebenem Silber; auf demselben steht zwischen sechs silbernen Leuchtern ein Tabernakel und darüber befindet sich in einer silberverzierten Nische das Gnadenbild Mariens.

Aber ehrwürdig ist uns Altötting noch besonders durch sein Alter und seine Geschichte.

Da, wo jetzt das Kirchlein steht, war früher ein den heidnischen Römern gehöriger Götzentempel. Der heilige Bischof Rupert, welcher im sechsten Jahrhundert nach Bayern kam, wandelte diesen Tempel in ein christliches Kirchlein um und stellte darin eine Statue der

Mutter Gottes zur Verehrung auf. Antlitz und Hände derselben haben infolge des hohen Alters und des fast beständigen Kerzenrauches ein schwärzliches Aussehen erhalten. Auf dem rechten Arme ruht das Jesuskind, welches, wie auch das Muttergottesbild, ungemein kunstvoll und lieblich im Ausdrucke ist. Das Auge des Beschauers kann sich daran nicht satt sehen; kein Wunder also, wenn die Christen von Anfang schon zu diesem Bilde „Unserer lieben Frau" sich unwiderstehlich hingezogen fühlten und immer zahlreicher vor demselben sich einfanden.

Im Jahre 803 kam Kaiser Karl der Große nach Ötting; mit Vorliebe verweilte aber hier sein Urenkel, König Karlmann, welcher im Jahre 880 daselbst auch gestorben ist und in der von ihm erbauten Stiftskirche begraben liegt.

Im Jahre 907 drangen die wilden Horden der Ungarn bis nach Ötting vor; der ganze Ort wurde zerstört und ein Raub der Flammen; — nur die heilige Kapelle mit dem Gnadenbild blieb unversehrt! Im Jahre 913 besiegte Herzog Arnulf, der Sohn des tapferen Markgrafen Luitpold, die Ungarn bei Ötting am Inn.

Das wunderbare Gnadenbild Mariens in Altötting wurde von Bayerns Fürsten jederzeit hoch in Ehren gehalten und mit reichen Geschenken bedacht. Wahre Frömmigkeit, innige Andacht zur Himmelskönigin sind das Vermächtnis, welches unser geliebtes Regentenhaus von seinen hohen Ahnen überkommen hat und getreulich fortpflanzt wie ein unverwelkliches Immergrün. Kein Jahr vergeht, in welchem nicht mehrere Mitglieder unseres erhabenen Königshauses nach Altötting wallen!

Einen besonders hohen Beweis der innigsten Verehrung unserer lieben Frau von Altötting von seite der bayerischen Fürsten liefern die in der Gnadenkapelle aufgestellten Urnen. Diese herzförmigen, silbernen und goldenen Gefäße bergen die Herzen verschiedener Fürsten und Fürstinnen.[1])

---

[1]) So das Herz des Kaisers Karl VII. († 1745) und seiner Gemahlin Maria Amalia (1756), der Kurfürsten Max III. († 1777) und Karl Theodor († 1799), der Könige Max I. († 1825), Max II. († 1864), Ludwig I. († 1868), Ludwig II. († 1886), und der Königin-Mutter Marie († 1889). In eingemauerten Gefäßen befinden sich die Herzen des großen Kurfürsten Max I. († 1651) und seines siegreichen Feldherrn Graf von Tilly († 1632).

Waren die frommen Fürsten in ihrem Leben der seligsten Jungfrau von ganzem Herzen zugethan, so wünschten sie auch, daß selbes nach ihrem Tode im segensreichen Schatten Mariens ruhen möge bis zum Auferstehungstage.

Das erhabene Beispiel seiner Fürsten nachahmend, hat auch das bayerische Volk jederzeit vertrauensvoll seine Zuflucht zu Maria genommen und die ehrwürdige Gnadenstätte in Altötting besucht. Zahlreich sind die Wallfahrtszüge, welche alljährlich in Altötting eintreffen; geradezu zahllos aber sind jene Wallfahrer, welche in kleineren Gruppen oder einzeln dahin pilgern, um die wunderbarliche Gottesmutter zu preisen und sie um ihre Fürbitte anzuflehen. Und jedesmal gedenkt das treue, bayerische Volk in seinem Gebete auch seines geliebten Landesherrn, wie denn auch täglich in der heiligen Kapelle der abendlichen Rosenkranzandacht ein Gebet für den König und das ganze königliche Haus vorausgeschickt wird.

König und Regierung, Hab und Gut, Land und Religion erhalte, o Jungfrau Maria! deinen Bayern für und für!

*

150. Einfahrt in das Salzbergwerk Berchtesgaden.

Berchtesgaden! Welche Fülle an Pracht, welch unermeßlich reiche Schätze birgst du in dir! Noch einen Blick auf den Watzmann! Seine Majestät fesselt den Blick mit unwiderstehlicher Gewalt.. Aber nicht zu seinen ungeheuer steil aufragenden Felsenwänden wollen wir heute emporklimmen.

Für einige Stunden scheiden wir vom freundlichen Lichte des Tages, um in den Schoß des Salzbergwerkes einzufahren. Schnell sind wir in Bergleute umgewandelt; die Grubenlichter flammen. Glück auf!

Die Einfahrt in den Schacht geschieht durch „Stollen“. Das sind wagerecht eingetriebene Gänge, deren Seitenabzweigungen „Strecken“ heißen. Die Lagerstätten werden durch übereinander liegende Stollen in Stockwerke geteilt und „Horizonte“ genannt.

Die Wanderung beginnt. Ein Knappe geht voran und führt den Zug, der eine Kette von 10—12 Personen bildet.

Wie flimmern die Wände! Das Auge erblindet fast von dem Glanze der Salzkrystalle. Blitzende Lichter spielen auf

den in allen Farbentönen vom dunkel- bis rosarot funkelnden Salzadern. Nun begeben wir uns über die aus 126 Steinstufen bestehende Treppe in den zweiten Horizont. Welch überraschender Anblick! Zu unseren Füßen gewahren wir die spiegelglatte Fläche eines schimmernden Sees. Ein Kranz von Fackeln umringt ihn und diese tanzen im Wasser wie wandelnde Lichtlein. Wir glauben ins Märchenreich eingedrungen zu sein, in dem die Gnomen geheimnisvoll schaffen und walten; horch! wie sie pochen und hämmern!

O Freude! Wir werden eingeladen, die Gondel zu besteigen. Leise gleitet sie dahin, erst in der Richtung gegen einen zierlichen Springbrunnen, dann winkt uns links drüben — leider nur zu bald — das gastliche Gestade.

Wieder geht es 60 Stufen empor und jetzt — in sausender Fahrt mutig hinab. Kühn unternehmen wir die erste „Rutschpartie" auf sogenannten Bergrollen in die „große Grube", einen mächtig beleuchteten Hohlraum, dessen Decke im Widerschein der Grubenlichter, wie von zahllosen Sternen beleuchtet erglänzt.

Alsbald folgt die zweite derartige Fahrt, die uns in die „tiefe Grube" oder in den Dom bringt. Licht und Glanz überall, wohin das Auge blickt! Wieder bergan! Ein bequemer Weg führt zwischen mächtigen Lagern hindurch, dann geht es durch einen Stollen, durch einen andern, — kreuz und quer, — eben fort, hinüber zur Grotte oder Kapelle. Es ist dies eine Nische mit drei aus Krystallblumen bestehenden Bogen, in denen durchscheinend beleuchtete Salzstufen angebracht sind. Aus ihrem Mittelgrund aber strahlt in feurigen Flammenzeichen ein riesiges L.

Ein Springbrunnen sendet auch hier den schäumenden Strahl empor; seine Tropfen glänzen und schimmern wie Diamanten und Smaragde.

Ehe die Ausfahrt auf den Bergmannswägen (Hunden) erfolgt, wollen wir noch einen Seitenstollen besuchen, in welchem gegenwärtig gearbeitet wird. Da sehen wir, daß das Eintreiben oder Bearbeiten derselben durch Hämmerarbeit mit sogenannten Wirkeisen geschieht. Auf diese Weise wird das Steinsalz gewonnen. Es kommt zwar auch die Sprengung in Anwendung, doch muß mit großer Vorsicht hierbei zu Werke gegangen werden, um nicht die Wehrbauten oder Dämme aufzureißen, welche vor dem Eindringen des Wildwassers schützen. Es wird auch Süßwasser in den Bergstock

geleitet, besonders in die weniger salzhaltigen Bergschichten. Wenn dann dasselbe hinreichend gesättigt ist, heißt es Sole und aus derselben wird das Salz durch Sieden oder Verdunstung gewonnen.

Stundenlang könnte man sich in den kühlen, tiefgehöhlten Kammern und Gängen ergehen, in welchen der Fäustelschlag arbeitender Bergleute und das dumpfe Brausen unterirdischer Gewässer ein unheimliches Leben verbreitet.

Wir aber verlassen das Bergwerk und begrüßen freudig das sonnige Thal, das uns nach den Wundern der Tiefe doppelt reizend erscheint. Fanny Frühwein.

151. Die Donau.

Die Donau, dieser mächtige, deutsche Strom, wird unterhalb Donaueschingen durch die Flüßchen Brege und Brigach gebildet, welche beide im Schwarzwalde entspringen. Von seinem Ursprunge fließt der jugendliche Strom über Ulm still dahin; sanfte Höhen umschlingen liebliche Fruchtthäler mit reinlichen Häusern. Von Neuburg bis Ingolstadt zieht sich das Donaumoos hin, ein trostloser Anblick für den Reisenden. Bei Weltenburg türmen sich auf beiden Seiten des Flusses schroffe Felsen empor. Wenn du die Felsen wie eine offene Pforte hinter dir siehst, dann labt sich das Auge an der reichen Abwechslung von dunklen Waldhöhen und lachenden Fruchtfeldern, und hie und da bilden Reste alter Burgen den Mittelpunkt reizender Gruppen. Von Regensburg bis Donaustauf siehst du reiches Fruchtland am rechten Ufer, am linken steigen in sanften Wogen die Waldberge empor. Je näher du an Straubing kommst, desto mehr weicht die Bergkette zurück. Von Deggendorf an rücken die Berge wieder näher, und links zieht sich der Böhmerwald heran. Bis Passau ergötzt sich das Auge am Genusse der landschaftlichen Schönheit. Von Passau bis Engelhardszell, wo die Donau in das gesegnete Österreich tritt, ja bis Linz strömt sie meist zwischen großartigen, waldigen Bergen dahin, von denen ernst und trotzig die alten Schlösser hinabschauen.

Von da an flachen sich die Ufer allmählich ab. Bei Grein aber packen die Felsen den Strom, er muß sich durch Klippen durchwinden, die Schiffe gehen durch den Strudel, den Kaiser Joseph mittelst dreizehnjähriger Arbeit durch Hinwegschaffung derjenigen Felsen räumen ließ, welche die Schiffahrt am meisten hemmten. Von da fließt der Strom nach Krems. Je näher er der Kaiserstadt Wien kommt, desto reizender wird die Gegend. Von Österreich geht der Lauf des Stromes durch

Ungarn, bildet auf eine Strecke die Grenze dieses Landes gegen Serbien, scheidet dann Rumänien von Bulgarien und fällt nach einem Laufe von 400 Meilen in sechs Armen so gewaltig in das schwarze Meer, daß seine Strömung auf 10 Meilen weit bemerkbar wird. Nach Schätz.

152. Rätsel.

Ein großer Strom ist mir bekannt,
rauscht stolz dahin durch's deutsche Land,
in diesen fließt jahraus, jahrein
der Regen immerfort hinein,
Er mischt — scheint auch die Sonne helle —
sich immer mit des Stromes Welle.
Wie geht das zu?
Das sage du!

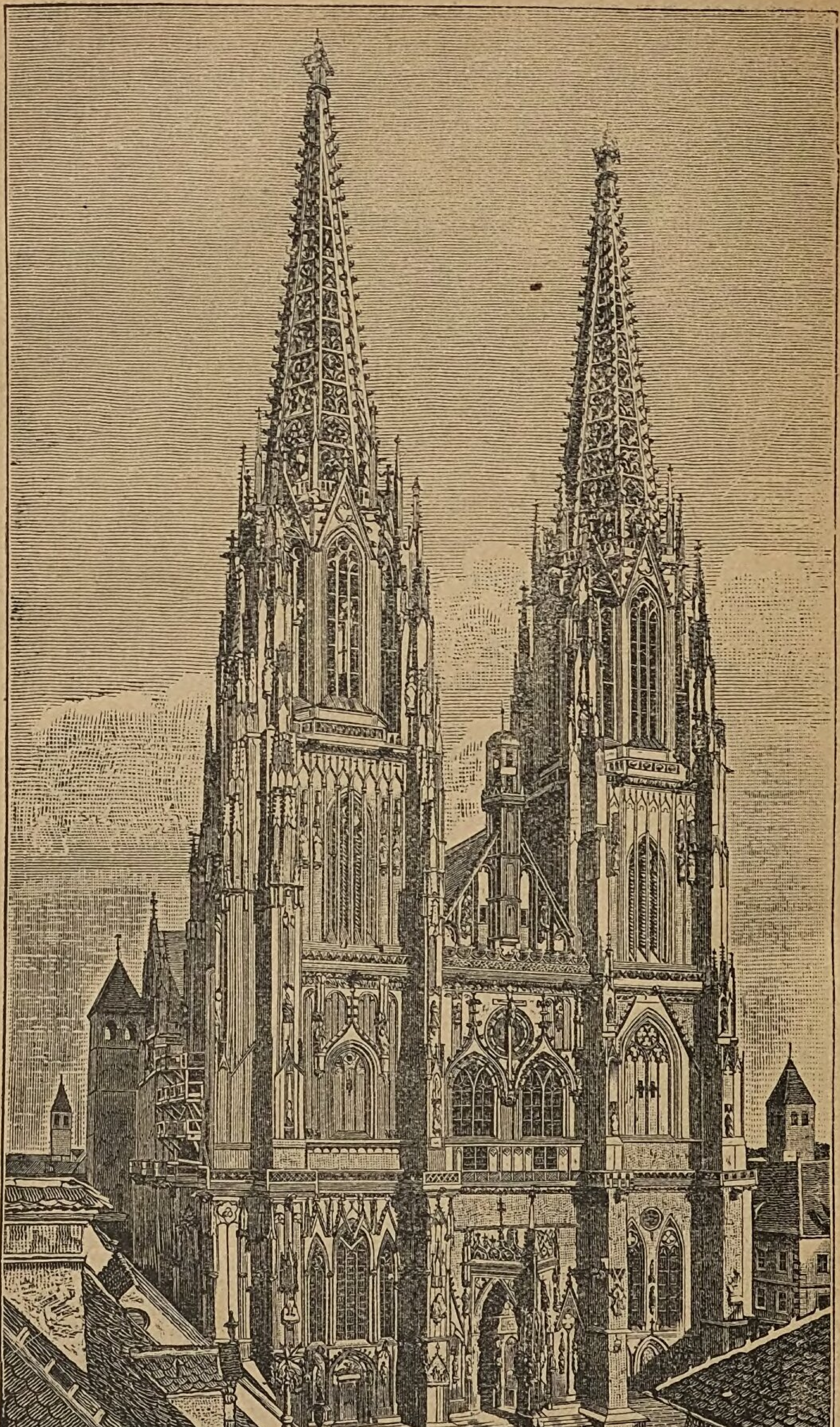
153. Regensburg.

In reizender Lage, von den grünen Fluten der Donau bespült, liegt Regensburg, die Hauptstadt der Oberpfalz.

Schöne, schattige Alleen und Gartenanlagen umschliefsen den südlichen Teil der Stadt. Dieselbe ist eine der ältesten Städte Deutschlands.

Die Römer sollen hier schon eine Niederlassung angetroffen haben; sie wandelten diese wegen ihrer günstigen Lage in einen festen Waffenplatz um, aus welchem die Stadt sich entwickelte. Als sich nach den Stürmen der Völkerwanderung das Herzogtum Bajuvarien bildete, war Regensburg Residenz des ersten bayerischen Herrschergeschlechtes, der Agilolfinger. Unter ihrem Herzoge Theodo kam der hl. Emmeram als Glaubensbote nach Regensburg und fand hier ein fruchtbares Feld seiner Thätigkeit; zahllose wurden durch ihn zum Christentum bekehrt.

In dem alten Rathause hatte bis zum Beginne unseres Jahrhunderts die deutsche Reichsversammlung ihren Sitz. Friedrich Barbarossa verlieh der Stadt Reichsfreiheit. Zu dieser Zeit erfreute sich Regensburg bis zum dreifsigjährigen Kriege eines hohen Wohlstandes, da fast der gesamte Handel auf der Donau mit dem Morgenlande in seiner Hand lag.



Der Dom zu Regensburg.

Im Jahre 1803 kam die Stadt an die Krone Bayern. Gegenwärtig nimmt Regensburg als Fabrik- und Handelsstadt einen ehrenvollen Rang unter den bayerischen Städten ein. Der ehrwürdige, echt gotische Dom mit seinen zwei kunstvollen, hochaufragenden Türmen gehört zu den prachtvollsten Bauwerken Deutschlands. Regensburg ist der Sitz eines Bischofs. Hier wirkte der unvergeſsliche Sailer, ebenso wie der gottselige Wittmann. Beide verliehen dem bischöflichen Stuhle daselbst durch ihr segensreiches Wirken einen Ruhm, der bis in die spätesten Zeiten fortdauern wird.

Ueber die Donau führt nach Stadtamhof eine mächtige, steinerne Brücke, welche Herzog Heinrich der Stolze in den Jahren 1135—1146 erbauen lieſs.

In einer Anlage nächst des Fürstengartens befindet sich die Büste des berühmten Astronomen Johann Kepler, der hier am 15. November 1630 starb.

Östlich von Regensburg thront auf einem Berge der deutsche Ehrentempel Walhalla. Dieser Prachtbau wurde von König Ludwig I. geschaffen. In demselben sind die Bildnisse berühmter Männer aufgestellt. Wie am Himmel Stern an Stern erglänzt, so grüſsen uns in diesen Hallen die Büsten der gröſsten Deutschen von den Wänden hernieder. Ein stolzes Gefühl ergreift uns, das uns zuruft: „Auch du bist ein Deutscher! Auch dir gehören jene groſsen Männer an!“

†

154. Der bayrische und der Böhmerwald.

Wenige Gebirge Europas sind so reich an fesselnden und eigenartigen Reizen wie der Böhmerwald mit dem bayrischen Walde. Hier finden sich köstliche Perlen landschaftlicher Schönheit, als idyllische Thäler, romantische Fernsichten, kühn stürzende Bergwässer, gras- und kräuterreiche Weiden, düster-ernste Nadel- und heiter stimmende Laubwälder und besonders stille Seen. Vom Arber, Rachel, Dreisessel und anderen bis über 1000 Meter kühn emporstrebenden Bergesgipfeln schweift der Blick weit hinein nach Bayern, Böhmen, Ober- und Niederösterreich, im Süden bis zu den Alpen, im Westen über die waldbedeckten Höhen des

bayrischen Waldes, im Norden bis zu den Verzweigungen des Fichtelgebirges, und selbst die höchsten Gipfel des Riesengebirges vermag ein scharfes Auge aufzufinden.

Wo aber auch der Wanderer im Böhmerwalde den Fuß hinlenkt, auf den Berg oder in das Thal, an den Bach oder See, eins findet er überall in wunderbarer Schönheit, den Wald. Und hier gibt es noch Wald, in dem keine Axt erklungen ist, keine Menschenhand gepflanzt und irgendwie etwas berührt und geordnet hat.

Aber nicht minder wie die Natur verdienen auch die Menschen des Böhmerwaldes unsere Aufmerksamkeit. Diese sind kraftvoll, fest und rauh wie ihre Heimat und haben in Sprache, Tracht und Sitte noch viel Urwüchsiges und Besonderes. Ihrer Beschäftigung nach sind sie Holzschläger, Köhler und Glashüttenarbeiter. Letztere sind die Verfertiger des auf der ganzen Erde bekannten böhmischen Glases, und erstere sind es, welche ganze Provinzen mit Holz versorgen. Die Schneezeit ist für den Böhmerwäldler die Zeit der Ernte; denn dann sausen die schwerbeladenen Schlitten die Berglehnen herab und bringen das Holz an die Ufer der Bäche und Flüsse, auf denen es dann im Frühlinge und Sommer nach der Elbe und Donau geflößt wird. Aus „Muttersprache".

155. Die Sophienhöhle in der fränkischen Schweiz.

Der Teil des oberfränkischen Kreises zwischen Bayreuth und Forchheim wird „Fränkische Schweiz" genannt. Es ist dies eine anmutige Hochebene, von der forellenreichen Wiesent durchströmt. Zum Teil ist sie von tiefen Thälern durchschnitten, mit waldigen Höhen und oft seltsam gestalteten Kalkfelsen besetzt; besonders merkwürdig ist sie durch ihre 24 Tropfsteinhöhlen.

Die gröſste und besuchteste ist unter ihnen neben der Rosenmüllerhöhle die Sophienhöhle. Sie besteht aus drei Abteilungen, unter denen besonders die erste recht interessante Gegenstände aufzuweisen hat.

Säulen und Bogen bilden die kühnsten Kuppeln, von denen der Tropfstein in den mannigfaltigsten Formen herniederhängt. Millionen kleiner Tropfen, die den Schein der angezündeten Lichter in allen Farben des Regenbogens zurückwerfen, fallen von oben herab. Dieses langsame, eintönige Träufeln rauscht fortwährend ziemlich vernehmlich. Der Boden ist zum Teil mit vorweltlichen Überresten

bedeckt; Bärenschädel, Mammutsknochen und Hirschgeweihe liegen hier bunt durch einander.

Am merkwürdigsten jedoch erscheinen die zahllosen, langen, von der Decke herniederhängenden, dünnen Fahnen, die an den Kanten und Seiten mit blendend weifsen Spitzen besetzt sind.

Der Hintergrund der Grotte wird von einem herrlichen Wasserfall abgeschlossen. Nach Schätz.

156. Der Main.

Der beherrschende Strom des Frankenlandes und des Rheines größter Nebenfluß ist der Main. Seine Fluten durchwogen reiche Saatgefilde, an seinen Uferrändern erheben sich sonnige Weingelände. Stolze Burgen, alte Klöster und Kirchen und die Ruinen früherer Bauwerke thronen auf seinen Höhen. In seinen Gewässern spiegeln sich wohlhabende, prächtige Städte; auf seinem Rücken wiegen sich zahlreiche Flösse, Kähne und Schiffe. Belebte Landstraßen, auf den meisten Strecken begleitet von den Eisenbahnschienen, auf denen das Dampfroß stolz daherbraust, ziehen seinem Ufer entlang.

Auf dem Fichtelgebirge ist die Wiege dieses schönen Flusses; zwei Quellen tragen den Namen Main; der weiße Main entspringt zwischen den Gehängen des Ochsenkopfes, während der rote Main mehr südwestlich zwischen dem Fichtelgebirge und dem Frankenjura seinen Ursprung hat; unterhalb Kulmbach vereint sich dieser mit seinem rascher wandernden Namensbruder.

Der bedeutendste Zufluß des Maines ist die unterhalb Bamberg einmündende Regnitz, aus welcher der Ludwigskanal durch die Altmühl in die Donau führt. Durch die reichen Gauen um Schweinfurt und Ochsenfurt strömt der Fluß in der tief nach Süden ausbiegenden Krümmung der turmreichen Frankenstadt Würzburg zu, deren Festung Marienberg schon von ferne uns freundlichen Gruß zuwinkt, dann windet sich der Main, nachdem er rechts die fränkische Saale, links die Tauber aufgenommen hat, durch die Höhen des Spessarts, um an Aschaffenburg vorbei, die bayrische Grenze zu überschreiten.

Bei dem durch seine Fabriken bekannten Hanau nimmt er noch die Kinzig auf und wallt vom Taunus begleitet, an Frankfurt der alten Wahl- und Krönungsstadt vorbei, Mainz zu, wo er sich in den Rhein ergießt. Nach Schätz.

157. Bamberg.

In einer ungemein lieblichen, anmutigen Gegend liegt Bamberg. Den Hintergrund bildet eine duftig blauende Bergkette; in der näheren Umgebung aber wechseln Waldungen, Gemüsefelder und hopfenbepflanzte Anhöhen. Die Stadt gleicht einem großen, blühenden Garten, denn der



Der Dom zu Bamberg.

Boden ist hier ungemein fruchtbar. Mit den Erzeugnissen desselben wird beträchtlicher Handel betrieben, der durch die schiffbare Regnitz begünstigt und durch den Ludwigskanal, sowie durch Eisenbahnen gehoben wird.

Das Innere der unregelmäßig angelegten, jedoch wohlgebauten Stadt hat ein behagliches Ansehen.

Unter den Gebäuden tritt vor allen der herrliche Dom mit seinen vier spitzigen Türmen hervor. Er ist auf einer Anhöhe von Kaiser Heinrich II. dem Heiligen erbaut, welcher auch mit seiner Gemahlin, der hl. Kunigunde, in demselben begraben liegt.

Westlich erhebt sich der Michaelsberg mit einer Benediktinerabtei. Im Süden thront die Ruine Altenburg mit ihrem schlanken, runden Turm, einst der Sitz der Gaugrafen von Babenberg.

Die Stadt war früher die Residenz des Fürstbistums Bamberg; im Jahre 1803 ward sie mit Bayern vereint; auch gegenwärtig ist sie noch der Sitz eines Erzbischofes.

†

158. Rätsel.

Du kennst mich als Stadt im schönen
und reichgesegneten Frankenland;
nimm das erste Zeichen mir weg!
Als Stadt an der Vils bin ich bekannt.

159. Das Fichtelgebirge

hat seinen Namen von den Fichtenwäldern, die seine Gipfel bedecken. In der Mitte erheben sich als höchste Spitzen der Schneeberg und der Ochsenkopf, die nur durch das Mainthal von einander geschieden werden. Im Nordwesten stöfst das Fichtelgebirge an den Thüringerwald, gegen Nordosten hängt es mit dem Erzgebirg zusammen; gegen Osten verlaufen sich einzelne Züge des Böhmerwaldes bis zu seinen Vorbergen heran. Fast 30 Mineralquellen zählt man im Umkreise des Gebirges; allein nur wenige haben einen bedeutenden Ruf gewonnen.

Über dem Gebirge wölbt sich ein rauher Himmel, und früh schon fällt der Schnee, nicht in Flocken, sondern in kleinen Körnchen. Er bedeckt Gebirge

und Thäler mit gewaltigen Massen sieben Monate hindurch. Doch wenn einmal alles tüchtig verschneit ist, werden die glatten Schlittenbahnen zu Landstrafsen, auf welchen sich der Verkehr lebhaft an den Bergen hinwegbewegt. Dann bietet die Natur selbst in ihrer Erstarrung eine erhabene Schönheit. Da blitzen durch das schwärzliche Grün des Fichtenwaldes die eisigen Kuppen, und in Rieseln des Schnees ziehen Regenbogen ihre sieben Farben am Himmel hin. Aber durch die reizende Winterlandschaft toben häufig von Norden und Osten her gewaltige Stürme.

Die sonnigsten Tage des Frühlings leiden nicht selten an solchen, selbst im Sommer durchwehen sie zuweilen die Thäler und werden zarteren Pflanzen verderblich. Im Jahre 1809 mufsten die Bewohner von Bischofsgrün die Heuernte mit Handschuhen verrichten.

Wo es nur möglich war, haben die fleifsigen Bewohner im gelichteten Walde und in ausgetrockneten Mooren fruchtbringenden Boden geschaffen. Wo der steile Abhang den Pflug nicht duldet, da mufs die Hacke das steinige Feld zur Aussaat bereiten. Und für die unsägliche Mühe gibt die Ernte nur geringen Lohn; denn das Getreide trägt magere Ähren. Nur die Kartoffeln sind so ergiebig wie schmackhaft, und der Flachs gerät so wohl, dafs er weit und breit mit Nutzen verkauft wird. Obst und Gemüse dagegen baut man wenig.

Der wahre Reichtum des Landes gründet sich auf seinen Bergbau, auf seine Viehzucht oder er ist in seinen Forsten zu finden. Der Bergbau auf dem Fichtelgebirge ist der älteste in Deutschland und reicht bis in das neunte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung hinauf. Die Bergleute sind bekannt durch ihren Ernst und ihre Genügsamkeit, die Hüttenarbeiter durch ihre Tüchtigkeit und ihren Fleifs. Die Bewohner des Fichtelgebirges zeichnen sich insgesamt durch herzliche Gutmütigkeit und zuvorkommende Gastfreundschaft aus.

Nach Schätz.

160. Rätsel.

1.

Das Erste fällt wirbelnd vom Himmel nieder,
empor zum Himmel steigt die Zweite wieder;
und beide, werden sie zusammengefügt,
nennen den Berg, der im Fichtelgebirg liegt.

2.

Die Ersten spannt der Bauer an den Wagen,
die Dritte hat jeder von uns.
Das Ganze ist ein hoher Berg im Bayerland.

161. Bad Kissingen.

In einer freundlichen Umgebung an der Nordgrenze Frankens liegt Kissingen, gegenwärtig einer der berühmtesten Badeorte Deutschlands. Ein fetter, blumiger Wiesengrund, von der Saale durchschlängelt, fruchtbare Saatfelder abwechselnd mit einem Walde von Obstbäumen, dann wieder sanft aufsteigende Höhen, das sonnige Gelände mit Weinreben bepflanzt: das ist die malerische Gegend, die nordwärts von der blauen Kette der Rhön eingerahmt wird, in der Kissingen liegt.

Bad Kissingen war ehemals ein einfacher Ort, der sich jetzt zu einem prachtvollen Badeort gestaltete. Jährlich kommen 15—16000 Gäste aus allen Klassen der Gesellschaft und aus allen Ländern zusammen und suchen Heilung und Kräftigung. Häufig weilten hier gekrönte Häupter.

Ausgezeichnete Heilkräfte bergen die Wasser des Max- oder Sauerbrunnens, noch wirksamere die des Rakoczy- oder Kurbrunnens und die des Pandurbrunnens; das Wasser dieser Mineralquellen wird zum Trinken benützt und, in Flaschen gefüllt, durch die ganze Welt versandt; dagegen dient die auf der unteren Saline entspringende Sole, welche sehr reich an Kohlensäure ist, zum Baden.

Alle Quellen haben eine sehr auflösliche Wirkung und leisten selbst bei vorgeschrittenen Leiden ausgezeichnete Hilfe. Sie sind mit geschmackvollen Einfassungen geziert, und man steigt zu denselben auf eigenen Stufen hinab.

Da strömen oft schon um 4 Uhr morgens die Gäste den Quellen zu, um zu trinken und um sich hernach auf den Spazierwegen oder in den Säulenhallen des Kurhauses

zu ergehen, während eine ausgewählte Musik durch herrliche Klänge das Ohr erfreut. *

162. Würzburg.

Eine der ältesten und merkwürdigsten Städte Deutschlands ist Würzburg. Länger als ein Jahrtausend war sie die Residenz von Bischöfen und Fürstbischöfen. Palastähnliche Gebäude, reich geschmückte Kirchen, Klöster und Wohlthätigkeitsstiftungen sind darum sehr zahlreich, ebenso die Anstalten für Wissenschaft und Unterricht mit der Universität an der Spitze. Unter den Kirchen nimmt der Dom mit der reichen St. Kiliansgruft die erste Stelle ein. Der hl. Kilian hatte hier 688 das Kreuz gepredigt, und 741 wurde das Bistum gegründet.

Unter den übrigen Bauwerken behauptet die königliche, ehemals fürstbischöfliche Residenz den ersten Rang. Sie ist einer der prächtigsten Paläste Europas mit Marmor und Vergoldung reich ausgestattet. An das Schloß schließt sich der vielbesuchte Hofgarten.

Weltberühmt ist das Juliushospital, gegründet 1573 von dem edlen Fürstbischof Julius Echter, dessen Name im ganzen Frankenlande mit Ehrfurcht und Dank genannt wird. Dieses großartige Institut zum Wohle der leidenden Menschheit beherbergt immer 1000 Kranke, Alte, Gebrechliche und Geisteskranke.

Auch die Hochschule in Würzburg verdankt diesem edlen Fürsten ihre Wiederherstellung.

Der hochberühmte Dichter des Mittelalters, Walter von der Vogelweide, der vor 700 Jahren lebte, endigte zu Würzburg in dem Stifte Neumünster sein Leben.

Vor der Stadt, am linken Ufer des Mains, erhebt sich auf einem 117 m hohen Berge die ehemalige Festung Marienberg. An einem Abhange dieses Berges, der die Leiste genannt wird, wächst der köstliche Leistenwein, gegenüber auf dem Steinberge der nicht minder beliebte Steinwein: die auserlesensten Weinsorten des gesegneten Frankenlandes. †

163. Die Rheinpfalz.

Der Landstrich, der sich am linken Rheinufer von Weißenburg bis Mainz in paradiesischer Pracht ausbreitet, wird auch

der Wonnegau genannt. Der Wanderer überschaut von den malerischen Höhen der Hardt aus eine Landschaft von solcher Freundlichkeit, Anmut und Schönheit, von solchem Reichtum und solcher Segenfülle, wie nirgends sonst auf deutscher Erde. Nur von Obstgärten, Mandel- und Kastanienwäldchen unterbrochen, umgrünt dieser größte Weingarten Deutschlands — ja der Welt — die Wohnsitze wohlhabender, gemütlicher und heiterer Menschen.



Die Pfälzer selbst heißen diese Gegend „die fröhliche Pfalz" und das mit Recht. Wie schöne Eilande liegen in diesem grünen Rebenmeere die zahlreichen, stattlichen Ortschaften, in Obst- und Kastanienhainen versteckt.

Nirgends in Europa trifft man eine so namhafte Reihe der schönsten Orte, deren jeder eine Stadt zu sein scheint, als am Saume der Hardthöhen.

Da finden sich die berühmtesten, pfälzischen Weinlande: Herxheim, Ungstein, Dürkheim, Wachenheim, Forst, Deidesheim, Ruppertsberg, Königsbach und Winzingen nächst Neustadt, dem anmutigen, belebten Hauptorte der Hardt.

Wie reich aber auch die Natur dieses Land bedacht hat, der Segen wird nur der unermüdlichen Arbeit zu teil. Die

Pflege des Weinbergs fordert während des ganzen Jahres angestrengte und schwere Arbeit. Dafür ist aber auch die Zeit der Weinlese eine Zeit der Freude und Lust für den Winzer in der Pfalz, der allen Grund hat, sich seines weiten Gottesgartens zu erfreuen, der ihm so reiche, goldene Früchte trägt. *

164. Gott mit dir, du Land der Bayern.

Gott mit dir, du Land der Bayern!
Deutsche Erde, Vaterland!
Über deinen weiten Gauen
ruhe seine Segenshand!
Gott behüte deine Fluren,
schirme deiner Städte Bau
und erhalte dir die Farben
seines Himmels — Weifs und Blau.

Gott mit uns, dem Bayernvolke!
Dafs wir, unsrer Väter wert,
fest in Eintracht und in Friede
bauen unsers Glückes Herd;
dafs in Not und in Gefahren
einig uns der Gegner schau'
und den alten Ruhm bewähre
unser Banner — Weifs und Blau.

Gott mit Ihm, dem Bayern-König!
Segen über sein Geschlecht!
Mög' es eine Schutzwehr bleiben
deutscher Sitte, deutschem Recht!
Gott mit ihm, dem Landesvater,
Gott mit uns, in jedem Gau,
Gott mit dir, du Land der Bayern,
deutsche Heimat — Weifs und Blau!

Michael Öchsner.

165. Der Bodensee.

Überraschend ist der Eindruck, wenn man von den Höhen oberhalb Lindau zum erstenmale den Spiegel des »schwäbischen Meeres« erblickt. Die Schweizerberge scheinen mit ihrem Fufse in den blauen Fluten zu ruhen. Von den Allgäuer Höhen über die Vorarlberger und Graubündner Alpen und von da in kleineren Bergzügen bis zu jenen des süd-

lichen Badens dehnt sich ein prächtiger Gebirgskranz aus.

Unter den deutschen Binnenwässern ist der Bodensee unstreitig das gröfste. Bei 5 Stunden Breite und 300 m Tiefe ist er 18 Stunden lang und $9\frac{1}{2}$ Quadratmeilen grofs. Ein Kaiserstaat, zwei Königreiche, ein Grofsherzogtum und zwei Kantone der Eidgenossenschaft umgrenzen ihn und haben gemeinsame Ansprüche auf seinen Wasserreichtum. Den lebhaften Verkehr zwischen den verschiedenen Ufern vermittelt eine grofse Anzahl Dampfschiffe, und es ist ein Bild von besonderem Reize, wenn man in weiter Ferne das schwarze Schiff auf blauem Grunde erblickt und hinter ihm her sich eine lange Dampfwolke kräuselt.

Sehr reich ist der Bodensee an Fischen.

Der bedeutendste Zuflufs, der Rhein, legt in ihm seinen Schlamm ab, um dann über Schaffhausen im lieben Deutschland einzutreten, dessen Zierde und Stolz er ist. Aus „Muttersprache“.

166. Der Rhein.

Der Rhein ist der schönste, deutsche Strom, nicht sowohl wegen seines klaren, grünlichen Wassers und seines majestätischen Laufes, als wegen der Fruchtbarkeit, Schönheit und Mannigfaltigkeit seiner Ufer und der Vortrefflichkeit seiner Weine. Er entspringt auf dem St. Gotthard in der Schweiz, durchfließt in einem weiten Bogen die Bergthäler der östlichen und nördlichen Schweiz und betritt bei Rheineck den Bodensee, den er der Länge nach durchströmt. Bei Schaffhausen bildet er, über einen 27 m hohen Felsen herabstürzend, einen Wasserfall, der bei hohem Wasserstand einen prachtvollen Anblick gewährt. Bei Basel wendet er sich nordwärts, tritt in die Oberrheinische Tiefebene ein und bildet von da an auf eine lange Strecke die Grenze zwischen Baden und dem Elsaß. Weiter nordwärts finden wir am Rheine die altehrwürdigen Städte Speier und Worms.

Zwischen dem Schwarzwald und dem Odenwald kommt der schiffbare Neckar aus Schwaben und fließt bei Mannheim in den Rhein. Noch größeren Zufluß führt dem Rheine der Main zu, der vom Fichtelgebirge herkommt, die Stadt

Frankfurt berührt und bei Mainz seine gelblichen Wasser mit den grünen Fluten des Rheines mischt.

Wir besteigen in Gedanken im „goldenen Mainz“ eines der schönen Dampfboote, welche mit ruhigem Gange die klaren Fluten des Rheins durchfurchen, fahren im Morgensonnenschein zuerst an dem prächtigen Rheingau vorbei bis Bingen und grüßen die berühmten Rebenhügel von Johannisberg und Rüdesheim, sowie das Nationaldenkmal auf dem Niederwald. Von hier an bricht sich der Rhein durch gewaltige Felsmassen Bahn, sein Bett wird enger, die Strömung rascher. Die steilen, unten mit Reben, oben mit Wald bewachsenen Ufer bieten mit ihren zahlreichen, freundlichen Ortschaften und alten Burgen einen herrlichen Anblick.

Wir fahren vorüber an der Stadt Caub — wo die gen Frankreich ziehenden Deutschen in der Neujahrsnacht von 1813—14 unter Blücher übersetzten — und am sogenannten Lurleifelsen. Bald hernach erblicken wir, aus dichtem Grün sich erhebend, das Schloß Stolzenfels, und endlich taucht in der Ferne auf „die Wacht am Rhein“, die leuchtende Festung Ehrenbreitstein, sowie die Stadt und Festung Koblenz. Hier nimmt der Rhein die Mosel auf. Da wo der Strom sein Durchbruchsthal verläßt, um in das Flachland zu treten, steht als Grenzstein das Siebengebirge in einer Gegend, die gleichsam noch einmal alle Reize und Schönheiten in sich vereinigt, die der herrliche Strom von Mainz bis Bonn geboten hat. Hier ragt der Drachenfels empor, gegenüber liegt Rolandseck. Nachdem der Rhein seine Wogen an den Städten Köln, Düsseldorf und Wesel vorübergewälzt hat, teilt er sich 150 km vor seiner Mündung in mehrere Arme und schüttet durch sie seine Wasserfülle in die Nordsee.

Württemb. kath. Leseb.

167. Der junge Rhein.

Was brausest du über die Felsen geschwind,
du schaumbekränztes, du tolles Kind?
Was eilest du ohne Rast und Ruh
aus den dunklen Bergen der Ebene zu?
Deine Wogen, sie singen und rauschen im Traum
und achten der schönen Heimat kaum;

halt ein, halt ein,
du ungestümer, du junger Rhein!

Das Waldesdunkel, das Maiengrün,
die Bäume, die schimmernd am Ufer blüh'n,
der blaue Himmel, die klare Luft,
so frisch und würzig von Frühlingsduft,
sie sprechen verlockend und kosend zu dir:
»Geh nicht in die Fremde, o, bleibe hier!«
Halt ein, halt ein,
du ungestümer, du junger Rhein!

O, eile nicht schäumend von Ort zu Ort
aus der bergigen Heimat zur Fremde fort,
wo an deinen Ufern der Kampf entbrennt
und bebend man deinen Namen nennt,
hier ahnst du noch nichts von Schlacht und Tod,
kein Blut färbt noch hier deine Wellen rot;
halt ein, halt ein,
du ungestümer, du junger Rhein!

Erzherzogin Marie Valerie.

168. Das Nationaldenkmal auf dem Niederwalde.

Als der deutsch-französische Krieg im Jahre 1871 glücklich beendet war, drängte es alle Deutschen, zur Erinnerung an die einmütige Erhebung des deutschen Volkes und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches am Rheine ein Denkmal zu errichten. Der ruhmreiche Kaiser Wilhelm bezeichnete selbst die Stelle auf dem Niederwalde, wo das Denkmal stehen sollte, legte den Grundstein dazu und enthüllte es auch.

Die Hauptfigur ist eine zehn Meter hohe Germania mit einem gewaltigen Schwerte in der einen und der deutschen Kaiserkrone in der andern Hand. Zur linken Seite des Hauptbildes bietet der Herold des Friedens den Völkern den Ölzweig und ein ganzes Füllhorn voller Früchte friedlicher Arbeit. Am untern Teile des Denkmals überreicht der alte Vater Rhein seiner Tochter Mosel das Wächterhorn, damit nun sie als Grenzfluß die Wache halte. Auf der einen Nebenseite des Denkmals ist der rührende Abschied, auf der andern die freudige Rückkehr der Krieger dargestellt. Alljährlich kommen Tausende, um das herrliche Kunstwerk, das von Professor Schilling in Dresden entworfen und ausgeführt worden ist, zu bewundern.

J. B. Krämer.

169. Der deutsche Mann.

Es soll gleich einem Eichbaum stark
der Mann mit Stürmen ringen,
es soll ihm trotzig Bein und Mark
die Willenskraft durchdringen.

Und wenn der Donner oben braust,
der Himmel steht in Gluten,
die Höll' ihm um die Ohren saust,
das soll ihn nicht entmuten.

Ihm muß die Welt in seiner Brust,
in seinem Leben liegen;
er muß in Leid und muß in Lust
sein eigen Herz besiegen.

Und stetig ernst und stetig treu
muß er sein Werk vollbringen,
und muß im Leben frank und frei
nach allem Edlen ringen.

So soll er aus dem Erdenthal
den Weg zum Himmel wandeln
und soll im heil'gen Gottesstrahl
stets recht und rechtlich handeln.

Das ist der echte, starke Mann,
der so durch's Leben gehet,
der so auf seiner Lebensbahn
gleich einem Eichbaum stehet.

Klemens August, Erzbischof von Köln.

170. Die vier deutschen Stämme.

Mein Bart ist rot, der Berg mein Schloß,
mir blüht des Liedes Gabe.
Die Sturmfahn' schwing' ich; Schwert und Roß,
sie geh'n mit mir zu Grabe.
Ich bin der Schwabe.

Mein Mark ist stark, ist Löwenmark,
kein and'rer Stamm ist freier.
Komm her, kein Riese ist so stark,
und schlägt ein Herz getreuer?
Ich bin der Bayer.

Ein blanker Stahl ist meine Brust,
doch fröhlich mein Gedanke;
am Reigen hab' ich meine Lust
und einem feinen Tranke.
Ich bin ein Franke.

Ernst ist mein Sinn und schlicht und recht.
Mein Bart ist gleich dem Flachse;
in Dün' und Wald blüht mein Geschlecht,
daß über's Meer es wachse.
Ich bin ein Sachse.

Aus dem Königskalender.

171. Deutschland.

Deutschland gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne bescheint. Unter einem gemäfsigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, bringt es alles hervor, was der Mensch bedarf, ohne zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben.

Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Unter dem Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus; an der kahlen Felswand zieht sich ein üppiges Thal hin. Neben Moor und Heide liegen kräftige Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern, wie zum Gartenbau. Fruchtbäume prangen in Menge und in jeglicher Art, vom Apfel bis zur lieblichen Pfirsiche, und Weinreben zieren die Hügel und Berggelände.

Kein reifsendes Tier schreckt, kein giftiges Gewürm droht, kein häfsliches Ungeziefer quält. Aber Überfluſs gewährt das Land an nützlichem Vieh, an kleinem, wie an grofsem, für des Menschen Arbeit, Zwecke und Genüsse. Das Schaf trägt feine Wolle; der Stier zeigt Kraft und Stärke in Bau und Gestalt; das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerke, prächtig vor dem Wagen der Grofsen und stolz als Kampfrofs mit dem Krieger.

In ihrem Innern birgt die Erde reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie dem Menschen Heilung zu. Den Bergmann belohnt sie mit dem edelsten Gewürze, dem Salze, mit Kohlen, mit Eisen in Menge, dem Manne zur Waffe und Wehr, zu Schutz und Schirm dem Volke.

Ein solches Land, mit so reichen Gaben und Kräften ausgestattet, ist von der Natur bestimmt, ein grofses und starkes Volk zu ernähren und eine hohe Bildung des

Geistes in diesem Volke durch Übung und Anstrengung zu erzeugen und zu fördern.

Endlich ist den Bewohnern dieses Landes durch grofse und schöne Ströme das Meer geöffnet und der Zugang zur Welt. Nach Luden.

172. Die Elbe.

Die Elbe ist kein so mächtiger und großartiger Strom wie der schöne, breite Rhein. Sie übertrifft aber an Wasserfülle und Länge die beiden andern nach Norden gerichteten, deutschen Ströme, die Oder und Weser. Sie ist schiffbar.

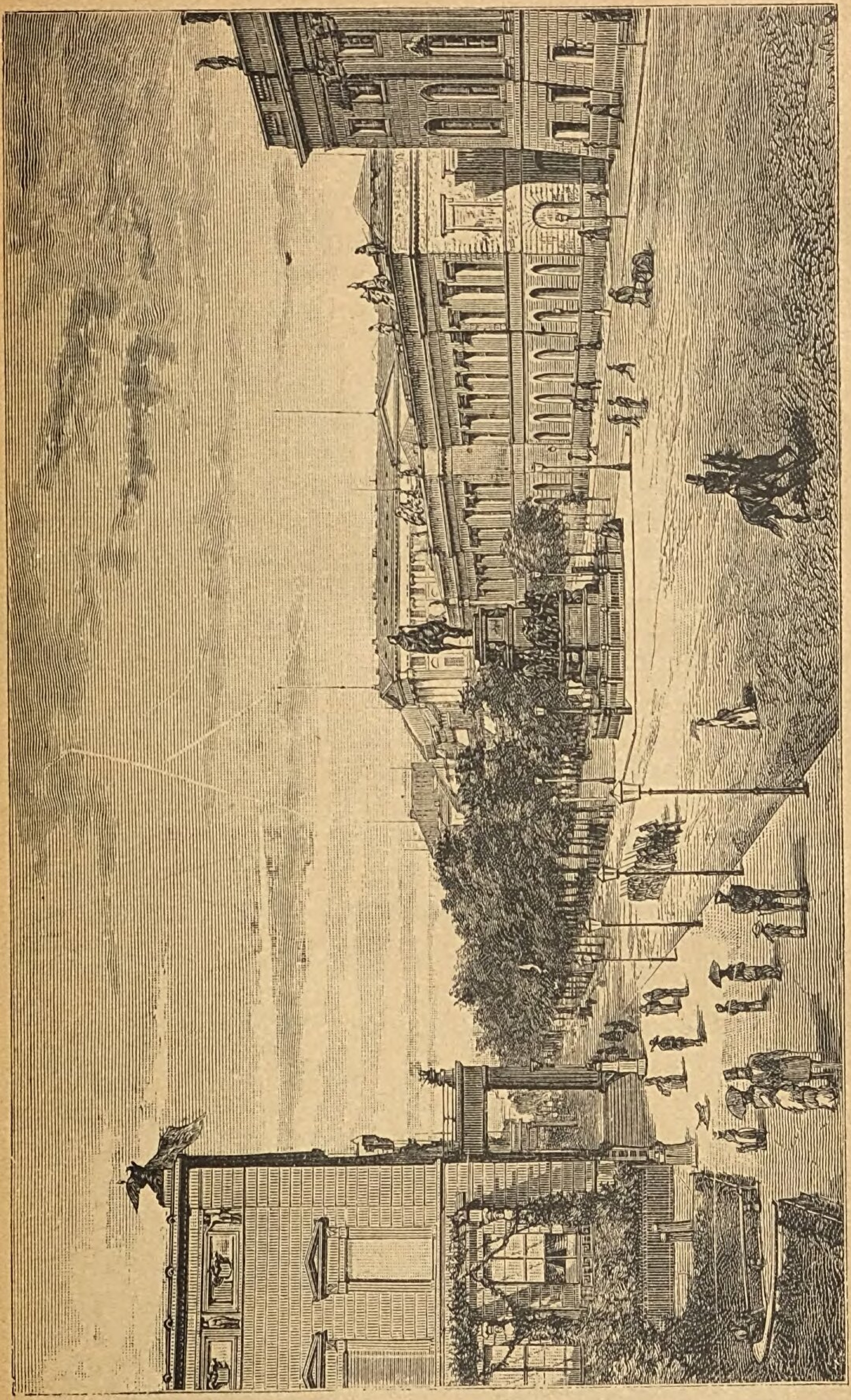
Ihren Ursprung hat die Elbe auf dem hohen, quellen- und bächereichen Riesengebirge unfern der Schneekoppe. Sie durchfließt die reichen Fruchtgefilde Böhmens in einem weiten Bogen, verstärkt sich durch die von Süden kommende, wasserreiche Moldau, an der die alte, merkwürdige Stadt Prag liegt, und nimmt danach die vom Fichtelgebirge kommende Eger auf, worauf sie aus dem Böhmerwalde in das Königreich Sachsen eintritt. Von allen Seiten drängen hier Sandsteinfelsen auf sie ein; sie durchbricht dieselben und eilt durch die sogenannte sächsische Schweiz mit ihren reizenden Bergeshöhen zu der schönen Königsstadt Dresden. Bei Meißen zwängt sie sich abermals durch Gebirgszüge hindurch und gelangt dann in die norddeutsche Tiefebene, in welcher sie ihren Lauf nun beruhigter bis in die Nordsee fortsetzt.

Ihre Wassermenge wird durch die Mulde und die Saale von der linken Seite und durch die Havel von der rechten Seite verstärkt. So wird sie stark genug, große Schiffe zu tragen.

Nachdem sie die Ilmenau aufgenommen hat, erreicht sie bald Hamburg, die bedeutendste Seehandelsstadt Deutschlands, und fließt dann bei Altona und Glückstadt vorbei in die Nordsee. Mauer.

173. Berlin.

Berlin, die Hauptstadt des preußischen Staates, ist zugleich Residenz des deutschen Kaisers und Königs von Preußen. Nur von London und Paris wird die Stadt an Bevölkerungszahl übertroffen; gegenwärtig ist sie mit ihren anderthalb



Unter den Linden.

Millionen Einwohnern die volkreichste Stadt Deutschlands. Sie liegt im Mittelpunkt der norddeutschen Tiefebene an der schiffbaren Spree. Durch diese und mehrere Kanäle steht Berlin mit der Elbe und Oder in fahrbarer Verbindung. Außerdem vermitteln zahlreiche Eisenbahnen den Verkehr sowohl mit der Nord- und Ostsee, als auch mit dem Innern Deutschlands. Durch seine günstige Lage ist Berlin zu einer der ersten Handelsstädte des deutschen Reiches geworden.

Alle Gewerbszweige sind dort vertreten; besonders hervorragend ist die Maschinen-, Eisen-, Seiden-, Silberwaren- und Baumwollenfabrikation.

Berlin ist außerordentlich reich an großartigen Gebäuden, schönen Straßen und herrlichen, öffentlichen Plätzen; manche von ihnen sind mit prachtvollen Denkmälern geschmückt.

Unter allen Bauten verdient das Königliche Schloß genannt zu werden. Die herrlichste Straße Berlins heißt „Unter den Linden". Vier Reihen Linden- und Kastanienbäume bilden einen grünen Wald inmitten der Stadt. Am Ausgange dieser Straße steht das Brandenburger Thor. Vor demselben führt der Weg nach Charlottenburg; zu beiden Seiten desselben erstreckt sich der Tiergarten; an seinen Park schließt sich ein großer und vorzüglich eingerichteter, zoologischer Garten an.

Großartig ist das Leben und Treiben Berlins. Früh am Morgen fängt es an, und mit jeder Stunde wächst das Gewoge von Menschen und Fuhrwerken auf den Straßen, bis es gegen Mittag „Unter den Linden" den Höhepunkt erreicht hat. †

174. Die norddeutsche Tiefebene.

Die norddeutsche Tiefebene umfaſst alles deutsche Land nördlich vom Fuſse der Sudeten, des Riesengebirges, der Oberlausitz, des Erzgebirges, des Harzes, der Weserkette, des Teutoburger Waldes und des rheinischen Schiefergebirges und dringt auch noch mehrfach in Buchten zwischen diese Gebirge ein. Sie erhebt sich nur wenig über den Spiegel des Meeres. Ihre gröſsten Höhen steigen kaum einige hundert Meter empor. Aber sie ist dennoch keine ununterbrochene Ebene, sondern sie wird von mehreren, flachen Höhen oder Landrücken durchzogen, die sich hier und da bis zu zweihundert Metern über den Meeresspiegel erheben.

Einer dieser Höhenzüge umgibt in weitem Bogen die Küste der Ostsee. Merkwürdigerweise sind gerade diese flachen Höhen von ungemein vielen kleinen Landseen bedeckt, weshalb man sie auch als Seenplatte bezeichnet. Sie werden von der Oder und der Weichsel quer durchbrochen, während diesseits der Platte die Netze, die Spree, die Havel und die Elbe gleichsam in einem gemeinsamen, grofsen Längenthale strömen und vielfach auch von den nördlichen Höhen her Zuflüsse erhalten. Dieser Seengürtel ist eine viel merkwürdigere Erscheinung, als gewöhnlich angenommen wird. Viele dieser Seen sind sehr tief, manche gelten dem Volke als unergründlich. Viele sind geschichtlich beglaubigte Erdsenkungen, andere verraten diese Entstehung durch ihre Gestalt und Form, noch andere enthalten untergegangene Wälder und Torfmoore, und von vielen weifs die Volkssage zu erzählen, dafs Städte und Dörfer darin versunken sind.

Ein zweiter, teilweise dem vorigen gleichlaufender Höhenzug beginnt westlich mit der Lüneburger Heide, breitet sich von hier bis zum Elbthale bei Magdeburg aus, findet jenseits desselben eine Fortsetzung mit dem Fläming.

Sehr merkwürdig ist südlich von der Seeplatte der Lauf der Flüsse. Sie suchen nicht auf dem nächsten Wege von dem Gebirge das Meer zu erreichen, sondern sie folgen vorherrschend der Richtung von Südost nach Nordwest. Sind sie aber einmal in die norddeutsche Seenplatte eingedrungen, dann kehren sie nicht wieder in die alte Richtung zurück.

Nach B. v. Cotta.

175. Helgoland.

Wo die Kant, der rote Felsen, trotzig beut der kühnen Flut,
auf dem weißen Sand der Düne flugesmüd' die Möve ruht;
wo der Himmel wie ein Rahmen um ein Wunderbild sich zieht,
und das Meer dem stillen Lauscher singt sein zauberisches Lied —
ja dahin möcht' ich zieh'n!
Grüßt mir ihr Wogen den felsigen Strand,
grüßt mir mein einzig Helgoland!

Über alle Länder der Welt liebt der Helgoländer seinen heimatlichen Felsen. Aus den grünen Wogen der Nordsee taucht eine ziegelrote, unregelmäßige Mauer empor, es ist die Felseninsel Helgoland. Steil und schroff steigen im Nordosten ihre Wände auf bis zu 63 m Höhe. Riesige Türme, vom Felsen losgerissen, schlanke Säulen, zackige Klippen, hohe Felsenthore — und in ihnen rauscht und brüllt das

Meer. Seeadler, Möven und Enten flattern um die Säulen und nisten in den dunklen Grotten; Seehunde fahren hin und wieder aus der Tiefe. Kaum können wir uns des Staunens erwehren, wie auf diesem Thonsteinfelsen mit Strauchwerk und wenigen Gersten- und Kartoffelfeldern 2000 Menschen ihren Lebensunterhalt finden können.

Unser Fuß betritt zuerst das Unterland, ein flaches Dreieck, das von Muscheln, Sand und Seetang bedeckt ist und sich nur wenig über das Meer erhebt. Zwei sichere Häfen vermitteln den Verkehr; Gasthäuser für Badegäste und andere Wohnungen beleben das Dreieck.

Eine Zickzacktreppe von 193 Stufen führt ins Oberland. Wer nicht steigen will, benützt den Aufzug. Die mitunter recht hübschen Wohnhäuser sind eng aneinander gebaut. Nur schwer findet man sich in den winkligen Gassen zurecht. Zu den hervorragenden Bauwerken gehören eine schöne Kirche, ein palastartiges Schulgebäude und der Leuchtturm, der sein Licht nächtlicher Weile weit ins Meer hinaussendet, um den Schiffern in trüben Nächten die Fahrt zu sichern. Bei dichtem Nebel geben Kanonenschüsse den Seefahrern Signale.

Die Helgoländer sind Deutsche von friesischer Abkunft. Der Mann ist hoch gewachsen und so ernsten Sinnes, wie der starre Fels, der ihn trägt. Gefahren schrecken ihn nicht. Während er Schiffahrt, Handel, Fischerei und Lotsendienst treibt, bestellen die Frauen Feld und Garten und das geringe Ackerland. Fest halten sie an den Sitten und Gebräuchen ihrer Voreltern. Vergehen sind auf der Insel selten. Armut kommt kaum vor.

Zwölfhundert Meter von der Insel entfernt liegt eine weiße Sandinsel, die Düne, mit einem herrlichen Badestrande. Hier steht ein starkbesuchtes Seebad. Auf Kähnen und kleinen Fahrzeugen fährt man zur Düne hinüber.

1890 trat England die Insel Helgoland gegen afrikanische Gebiete an Deutschland ab. Früher soll die Insel einen Umfang von vier Quadratmeilen gehabt haben. Aber seit dem Jahre 1300 riß das Meer große Stücke ab, und noch immer nagen die Wogen an den Felsen und stürzen ganze Blöcke in die Tiefe.

Grün ist das Land; rot ist die Kant;
Weiß ist der Strand; das ist das Zeichen von Helgoland.

Kinderfreund.

176. Das Osterreichisch-Ungarische Reich.

Der Österreichisch-Ungarische Doppelstaat nimmt den ganzen Südosten von Mitteleuropa ein und bildet ein wohlabgerundetes Ganzes, das nur mit einer Seite an das Mittelmeer grenzt. Es ist nach Rufsland der gröfste, europäische Staat.

Das Kaisertum zerfällt in zwei grofse Reichshälften: die gröfsere österreichische und die kleinere ungarische. Das Land ist vorwiegend gebirgig. Das mächtige Alpengebirge erfüllt den Südwesten des Reiches und hat gegen Süden seine Fortsetzung im Karst. Noch länger als die österreichische Alpenkette sind die Karpathen, welche in einem gewaltigen Bogen nach Südosten die ungarische Reichshälfte mit den grofsen Donauebenen umziehen.

Der Hauptstrom der Monarchie ist die Donau mit vielen wasserreichen und zum Teil schiffbaren Nebenflüssen.

Es gibt in Europa kaum einen zweiten Staat, der an Erzeugnissen aus allen drei Naturreichen so gesegnet wäre, wie Österreich-Ungarn. Der Boden ist, mit Ausnahme der ganz gebirgigen Gegenden, höchst fruchtbar und erzeugt Getreide, Wein, Tabak und andere Handelspflanzen im Überflufs. Die Wälder bergen einen fast unerschöpflichen Reichtum an Holz. Die Bergländer und die endlosen Pufsten Ungarns ernähren unzählige Herden von Schafen, Rindern und Pferden; Obst jeder Art bis zu den edelsten Sorten gedeiht in den warmen, geschützten Thälern. Im südlichen Tirol blüht die Seidenraupenzucht. Ebenso reich ist Österreich an Erzen. Es finden sich fast alle edlen Metalle, dazu viel Eisen, Braun- und Steinkohlen und Salz. Die Zahl vorzüglicher Heilquellen ist bedeutend, insbesondere in Böhmen und Ungarn.

Die Industrie hat sich mächtig entwickelt und blüht vornehmlich in Böhmen, in Mähren, in Wien und seiner Umgebung, sowie in Steiermark. Der Handel wird befördert durch ein trefflich zusammenhängendes Eisenbahnnetz, das auch an mehreren

Stellen die Alpen überschreitet. Die Bahnen über den Brenner, den Semmering und der Tunnel durch den Arlberg sind grofsartige Werke. Für den Verkehr mit dem Orient sind besonders wichtig die Schiffahrt auf der Donau und die Küste des Adriatischen Meeres, namentlich der Seehafen von Triest.

Die Bevölkerung des Reiches ist nach Abstammung, Sprache, Sitten und Bildung sehr verschieden. Die mehr als 41 Millionen Einwohner sind zusammengesetzt aus Deutschen, Slaven, Italienern, Rumänen, Ungarn, Juden, Zigeunern und Türken; alle aber werden zusammengehalten durch die Treue und Anhänglichkeit an die angestammte Herrscherfamilie der Habsburger. Weitaus die Mehrzahl der einzelnen Völkerschaften bekennt sich zur katholischen Religion.

Die Haupt- und Residenzstadt ist Wien. Sie hat ziemlich über eine Million Einwohner und liegt an einem Arme der Donau. Aus dem Häusermeere ragt der Turm des Stephansdoms hervor und bietet eine unvergleichlich schöne Fernsicht über die Stadt und ihre reizende Umgebung, ja bis zu den fernen Schneegipfeln der Alpen. Seit Niederlegung der Festungswerke ist rings um die alte Stadt eine neue emporgewachsen mit den herrlichsten Palästen und Anlagen, so dafs jetzt Wien zu den schönsten Städten Europas gehört. Dem Vergnügen und der Erholung dient der sogenannte Prater auf einer der Donauinseln. Es ist ein reizendes Gemisch von Wiesen, Wald und Garten, von stiller Einsamkeit und belebten Vergnügungsplätzen. Hieher flieht der Wiener, der vornehme, wie der geringe, um dem Gewühle der Stadt zu entgehen, um gute Luft zu atmen und um ein paar fröhliche Stunden zu durchleben. Die Hauptstadt von Ungarn ist Budapest, auf beiden Seiten der Donau gelegen. Weitere, hervorragende Städte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie sind Salzburg, die Landeshauptstadt des Herzogtums gleichen Namens. In der Nähe sprudeln die weltberühmten heifsen Quellen von Wildbad-Gastein. Prag, die Hauptstadt des Königreichs Böhmen, breitet sich im Thale der Moldau auf mehreren Hügeln aus. Auf

einem derselben prangt das Königliche Schlofs und die Domkirche zu St. Veit. In diesem herrlichen Gotteshause steht das kostbare, aus reinstem Silber verfertigte Grabdenkmal des heiligen Johannes von Nepomuk. In Galizien liegt die Stadt Krakau, in deren Nähe sich das grofse Steinsalzbergwerk Wieliczka befindet. Tirol besitzt die lieblichen Städte Innsbruck, Meran, Bozen, Trient, welche wegen ihrer schönen und milden Lage viel besucht werden. Württemb. kath. Leseb.

177. Der Mönch auf dem St. Bernhard.

Die Klosterglock' tönt, der Mönch erwacht:
„Mein Bruder, dich trifft die Reihe heut' nacht!"

Und der Bernhard-Mönch im weißen Gewand,
er lockt seinen Hund, nimmt die Leuchte zur Hand.

So eilt er hinaus in die tosende Höh'
und wandelt allein durch Sturm und Schnee.

An der Stätte vorbei, wo das Totengebein
der Erfrorenen schläft in geschichteten Reih'n,

die niemand kennt und ihr Grab bekränzt,
als der eisige Mond, der die Schädel beglänzt.

Er folgt dem Schall der Glocke zum Grund,
und emsig schnüffelt voraus der Hund.

Der Mönch und sein Hund sind nah und fern,
es wehen die Wolken, es glänzt kein Stern.

Nur stürzender Tannen fern Gesaus
hallt über dem einsamen Abgrund aus.

Manch Kind, das erstarrt im Mutterarm,
und manch ein Wanderer, müd und arm;

das Herz, das schon am Leben verzagt
und das die Schuld über Berge gejagt;

wer immer es sei, wen die Nacht überrascht,
wen der Sturm und wen die Lawin' erhascht,

wer mit wankendem Fuß am Abgrund hangt,
einen Strauch, eine Wurzel am Felsen erlangt:

der Mönch und sein Hund sind nah und fern
die Retter der Menschen, der Hilflosen Stern.

H. Lingg.

178. Frankreich.

Frankreich, seit 1870 eine Republik, hat fast die Gröfse Deutschlands und etwas über 30 Millionen Einwohner, die meist der katholischen Religion angehören. Im Süden, wo es an Spanien grenzt, sendet der mächtige Wall der Pyrenäen einzelne Gebirgszweige ins Land herein; im Osten ziehen sich Teile der Alpen an seiner Grenze hin. Der höchste Gipfel derselben auf französischem Gebiet ist der Montblanc, 4800 m hoch. Von der Schweiz ist Frankreich durch das Juragebirge geschieden. Weiter nordwärts bildet der Wasgau, auch Vogesen genannt, die natürliche Grenze gegen Deutschland. An den Küsten breiten sich weite, vielfach wellige Tiefländer aus. Die vier Hauptflüsse des Landes heifsen: Seine*), Loire*), Garonne und Rhone. Zahlreiche Kanäle verbinden diese Flüsse untereinander.

Das Klima Frankreichs ist wegen der Nähe der Meere mild, besonders in den südlichen Provinzen. Das Land ist reich an Getreide, Gemüse, Gewürzpflanzen, Öl, Obst, und namentlich an vortrefflichen Weinen. Im Süden gedeihen Zitronen, Granaten, Feigen, Maulbeer-, Myrten- und Orangenbäume. Neben den reichen Ebenen und Hügeln hat aber Frankreich auch weite Sand- und Sumpfflächen, in denen nur Heidekraut, magere Flechten und spärliches Gras fortkommen.

Die Viehzucht ist geringer als in Deutschland, dagegen ist die Geflügel- und Bienenzucht, wie auch die Fischerei, sehr bedeutend. In der Industrie steht neben der Seidenweberei, die ihren Hauptsitz in Lyon hat, besonders die Anfertigung der verschiedenen Luxuswaren in hoher Blüte.

Frankreich hat grofse Besitzungen in fremden Weltteilen. Um die Ausbreitung der christlichen Religion unter der Heidenwelt hat sich das französische Volk stets grofse Verdienste erworben, und auch heutzutage noch stellt es die gröfste Zahl von Missionären und leistet die höchsten Beiträge zu den verschiedensten Missionsvereinen.

---

*) Sprich: *Sän, *Loar.

In keinem Lande Europas drängt sich dessen gesamtes Staats- und Volksleben so in der Hauptstadt zusammen wie in Frankreich. Paris ist in Frankreich und Frankreich in Paris zu suchen. Die Hauptstadt ist die Seele des ganzen Landes. Sie breitet sich in einer vortrefflich angebauten Gegend da aus, wo die Seine die Marne aufnimmt. Gemüse- und Obstgärten, mit zahllosen Landhäusern geschmückt, ziehen sich stundenweit um die Stadt her. Am Nordende erhebt sich der Berg Montmartre, gekrönt mit einer herrlichen Kirche des göttlichen Herzens Jesu.

Paris, das gegen 2½ Millionen Einwohner zählt, ist nicht nur eine der gröſsten, sondern auch eine der schönsten Städte der Erde mit zahlreichen, herrlichen Bauten, Palästen und Kirchen, Kunstsammlungen und Denkmälern. Manche seiner vielen öffentlichen Plätze haben in den Revolutionszeiten eine traurige Berühmtheit erlangt, namentlich der Bastilleplatz und der Eintrachtsplatz, wo der König Ludwig XVI. und seine edle Gemahlin unter dem Fallbeil ihr Leben lassen muſsten.

Südwestlich von Paris liegt die Stadt Versailles*), deren Königsschloſs zu den schönsten Europas gehört. An den Küsten des Mittelmeers liegt die groſse Handelsstadt Marseille*) und Toulon, die Rüstkammer Frankreichs für seine Herrschaft im Mittelmeer und in Afrika, mit einem Kriegshafen ersten Ranges. Der gröſste Handelshafen am Atlantischen Ozean ist Le Havre*) an der Mündung der Seine. Nicht minder wichtig als Seehandelsstadt ist Bordeaux*) im Süden Frankreichs, berühmt durch seine vortrefflichen Weine. In den Vorbergen der Pyrenäen liegt der berühmte Gnadenort Lourdes*), wohin Tausende ihre Schritte lenken, um die Himmelskönigin um ihre mächtige Fürbitte anzuflehen.

Württemb. kath. Leseb.

179. Italien.

Eines der schönsten und fruchtbarsten Länder Europas ist Italien. Der Dichter preist es mit den Worten:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?"

*) Sprich: * Versaj, * Marsaj, * Hawr, * Bordo, * Lurd.

Das Land bildet eine Halbinsel, die sich weit in das Mittelländische Meer hinein erstreckt.

Mitten durch das Land, von Norden bis zur äußersten Südspitze, zieht das Gebirge des Apennin und erreicht in den Abruzzen seine bedeutendste Höhe bis zu 2900 m.

Unter den Ebenen Italiens nimmt die Lombardisch-Venetianische Tiefebene den ersten Rang ein. Sie breitet sich unmittelbar am Fuße der steil abfallenden Alpen aus und wird von dem Po durchströmt. Am Nordende dieser Ebene liegen der Garda-, Comer- und Luganer See und der Lago Maggiore*). Die fruchtbarste und herrlichste Ebene ist die von Campanien, in welcher Capua liegt. Hier grünen und blühen Myrten, prangen die goldenen Zitronen und Orangen, hier trägt der breitblätterige Feigenbaum seine süßen Früchte, hier schmücken Granatbäume, mit feuerroten Blüten über und über bedeckt, und hochragende Palmen die Landschaft. Damit aber dem heitern, lebensfrohen Bilde der ernste Hintergrund nicht fehle, erheben sich längs der Straßen, in Gärten, besonders auf Friedhöfen, düstere Cypressen und mahnen an den Tod und an die Vergänglichkeit aller irdischen Schönheit.

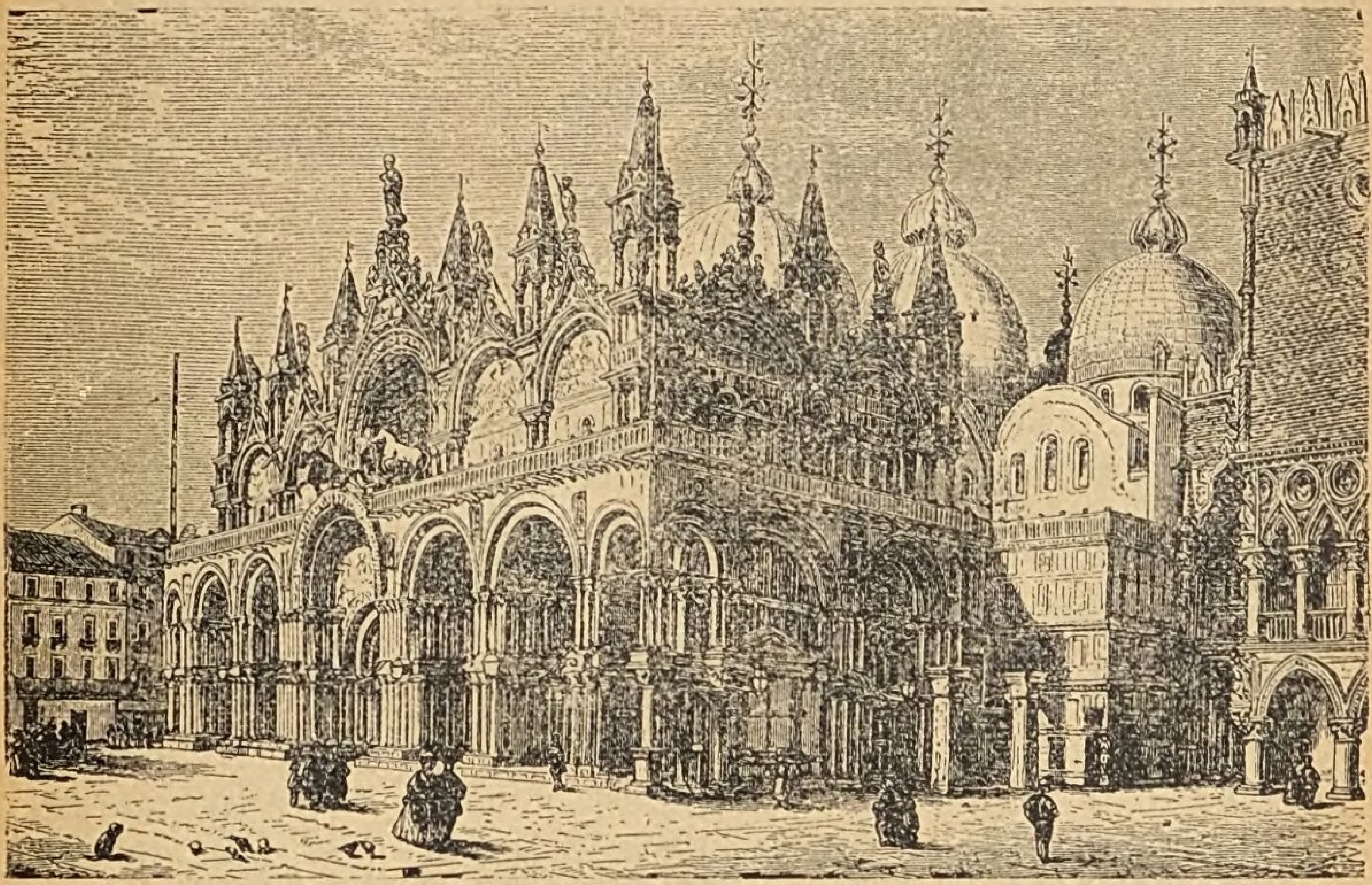
Die Bewohner Italiens sind, mit geringen Ausnahmen, von romanischer Abstammung; ihre Sprache ist überaus wohlklingend. Der Italiener ist lebhaft, ja feurig und läßt sich leicht von der Leidenschaft fortreißen. Das Volk ist im allgemeinen arbeitsam, sparsam und genügsam. Der Grund und Boden wird mit großer Sorgfalt bebaut. Das Land bringt aber weder im Ackerbau, noch in der Viehzucht, noch im Bergbau das hervor, was die Bevölkerung zum Leben braucht. In manchen Teilen Italiens seufzt der Landmann unter der drückendsten Not. Die Felder gehören großenteils reichen Grundbesitzern, die übrigen Bewohner fristen als Pächter und Tagelöhner ihr kümmerliches Dasein. Daher kommt es, daß so viele ihrer schönen Heimat den Rücken kehren und in anderen Ländern ein besseres Fortkommen suchen.

Italien hat eine Reihe ganz bedeutender Städte, welche durch die Schönheit ihrer Lage, ihre herrlichen Baudenkmäler und ihre große Vergangenheit merkwürdig sind. Unter ihnen ragen besonders hervor: die Hauptstadt Rom, ferner Genua,

---

*) Madschore.

Mailand, Venedig, Florenz und Neapel. Genua, eine bedeutende Seehandelsstadt, wird von den Italienern die „Prachtvolle“ genannt; Mailand ist der Haupthandelsplatz der Po-Ebene für Reis, Sammt- und Goldwaren. Der Dom, ganz aus weißem Marmor erbaut, ist mit seinen 4500 Bildsäulen eines der schönsten, christlichen Bauwerke der Welt. Venedig ist auf drei großen und mehr als hundert kleineren Inseln des Adriatischen Meeres erbaut.



Die Markuskirche.

Seine Gebäude ruhen auf Pfählen, seine Straßen sind Kanäle, über welche hunderte von Brücken führen. Die Stadt, einst die Beherrscherin des Mittelmeers, ist von ihrer früheren Größe herabgesunken, und nur die berühmte Markuskirche und eine Reihe der glänzendsten und denkwürdigsten Paläste, welche den Markusplatz umgeben und den großen Kanal einfassen, sind noch Zeugen ihres ehemaligen Reichtums und ihrer einstigen Pracht.

Zu den anmutigsten und schönsten Städten Italiens zählt Florenz am Arno. Die überaus prächtigen Kirchen, Paläste und Kunstsammlungen ziehen jedes Jahr tausende von Fremden in ihre Mauern. Die volkreichste Stadt aber ist Neapel mit mehr als 500000 Einwohnern. Sie ist

terrassenförmig an den Höhen hinauf gebaut, die den Golf von Neapel umgeben. Mit ihren tausend und abertausend Häusern und Palästen hebt sie sich wunderbar schön von der herrlichen Pflanzenwelt des Hintergrunds ab und spiegelt sich in den klaren Fluten des Meeres. Über die lieblichen Hügel, welche den Golf umgeben, erhebt der Vesuv seinen rauchenden Doppelgipfel. Westwärts von der Stadt liegen die im Jahre 79 n. Chr. verschütteten Städte Pompeji, Herkulaneum und Stabiä. Kein Wunder also, wenn ein Dichter von Neapel und seiner Umgebung gesagt hat, es sei ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel.

Württemb. kath. Leseb.

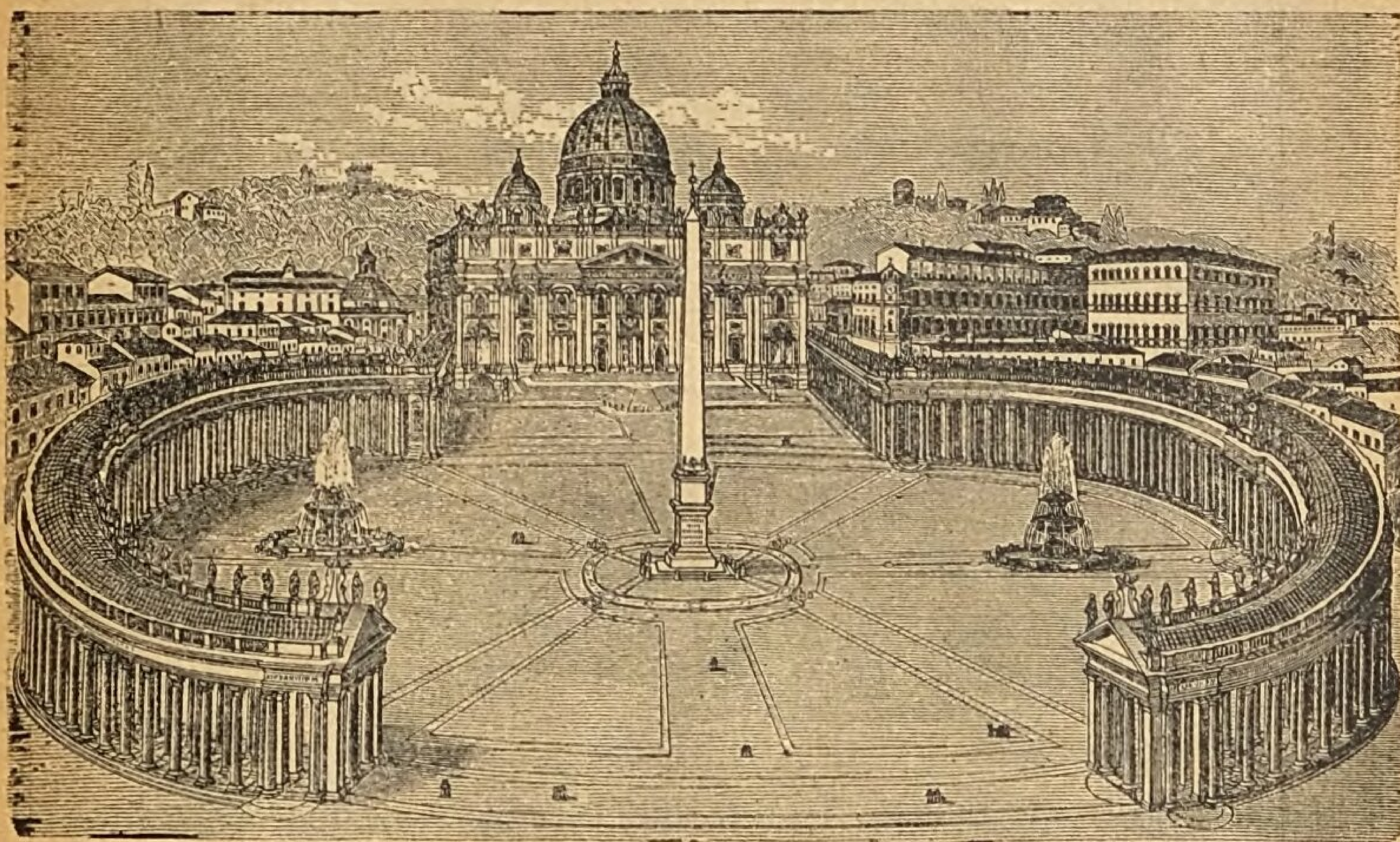
180. Rom.

Rom, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Italien, Jahrhunderte lang schon der Sitz des Oberhauptes der katholischen Christenheit, ist das Ziel der Wanderung Tausender und Abertausender von Pilgern. Sie strömen aus allen Teilen der christlichen Welt dorthin, um am Grabe der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus zu beten, den Segen des Heiligen Vaters zu empfangen und die christlichen Denkmäler und Kunstschätze, die hier aus allen Zeiten aufgehäuft sind, anzustaunen.

Die Peterskirche, die gröfste Kirche der Welt, ist ein so ungeheures Gebäude, dafs man über 150 Jahre (1450—1626) über ihrem Baue zubrachte. Sie ist gegen 218 m lang und 156 m breit, bis zum Dache 130 m hoch. Die Vorderseite hat fünf grofse Thore und zwei Türme, das Innere hat 29 Altäre und ist mit Marmor bekleidet. Der Hochaltar, an welchem nur der Papst das heilige Mefsopfer darbringt, steht mitten in der Kirche, von allen Seiten frei; über ihm ist ein Thronhimmel, der von vier mehr als 30 m hohen, ehernen Säulen getragen wird. Unter dem hohen Altare befindet sich eine unterirdische Kapelle mit den Gräbern der hl. Apostel Petrus und Paulus und zahlloser Martyrer, vor denen 112 Lampen brennen, die nur am Karfreitage ausgelöscht werden. Über dem Hochaltar ist im Dache der Kirche die herrliche, doppelte Kuppel, die von vier ungeheuren Pfeilern getragen wird. Man kann die Kuppel besteigen; von hier aus übersieht man Rom und dessen Umgebung. Ein unvergleichlicher Anblick! Unter den Füfsen Paläste, Riesengebäude, majestätische Kirchen und Ruinen, weiter die Campagna mit zahllosen Trümmerhaufen aus alter Zeit; die Berge von Tivoli, Frascati und

Albano bilden zu dem großartigen Gemälde den malerischen, dunkelblauen Hintergrund.

Vor der Kirche ist der schöne Petersplatz, zirkelrund, umgeben von dreifachen Säulengängen in zwei Halbzirkeln; in den Hallen stehen über 162 kolossale Heiligenstatuen. Mitten auf dem Platze erhebt sich ein 25 m hoher Obelisk aus Ägypten, eine Säule aus einem einzigen Stein; ihm zur Seite befinden sich zwei Springbrunnen.



Der Petersplatz in Rom.

An die Kirche stößt der Vatikan, einer der drei ehemaligen, päpstlichen Paläste, gegenwärtig die Residenz des Heiligen Vaters.

Die älteste Kirche Roms ist die Laterankirche, die bischöfliche Kirche des Papstes. Vor ihr steht ein 46 m hoher Obelisk, der höchste in Rom.

Keine Stadt der Welt besitzt so viele und so reiche wohlthätige Anstalten sowohl für Arme und Kranke als für Erziehung und Bildung. Fast jeder Papst gründete oder erweiterte solche Anstalten, und die Großen der Stadt, ja, die ganze christliche Welt folgten dem Beispiel. Vor allen ragt das große Hospital Santo Spirito — dem hl. Geiste gewidmet — hervor; ihm reihen sich an die Wohlthätigkeitsanstalten für verschiedene Nationen, die alle in Rom gleichsam eine Heimat für ihre Angehörigen haben wollten. Das Hospiz für die Deutschen heißt dell' Anima.

Außerhalb der Mauern der Stadt breitet sich in der nächsten Umgebung ein zweites unterirdisches Rom

aus, die Gräberstadt der ersten, christlichen Jahrhunderte, die Katakomben. Sie bilden ein Netz von unterirdischen Strafsen, welche oft in mehreren Stockwerken übereinander laufen und zusammen eine Länge von mehreren Hundert Kilometer haben. Hier begruben die Christen zur Zeit der Verfolgungen unter den heidnischen Kaisern ihre Toten; hier ruhen die Leiber von unzähligen, heiligen Martyrern; hier versammelten sich die Gläubigen zum Gottesdienste und christlichen Unterricht. Nur mit einem heiligen Schauer kann man diese ehrwürdigen Gänge durchwandern, wo jeder Stein von dem Heldenmut unserer christlichen Brüder erzählt. Die Gemälde und Inschriften, die man jetzt noch an den Wänden sieht, sind lautredende Zeugen, dafs der Glaube, den wir bekennen, auch der Glaube derer war, die vor mehr denn anderthalb Jahrtausenden hier gelebt und geblutet haben.

Nach dem württemb. kath. Leseb.

181. London.

London bedeckt einen Raum, auf dem Paris zweimal, Berlin fünfmal, Hamburg dreifsigmal Platz hätte. Es ist die gröfste Stadt der Welt und hat über vier Millionen Einwohner, so dafs es allein manchen Staat, wie das Königreich Sachsen, an Volkszahl übertrifft. Die ungeheure Stadt liegt zu beiden Seiten der Themse. Dieser Strom ist Londons Gröfse und Londons Schmuck; er ist die belebende Pulsader des gewaltigen Ganzen. Zwanzig Brücken, und darunter sehr prachtvolle, führen über den Strom, der 360 bis 380 m breit ist.

Die Bauart der Häuser ist nach den verschiedenen Stadtteilen sehr verschieden, aber im ganzen nicht schön. Die Häuser sind meist schmal, nur drei oder höchstens vier Fenster breit, auch nicht sonderlich hoch. Das kommt daher, weil jeder Engländer, wenn er irgend kann, gern mit seiner Familie ein Haus für sich bewohnt.

Von einzelnen Bauwerken sind die wichtigsten das grofsartige Parlamentsgebäude, die Westminsterabtei — eine schöne gotische Kirche, wo die Könige gekrönt und die Bildsäulen von berühmten Männern Englands aufgestellt werden — die Paulskirche, der Peterskirche in Rom zu vergleichen, und der Tower*), eine alte Burg, in der die Reichskleinodien aufbewahrt werden.

In der Nähe des Tower beginnen die Docks, grofse ausgegrabene Wasserbecken, in welche die Schiffe durch

*) Sprich: Taur.

Kanäle und Schleusen einlaufen, um daselbst ein- und ausgeladen oder ausgebessert zu werden. Solche Docks sind für den unermefslichen Handel und die Schiffahrt der Stadt durchaus notwendig; denn da an einem Tage oft 300 bis 400 Schiffe einlaufen, so ist der Strom bei weitem nicht breit genug, dafs sie alle anlegen und aus- oder einfrachten können. Die meisten Docks sind von ungeheuren Warenhäusern umgeben, die oft bis zu sieben Stockwerken hoch und mit den Erzeugnissen aller Weltteile angefüllt sind. Da sieht man Häuser mit grofsen Vorräten von Elefantenzähnen und Schildkrötenschalen; ein anderes Gebäude, schon von aufsen über und über blau gefärbt, fafst weiter nichts als Indigo. Ganze Reihen von Warenhäusern enthalten Thee oder Tabak. Für die Schiffe, die aus Westindien, und wiederum für die, die aus Ostindien kommen, sind besondere grofse Docks vorhanden. Schiffe von allen Ländern der Erde, von allen Bauarten und Gröfsen liegen in buntem Gemisch bei einander; Seeleute von allen Völkern laufen und schreien durcheinander, und die Sprachen von aller Welt Enden werden wohl an keinem Orte der Erde so mannigfaltig gehört, als in dem Hafen von London.

In der Nähe desselben bedurfte man einer Verbindung zwischen beiden Ufern, und doch mochte man keine Brücke bauen, weil diese die Schiffahrt gehindert hätte. Da baute ein kühner Mann während zwanzig Jahren und unter unsäglichen Schwierigkeiten einen Tunnel unter der Themse hinweg. Grofse Wendeltreppen führen zu beiden Seiten hinab, und so geht man unter dem Flusse und seinen Schiffen nach dem andern Ufer hinüber.

Der älteste, mittelste und wichtigste Teil von London ist die City. Hier ist der Sitz des Handels und der Geschäfte; hier sind die engsten und winkeligsten Strafsen und Gäfschen mit den grofsen Handels- und Wechselhäusern. Ungeheure Reichtümer sind hier angehäuft, ungeheure Geldmengen werden hier täglich umgesetzt. In den weitläufigen Kellern der Bank von England lagern Mengen von Gold und Silber in Münzen und Barren, wie an keinem Orte der Erde.

Mächtig und unbeschreiblich ist auch das Gewühl der Menschen auf den Strafsen In der City und an den Brücken ist es zu jeder Zeit so lebhaft, wie auf einer Messe oder einem Jahrmarkte. Der Lärm und das Getöse ist betäubend, und das Gedränge der Menschen, der Wagen und Pferde wird von Jahr zu Jahr stärker und gefährlicher; darum hat man bedacht sein müssen, den Verkehr durch andere Mittel zu bewirken und so die überfüllten Strafsen

freier zu halten. Hoch über den Strafsen hinweg führen auf hohen Pfeilern Eisenbahnen mitten durch die Stadt, und Lokomotiven mit Personen- und Güterzügen sausen über den Köpfen der Menschen neben den Dächern dahin. Eine andere Eisenbahn geht unterirdisch, tief unter den Strafsen und unter den Kellern der Häuser entlang, und hat sechs bis sieben Stationen, zu denen man auf Treppen hinuntersteigt. Selbst die Post kann ihre Briefe, deren sie Tag für Tag über eine halbe Million empfängt, nicht alle mit Wagen und Pferden durch die Strafsen fahren. Darum hat sie weite, eiserne Röhren unter den Strafsen legen lassen, in denen kleine Wagen mit Briefen und Paketen durch Luftdruck hin- und hergetrieben werden.

Aus der »Muttersprache«.

182. St. Petersburg und sein Straßenleben.

St. Petersburg steht an Einwohnerzahl weit hinter London, Paris, Berlin, Wien zurück; aber an räumlicher Ausdehnung weicht es bis jetzt nur London. Die Newa, in weitem Bogen vom Ladogasee daherströmend, fließt, sich in viele Arme teilend, durch die Stadt, so daß ein Netz von sieben größeren und etlichen kleineren Inseln entsteht. Auf diesen Inseln und auf den sie einfassenden Ufern der Newa breitet sich St. Petersburg aus.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts waren alle diese Inseln, auf welchen jetzt prachtvolle Parke die stolzesten Paläste umrahmen, noch trostloses Sumpf- und Moorland, nur von Seevögeln und Wassertieren bewohnt. Als Peter I. im Jahre 1703 den kühnen Plan faßte, den Schwerpunkt seines Reiches aus dem unnahbaren Moskau an die Ostsee zu verlegen und durch einen großen, bewaffneten Handelshafen sein abgeschlossenes Rußland dem Einflusse und der Bildung des Westens zu eröffnen, wählte er sich für seine Gründung eine Newainsel. Hier führte er die erste Peter-Paulsfeste in Holz, später in Stein auf. Hier erstand die erste, hölzerne Kirche der neuen Zarenstadt, um welche Peter dann sich und seinen Freunden behagliche, holländische Häuser bauen ließ. Immer mehr entfaltete sich die neue Residenz, an Pracht und Aufwand mit den alten Höfen Europas wetteifernd.

Kanäle, von zahlreichen Brücken überspannt, umgürten und durchschneiden die Stadt und erinnern etwas an

Amsterdam, wo Peter selbst, als lernbegieriger Schüler, See- und Handelswesen, Schiffs- und Kanalbau studiert hatte. Eine Anzahl der bedeutendsten Straßen laufen den Kanälen mehr oder weniger parallel, darunter der Newskij-Prospekt, 5 km lang und 35 m breit, eine der größten Straßen der Welt und nächst der Newa die Hauptverkehrs- und Lebensader der russischen Hauptstadt.

Was den ganzen Prospekt am meisten auszeichnet, ist das bunte Leben, welches er den ganzen Tag über darbietet und welches in anderen Städten kaum eine Straße im selben Maße besitzt.

In dem Menschengewirre ist es aber nicht so fischartig still wie in britischen Landen, wo einer am andern als einem zeitraubenden Hindernisse vorüberjagt; da murmelt's und wispert's und lacht's und ruft's und schwätzt's in mancherlei Sprachen und Mundarten unaufhörlich. Mit lebendiger Geschäftigkeit waltet zugleich eine behagliche, lebenslustige Gemütlichkeit in dem sich drängenden Menschenschwarme. Da werden Heiligenbilder und Bilderbogen ausgerufen, Stiefel und Schlafröcke, frische Milch, Fensterscheiben, Fleisch und Gemüse, Pastetchen und Thee. Es ist kalt im Norden, und das Volk hat immer Eßlust. Wie in den anderen, nordischen Städten wird auch hier eine Unmasse von Gebäck und Kuchen aller Art vertilgt.

In Zahl und Glanz der Schaubuden mag der Newskij-Prospekt hinter den großen Straßen anderer Städte zurückstehen; dafür gibt es aber eine Menge mittlerer und kleiner Geschäfte, die alle nebeneinander bestehen und in ihrer Gesamtheit den Eindruck behäbigen Wohlstandes hervorrufen. Die meisten Häuser und Läden haben ein kleines Schutzdach, das auf Eisenstäben ruht und bis zum nächsten das Trottoir schirmt. Diese Dächer sind von verschiedener Höhe, wie auch die Häuser selbst nicht nach der Schnur abgezirkelt, sondern von der verschiedensten Höhe, Länge und Breite sind. An den Hausschildern trifft man neben den russischen auch deutsche, französische, italienische Namen, natürlich in großen russischen Buchstaben gemalt. Nach Alex. Baumgartner.

183. Asien.

Asien ist der erste und älteste Wohnsitz der Menschheit. Von hier aus wurden die andern Erdteile bevölkert; hier gab es schon viele Jahrhunderte vor Christus hoch-

gebildete Völker, welche mächtige Staaten mit weisen Einrichtungen und grofse Städte mit gewaltigen Bauwerken gründeten. Aber die Völker Asiens sind schon frühe bei dem, was sie von ihren Vätern ererbt hatten, stehen geblieben, und so sind ihnen allmählich die europäischen Völker an Bildung und Macht weit vorausgekommen. Auch das Christentum, das seine erste Stätte in Asien hatte, ist mehr und mehr nach Europa herübergezogen.

Asien, fast auf allen Seiten von Meeren umgeben, bildet mit Europa eigentlich Ein Ganzes, hängt mit Afrika durch die Landenge von Suez, mit Amerika und dem Festlande von Australien durch eine Inselkette zusammen, so dafs es sich in der Mitte und in der Nachbarschaft aller bewohnten Erdteile befindet.

Asien hat im Süden drei grofse Halbinseln, nämlich Arabien, Vorderindien und Hinterindien, welche sich in den Indischen Ozean hinein erstrecken. Auch im Osten zweigen sich Halbinseln vom Erdteile ab; wichtiger aber sind hier die zahlreichen Inselgruppen, unter welchen die japanische und indische die bedeutendsten sind. Im Westen bildet die Halbinsel Kleinasien den Übergang zu Europa.

Der gröfste Teil Asiens, etwa $^2/_3$, besteht aus einem Hochland, das sich von der Küste des Ägäischen Meeres im Westen bis an die Grenzen des chinesischen Reiches im Osten hinzieht. Das gewaltigste und grofsartigste Hochgebirge der Erde ist der Himálaja, d. i. Wohnung des Schnees. In ihm erhebt sich der höchste Berg der Erde, der 8800 m hohe Gaurisankar.

Mehr als ein Viertel von ganz Asien nimmt das Tiefland von Sibirien und von Turan ein. Dazu kommen noch die Tiefebenen am Unterlauf des Euphrat und Tigris, in Vorderindien und in China. Da Asien auf die kalte, gemässigte und heifse Zone verteilt und zudem die Bodenerhebung äufserst mannigfaltig ist, so zeigt das Klima bedeutende Unterschiede. Dasselbe gilt aus den gleichen Gründen von den Erzeugnissen des Landes und von der Lebensweise der Bewohner.

Demgemäfs besteht denn auch im Norden der einzige Reichtum des Erdteils — neben den Metallen des Ural — in Renntieren, Hunden, Fischen und kostbaren Jagd- und Pelztieren. Weiter gegen Süden gibt es Obst, Wein, Getreide und Südfrüchte ferner Ziegen, Esel, Pferde und Kamele. So arm und dürftig Asiens Pflanzenwelt im Norden und in der Mitte ist, so überschwenglich reich und mannigfaltig ist sie im Süden und Südosten. Die mit der

gröfsten Sorgfalt angepflanzten Ebenen von China haben den ausgedehntesten Reis- Thee-, und Seidenbau der ganzen Erde. Das südliche Arabien, Vorder- und Hinterindien, die Insel Ceylon und die anderen indischen Inseln bringen in wunderbarer Fülle alle Erzeugnisse der heifsen Zone hervor, namentlich Zucker, Kaffee, Weihrauch, Baumwolle, Indigo, kostbare Hölzer und feurige Gewürze aller Art.

Auch die Tierwelt dieser heifsen Gegenden zeichnet sich aus durch besonderen Reichtum an Arten, sowie durch ganz besondere Kraft, aber freilich auch Gefährlichkeit einzelner Tiere. Hierher gehören die zahlreichen Elefanten, Krokodile und Schlangen, vor allem aber die gewaltigen und blutdürstigen Tiger. Überdies sind einzelne Teile von Südasien, namentlich Vorderindien, schon von alters her berühmt durch ihren Reichtum an Gold, Edelsteinen und Perlen.

Asiens Bewohner gehören zum gröfsern Teil der gelben, mongolischen, zum kleinern der weifsen, kaukasischen Rasse an. Nach Hästers Leseb.

184. Das heilige Land.

Das Land Palästina wird mit verschiedenen Namen bezeichnet. Es heißt das Land Kanaan, nach dem vierten Sohne Chams; Palästina, nach den Philistern, die es einst im Besitz hatten; das Judenland, weil die Juden dort wohnten; das Gelobte Land oder das Land der Verheißung, weil es Gott den Juden gelobt d. h. verheißen hat. Wir Christen nennen es das Heilige Land, weil es geheiligt ist durch das Erlösungswerk Jesu Christi. In diesem Lande wurde Christus geboren; in diesem Lande ist er mit seinen Jüngern drei Jahre lang lehrend umhergezogen; dort ist die Stätte seines Todes, seines Grabes, seiner Auferstehung und Himmelfahrt; in diesem Lande war die erste christliche Gemeinde, und von ihm aus sind die Apostel nach der Herabkunft des Hl. Geistes nach allen Richtungen ausgezogen, um das Evangelium aller Welt zu verkünden. Dieses Land ist also die Wiege und der Ausgangspunkt der christlichen Religion. Hiezu war es durch seine Lage an der Stelle größter Annäherung dreier Weltteile vorzüglich geeignet.

Kanaan gehört nicht zu den großen Ländern der Erde. Es ist ein Hochland und erstreckt sich vom Libanon und Antilibanon im Norden bis zur Sinaihalbinsel im Süden, und vom Mittelländischen Meer im Westen bis zur Syrischen

Wüste im Osten. Das Klima ist, namentlich im südlichen Teil des Landes, sehr warm, ja sogar heiß. Der höchste Gipfel des Libanon ist dagegen einen großen Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt. Morgenländische Dichter sagen von ihm, er trage den Winter auf seinem Haupte, den Frühling auf seinen Schultern, in seinem Schoße den Herbst, der Sommer aber schlummere zu seinen Füßen. Auf diesem Gebirge, nahe dem höchsten Gipfel, stand der berühmte Zedernwald, von dem die Hl. Schrift so oft spricht und dessen Bäume Salomon zu dem Bau des Tempels benützte. Vom Libanon aus südwärts liegen der Berg Tabor oder Berg der Verklärung und der höhlenreiche Karmel, ein schroff ins Mittelmeer abfallendes Vorgebirge, einst die Wohnung zahlreicher Einsiedler.

Von den Flüssen ist der Jordan der berühmteste. Er hat seine Quelle an dem 2800 m hohen Hermon im Antilibanon und durchfließt in einer tiefen Einsenkung den größten Teil des Heiligen Landes. Der Fluß bildet zuerst den trüben Schilfsee Merom, bald darauf aber das reizende Wasserbecken des fischreichen Sees Tiberias, auch See Genesareth oder Galiläisches Meer genannt, und verliert sich im Toten Meer. Die Ufer des Jordans sind anmutig und üppig bewachsen, sein Wasser ist frisch und angenehm.

Das Tote Meer, das die untergegangenen Städte Sodom und Gomorrha und ihre einst so schöne und fruchtbare Umgegend überflutete, bildet heute noch ein erschütterndes Denkmal der göttlichen Strafgerechtigkeit. Es liegt fast 400 m tiefer als das Mittelländische Meer. Der Salzgehalt des unheimlichen Sees ist so groß, daß sich kein lebendes Tier in ihm aufhalten kann und die Fische, die der Jordan hinabführt, alsbald sterben müssen; nur im Frühjahr umgürtet frisches Grün den meist öden Strand.

Die Umgebung des Sees Genesareth dagegen zeichnet sich durch hohe Anmut und Fruchtbarkeit aus. Schöne Berghöhen ragen rings empor, und an den Gestaden des klaren Sees, an dem der Herr mit seinen Jüngern so gerne verweilte, gedeiht der Weinstock, der Feigenbaum, der Ölbaum und im südlichsten, wärmsten Teil die Palme. Palästina war in früherer Zeit ein ausgezeichnetes, fruchtbares Land, wie es Gott durch Moses dem Volke Israel verkünden ließ. Die Städte, in denen vor bald 2000 Jahren sich ein so reiches und bedeutungsvolles Leben entfaltete, sind jetzt meist

verfallen. Tyrus, Sidon und Jericho sind ärmliche Dörflein geworden; die Orte, die zu des Heilands Zeiten, an den Gestaden des Galiläischen Meeres blüten, sind fast sämtlich verschwunden, Tiberias ist heute die einzige größere Ortschaft am See.

Das Land, für dessen Befreiung aus den Händen der Ungläubigen in den Kreuzzügen so viel Blut geflossen ist, steht jetzt wieder unter türkischer Herrschaft, bildet aber, wie ehedem, so auch heute noch das Ziel zahlreicher, frommer Pilger.

Münster Leseb.

185. Jerusalem.

Diese Stadt, die ehrwürdigste unter allen Städten des Erdkreises, ist heutzutage auf vier Hügeln erbaut. Sie liegt ungefähr 50 km von der Hafenstadt Jaffa (Joppe), mit der sie jetzt durch eine Eisenbahn verbunden ist, und 16 km vom Jordan entfernt und ist fast rings von schroffen Bergen umschlossen, so dafs man sie aus der Ferne nicht sehen kann. Die Stadt, einst so blühend und volkreich, ist jetzt nur noch ein Schatten ehemaliger Gröfse. Von der Herrlichkeit des alten Jerusalems, von der Pracht seines Tempels, von seinen Palästen und Burgen sind nur noch Reste vorhanden, und selbst die ganze Umgebung ist reizlos, wie erstorben und in Trauer gehüllt. Die 35 000 Einwohner der Stadt wohnen grofsenteils in elenden Häusern der meist engen, dunkeln Strafsen.

Doch gibt es hier keinen Fufsbreit Landes, der nicht heilige Erinnerungen hervorriefe, und den Pilger begeisterte. Am Fufse des zur Zeit Jesu aufserhalb der Mauern Jerusalems, nordwestlich gelegenen Hügels erhebt sich vor allem die Kirche des heiligen Grabes, welche bei dem Brande 1808 so wunderbar erhalten wurde. Das hl. Grab selbst bildet den Mittelpunkt dieser Kirche, welche einen herrlichen Rundbau darstellt. Dieser heilige und ehrfurchtgebietende Ort ist beständig von einer Menge Lampen erleuchtet, und die Väter vom heiligen Grabe bringen hier täglich das Opfer der heiligen Messe dar und beräuchern diese heiligen Stätten mehrmals des Tages unter feierlicher Prozession.

Östlich von der Grabeskirche beginnt der Kreuzgang, eine vielfach unebene, gekrümmte und enge Strafse, auf welcher Christus, der Herr, sein Kreuz nach Golgatha trug. Sie führt zur Burg Antonia, in welcher der Heiland vor Pilatus stand. Etwa 100 Schritte von Jerusalem fliefst auf

der Ostseite der Bach Kidron, über welchen zwei steinerne Brücken nach dem Ölberg führen und eine auch in den Olivengarten Gethsemane, wo der Herr im Gebete rang und von Judas durch einen Kuſs verraten wurde.

Der Ölberg überragt alle Berge, welche die heilige Stadt umschlieſsen. Er hat drei Gipfel, von welchen der mittlere der höchste ist. Hier verweilte Christus oft und gerne. Von hier aus sah er die heilige Stadt und weinte über sie; hier weissagte er, dem Tempel gegenüber, den Untergang von Jerusalem. Jenseits, am östlichen Abhang dieses Berges, lag auch das freundliche Bethanien, wo Maria und Martha wohnten, und der Herr den Lazarus vom Tode erweckte.

Über das Thal Ben-Hinnom führt der Weg nach der 7 km südwärts gelegenen Stadt Bethlehem und dem von der frommen Kaiserin Helena an der Geburtsstätte des Heilandes erbauten, schönen Kloster. Wie wir in das Thal hineinritten, war es uns, als sähen wir hocherfreut die himmlischen Heerscharen, welche sich auf diese grünen Gefilde herablieſsen, wo die Hirten in stiller Nacht mit ihren Herden ruhten, und als hörten wir den Gesang: »Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.«

Nach dem Württemb. kath. Leseb.

186. Afrika.

Afrika war Jahrtausende lang gleichsam ein verschlossenes Land; nur der Nordrand, dem Mittelländischen Meere entlang, und Ägypten waren den Völkern Europas genauer bekannt und für die Geschichte sogar von hoher Bedeutung. Im Jahre 1498 umschiffte der kühne, portugiesische Seefahrer Vasco de Gama die Südspitze Afrikas; seitdem aber haben sich mehr und mehr die Europäer an den Küsten festgesetzt. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts drangen englische und deutsche Forscher und seeleneifrige Missionäre immer tiefer in das Innere des Erdteiles ein und brachten uns Kunde von Gegenden, die bis dahin nie der Fuſs eines Europäers betreten hatte. Trotzdem gibt es noch viel zu erforschen.

Seiner Gröſse nach überragt Afrika unsern Erdteil um das Dreifache. Seine Bevölkerung wird auf 200 Millionen geschätzt. Mit Asien hängt Afrika nur durch die Landenge von Suez zusammen, welche selbst wieder von dem 160 km langen Suezkanal durchschnitten wird. Auf allen andern Seiten ist es vom Wasser umflossen.

Von den wenigen Inseln, die in der Nähe des Festlandes liegen, ist nur die Insel Madagaskar im Osten von Bedeutung. Am Nordrande des Erdteils, Spanien gegenüber, zieht sich das Atlasgebirge hin, und weiter südlich, am Meerbusen von Guinea, das Konggebirge. Das altberühmte Ägypten wird auf beiden Seiten von nackten Gebirgen eingeschlossen; südlich davon erheben sich die Gebirge von Abessinien bis zur Höhe unserer Alpengipfel (bis 4600 m). Die Südspitze Afrikas besteht aus einem Hochland, dessen südlichster, zum Meer abfallender Teil das Kapland heifst. Dem südafrikanischen Hochland gehört der höchste Gipfel Afrikas an, der 6000 m hohe Kilima-Ndscharo.

Die Bewässerung des Landes ist im Norden sehr spärlich, im mittleren Teil des Erdteils aber, namentlich südlich vom Äquator, ist grofser Wasserreichtum vorhanden. Hier liegen die Quellen dreier gewaltiger Ströme, des Nil, des Kongo und des Sambesi. Der erstere ist vielleicht der längste Strom auf Erden und durchfliefst zwei grofse Seen, die gerade unter dem Äquator liegen. Zu der Zeit, wo in Innerafrika die tropischen Regengüsse niederfallen, schwillt er so an, dafs er in Ägypten über seine Ufer tritt und gewöhnlich vom Juli bis Oktober das ganze Land überflutet. Mit Freude und hellem Jubel sehen die Einwohner dieser Überschwemmung entgegen; denn wenn der Strom zurücktritt, so hat er den ganzen Boden mit einem fetten Thonschlamm überzogen, der die reichsten Ernten hervorbringt.

Afrika ist der heifseste Erdteil. Im Innern sind schroffe Gegensätze zwischen glühender Tageshitze und empfindlicher Nachtkälte, zwischen Dürre und Regengüssen, Windstille und heftigen Stürmen. Die nördlichsten und südlichsten Teile Afrikas haben ein Klima wie Spanien und Italien, und es tritt hier auch allmählich der Unterschied der vier Jahreszeiten hervor; die Früchte, die diese Gegenden hervorbringen, sind dieselben, wie im südlichen Europa.

Die Tierwelt Afrikas zeichnet sich weniger durch Mannigfaltigkeit als durch Wildheit und Kraft aus. Hier leben die gewaltigsten Löwen, Panther und Hyäenen; hier treiben sich Elefanten, Antilopen, Straufse, kleine und grofse Affen in Scharen umher. Dem Erdteil ganz eigentümlich sind die riesigen Flufspferde, die schlanken Giraffen und die bunten Zebras. Auch Schlangen aller Art sind überaus zahlreich. Doch fehlt es auch nicht an sehr nützlichen Tieren, an Pferden und Dromedaren, an Kühen

und Ochsen. Das Mineralreich liefert namentlich im Süden Gold und Diamanten.

Von den Bewohnern Afrikas gehören die südlich von der Wüste Sahara, ungefähr bis zum Äquator, wohnenden der Negerrasse an. Ihre Religion ist meist der roheste Götzendienst mit allerlei Zauberei und Schlangenverehrung. Seit neuerer Zeit entfalten aber katholische Missionäre im Kapland und an der Ostküste eine rege Missionsthätigkeit, und durch das Zusammenwirken des Papstes und der christlichen Regenten Europas wird dem unwürdigen Sklavenhandel, welchen die Araber mit den Wilden treiben, in wirksamster Weise entgegengearbeitet.

Afrika hat keinen mächtigen', einheimischen Staat. Selbständig sind nur Marokko im Nordwesten und die Negerstaaten im Innern. Ägypten und Tripolis stehen unter türkischer, Algier und Tunis unter französischer Herrschaft, das Kapland ist englisch. An anderen Teilen der Küste haben die Deutschen, Engländer, Franzosen, Spanier und Portugiesen Kolonien.

Nach Hästers Leseb.

187. Amerika.

Amerika liegt auf der westlichen Halbkugel und ist nach Asien der gröſste, nach Europa der bekannteste und wichtigste Erdteil. Es erstreckt sich vom Nördlichen Eismeer fast bis an das Südliche und ist rings von Wasser umgeben.

Das Festland besteht aus zwei ziemlich gleich groſsen, gleich breiten und sehr ähnlich gestalteten Dreiecken, Nord- und Südamerika, welche durch die schmale Landenge von Panama miteinander verbunden sind. Östlich von dieser Landenge liegen mehrere hundert teils gröſsere, teils kleinere Inseln, die man zusammen Westindien nennt. Den Hauptbestandteil dieser Inselwelt bilden die Groſsen und die Kleinen Antillen und die Bahama-Inseln.

Das ganze Festland wird von dem längsten Gebirge der Erde, den Cordilleren (Kordiljeren), durchzogen. Zwischen den Gebirgen dehnen sich weite, reichbewässerte, mit Gras oder mit Urwald bedeckte Ebenen aus. Die Grasebenen heiſsen in Nordamerika Savannen oder Prärien, in Südamerika Pampas oder Llanos (Ljanos).

Amerika ist durch die groſse Zahl seiner wasserreichen und für die Schiffahrt günstigen Flüsse und Seen ausgezeichnet. Auf der Ostseite der Cordilleren hat es die

längsten und gewaltigsten Ströme der ganzen Erde; so namentlich den St. Lorenzostrom, der in seinem obern und mittlern Lauf fünf grofse, stufenweise übereinanderliegende Seen bildet. Diese sind der Obere See, der Michigan- (Mischigän), Huron- (Hjurn), Erie- (Iri) und Ontariosee (Onterio). Der Eriessee ergiefst sich durch den 50 m hohen Niagarafall in den tiefer liegenden Ontariosee. Der die beiden Seen verbindende Flufs, der Niagara, hat nur eine Länge von 55 km und fliefst anfangs ohne besondere Schnelligkeit; plötzlich aber kommt im letzten Drittel seines Laufes die mehr als 1000 m breite und sehr tiefe Wassermasse in Aufregung, und verräterische Wirbel zeigen sich im Strome. Wie ein Pfeil vom gespannten Bogen abschnellt, stürzen sich die gewaltigen Gewässer in die gähnende Tiefe hinab. Nichts auf der Welt kann mit diesem Schauspiel verglichen werden. Schon in weiter Entfernung hört sich der Donner des Falles an wie das Tosen einer gewaltigen Feldschlacht. Die Gewässer der südlichen Abdachung Nordamerikas sammeln sich fast alle im Bette des Mississippi, der seine Mündung jedes Jahr weiter hinaus in den Meerbusen von Mexiko verlegt.

Die südamerikanischen Flüsse haben ihren Ursprung vorzugsweise auf den Anden ganz in der Nähe des Grofsen Ozeans und fliefsen alle dem Atlantischen Meere zu. Der Amazonenstrom hat das umfangreichste Stromgebiet der Erde und wälzt seine Fluten nahe am Äquator beinahe durch die gröfste Breite Südamerikas. Südlich von ihm durchfliefsen mehrere Ströme fast die Mitte Südamerikas, vereinigen sich allmählich und nehmen im Mündungsgebiet den gemeinschaftlichen Namen La Plata an.

Das Klima Amerikas durchläuft alle Abstufungen, von der strengsten Kälte bis zu sehr grofser Hitze. Aus der Verschiedenheit des Klimas erklärt sich auch die Mannigfaltigkeit der Produkte Amerikas.

Einen besondern Reichtum entwickelt der Erdteil in seiner Pflanzenwelt. Eine Reihe von Pflanzenarten, wie das Welschkorn, die Kartoffel, der Tabak und Kakao und die Chinarinde haben in Amerika ihre eigentliche Heimat; überdies sind fast alle nutzbaren Gewächse der übrigen Erdteile dorthin verpflanzt worden, wie Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr und Reis, und sie gedeihen so vortrefflich, dafs sie jetzt wichtige Ausfuhrartikel bilden.

Unendlich reich an den kostbarsten Naturerzeugnissen sind die Inseln von Westindien. Wer hätte nicht schon

von dem Tabak von Cuba, von dem Rum von Jamaica, von dem Kaffee von Porto-Rico und von dem Zucker von Haiti sprechen hören!

Auch das Mineralreich bietet reiche Schätze dar. Diamanten liefert Brasilien, Gold findet sich in Kalifornien und Peru, Silber-, Kupfer und Eisenminen hegen fast alle Gebirge. Die Steinkohlengruben und Erdölquellen Nordamerikas scheinen unerschöpflich zu sein.

Nur die Tierwelt kann sich weder an Mannigfaltigkeit noch an Gröfse mit der der anderen Erdteile messen. Eine Eigentümlichkeit von Amerika sind die Klapperschlange, der Kondor, der Kolibri und gewisse Arten der Wandertaube.

Der Religion nach gehören die Völker Südamerikas vorherrschend der katholischen Kirche an; die Bewohner Nordamerikas sind der Mehrzahl nach protestantisch.

Nach Hästers Leseb.

188. Australien.

Australien, d. h. Südland, ist der kleinste Erdteil und der einzige, der ganz auf der südlichen Erdhälfte liegt. Das australische Festland wurde im Anfang des 17. Jahrhunderts von den Holländern entdeckt, weshalb es früher den Namen Neuholland führte. Aufser dem eigentlichen Festlande rechnet man zu Australien eine sehr bedeutende Zahl von gröfseren und kleineren Inseln im Stillen Ozean.

Das Festland, das seit dem vorigem Jahrhundert die Engländer in Besitz genommen haben, ist beinahe so grofs als das Festland von Europa. Vor der Anlegung von Kolonien war das Land fast menschenleer. Auch heute zählt es kaum so viel Einwohner als das Königreich Bayern.

Der gröfste Teil Australiens erhält das Jahr über nur wenig Regen und Tau.

Bei der vorherrschenden Trockenheit des Bodens ist auch die Pflanzenwelt meist sehr dürftig, und das Land ist arm an Nahrungsmitteln. Erst die Europäer haben Getreide, Obstarten und Wein eingeführt, was alles in den fruchtbaren Landstrichen vortrefflich gedeiht.

Wie an Pflanzenarten, so ist das australische Festland auch arm an Tiergattungen. Die gröfseren Tiere der Alten Welt fehlen ganz: dagegen beherbergt es wieder Arten, die andere Weltteile nicht haben, wie das Känguruh und das Schnabeltier.

Noch höher als die Erzeugnisse aus dem Tierreich sind die mineralischen Schätze anzuschlagen, welche die

Gebirgszüge Australiens in ihrem Innern bergen, als Steinkohlen, Salz, Erdöl und alle Arten von nützlichen Metallen. In den Australalpen wurde vor vierzig Jahren ein so reiches Goldlager entdeckt, daſs Australien an Goldreichtum jetzt nur noch von Kalifornien übertroffen wird. Die Nachrichten von den überaus reichen Goldfeldern des Landes lockten Menschen aller Völker, Engländer, Irländer und Deutsche dahin; selbst Chinesen wanderten ein.

Gegenwärtig ist das Land in eine Anzahl Kolonien eingeteilt.

Im Osten des Festlandes Australien liegt eine doppelte Reihe von Inseln, die man mit dem gemeinsamen Namen Ozeanien bezeichnet. Die bedeutendsten sind Neuguinea und Neuseeland.

Die Gesamtbevölkerung Australiens beträgt gegenwärtig gegen 5 Millionen, die Zahl der Katholiken über 800000.

Nach Hästers Lesebuch.

189. Über Missionen.

„Gehet hin und lehret alle Völker!"

Diesem Worte des göttlichen Heilandes gemäß, haben es opferwillige Seelen dahin gebracht, ihr ganzes Leben dem Dienste des Nächsten zu weihen. Diese selbstlosen Menschen ziehen hinaus über den Ozean in die fernsten Weltteile. Sie unternehmen es, Urwälder zu lichten und in Wüsteneien die Gesittung zu tragen. Sie schrecken nicht davor zurück, halb verwilderten Menschen das milde Licht des Christentumes zu bringen. Mit einem Heldenmute, der sie im Hinblick auf ein höheres Ziel beseelt, trotzen sie den größten Gefahren, denen sie um Gottes willen unerschrocken die Stirne bieten.

Zahllos sind die Schwierigkeiten, die sich den Missionären in den Weg stellen.

Als grimmiger Feind tritt ihnen sehr häufig der Hunger entgegen, der sich oft in seiner ganzen Härte fühlbar macht; denn die Zufuhr von Lebensmitteln ist nicht selten ungemein erschwert, so daß sie sich oft lange Zeit nur mit den sich vorfindenden Baumfrüchten, wie Kokosnüssen, Pataten*) rc., begnügen müssen.

Bei dieser ungenügenden Ernährung machen sich ferner die Wirkungen des ungewohnten Klimas auf die schlimmste Weise fühlbar. Denn die fortwährende, sich das ganze Jahr

*) Den Kartoffeln ähnliche Wurzelknollen von der Battenwinde.

hindurch gleichbleibende Hitze (37—45° + C.) entnervt und schwächt den Organismus ungemein, so daß es bei der dürftigen Nahrung mit der Gesundheit schnell abwärts geht.

Dazu wird der Europäer nicht selten vom Tropenfieber erfaßt, das ihn wochen-, ja monatelang hinstreckt, so daß er regungslos darniederliegt.

Der erbittertste Gegner endlich ist die Armut. Obwohl die nie versiegende Mildthätigkeit der Mitglieder der Missionsvereine alles aufbietet, so ist die Lage doch oft eine recht mißliche. Erstens verlieren die Geldspenden ihren Wert durch die Taxe des englischen Geldes, dann kosten Waren und Lebensmittel nicht selten zwei- bis dreimal mehr als in Europa, und endlich beläuft sich Zoll und Fracht aller Sendungen auf eine ungeheure Summe.

Die Armut aber ist ferner ein Grund, weshalb die Missionäre von den Wilden geflohen werden; denn wenn erstere an einem Orte — als dem Feld ihrer Thätigkeit — sich festsetzen wollen, müssen sie zunächst trachten, sich die Eingeborenen durch Geschenke geneigt zu machen, um sie so an sich zu ziehen.

Eine der bedeutendsten Schwierigkeiten bietet sich den Missionären ferner dadurch, daß bei vielen heidnischen Stämmen von einem Familienleben ganz und gar keine Rede ist. Die Frau ist nicht gleichberechtigt mit dem Manne, sondern sie wird als Ware behandelt. Noch trauriger ist das Los der Kinder. Sie erhalten von ihren Eltern nicht nur keine Liebesbezeugung, sondern diese kümmern sich weder um ihre Nahrung noch um ihre Pflege.

Die armen Kinder schwärmen meist verwildert in wüsten Haufen umher. Auf sie ist nun zunächst das Augenmerk unserer Missionäre gerichtet; sie suchen die ärmsten und hilflosesten unter ihnen auf, verbringen sie in ihre Missionshäuser und lassen ihnen hier eine christliche Erziehung angedeihen; denn der Bekehrung der Erwachsenen stellen sich ungleich größere Hindernisse in den Weg.

Dabei sind die oben geschilderten noch nicht die ungünstigsten Verhältnisse für das Arbeitsfeld der Missionäre; aber welch Grauen erregende Gefahren drohen ihnen, wenn sie unter den Menschenfressern weilen!

In Mittelafrika, ebenso auf vielen Südseeinseln, wie Neu-Guinea, Melanesien, Neupommern u. a., huldigen die Eingeborenen noch der Menschenfresserei, dieser größten

Schmach des Menschengeschlechtes. Auch diesem also sind die standhaften Glaubensboten ausgesetzt. Wie oft stellen die blutgierigen Wilden ihnen nach, um sie als Festgericht für ihre Götzengelage ins Dickicht zu schleppen, nicht selten in dem Wahne, durch Verzehren ihrer Glieder sich ihre Unerschrockenheit und Thatkraft anzueignen.

Aber fragen wir nun: wenn diese edlen Menschenfreunde, diese mutigen Glaubensbekenner so vieles zur Ehre Gottes und zum Heil ihrer Mitbrüder wirken, sollen wir denn gar nichts thun, um ihr segensreiches Werk zu unterstützen? Ja, wir können mit unserem Almosen das Missionswerk fördern und eines können alle, groß und klein, arm und reich, alt und jung; wir können beten, daß Gott tüchtige Arbeiter in seinen Weinberg sende, und daß er ihre Bemühungen tausendfach segne! †

190. Der Verein der hl. Kindheit Jesu.

In dem heidnischen China, einem sehr großen Lande, besteht der abscheuliche Gebrauch, daß viele Eltern ihre neugeborenen Kinder töten, wenn sie befürchten, dieselben nicht ernähren zu können. Diese werden dann entweder gleich in einem Wasserbecken ertränkt oder in einen Fluß oder auf die Gasse geworfen. Die dortige Obrigkeit verbietet und bestraft dieses nicht; auf ihren Befehl fahren sogar jeden Morgen Karren durch die Straßen, auf welche die in der Nacht ausgesetzten Kinder geladen werden, um sie in eine große Grube zu werfen. Viele dieser armen Kinderchen sind aber oft schon während der Nacht von Hunden und besonders von Schweinen, welche in den chinesischen Städten zahlreich umherlaufen, ganz oder halb aufgefressen worden. So kommen in einzelnen Städten jährlich viele dieser hilflosen Kinder auf unmenschliche Weise ums Leben.

Die Missionäre, welche auch in jenen Gegenden unter Lebensgefahr das Evangelium Jesu Christi verkünden, nehmen sich dieser hilflosen Geschöpfe an, suchen sie auf und tragen sie nach Hause, wo sie dann getauft, ernährt und erzogen werden. Die Chinesen verkaufen übrigens auch schon größere Kinder um Geld. Der Ankauf, die Ernährung und Erziehung dieser armen Kleinen verursacht den Missionären nicht geringe Kosten. Da sie aber selbst vom Almosen leben, so muß ihnen die christliche Nächstenliebe zu Hilfe kommen.

In den katholischen Ländern hat sich zu dem besonderen Zwecke des Ankaufs und der Erziehung von Heidenkindern ein Verein gebildet, der den Namen führt: „Verein der heiligen Kindheit Jesu.“ Mitglieder des Vereins sind Kinder, welche monatlich 5 Pfennige bezahlen und ein kurzes Gebet verrichten. Welches Kind möchte nicht gerne dazu beitragen, daß die armen Heidenkinder gerettet und für den Himmel erzogen werden? Gerne versagen sich fromme Kinder ein Vergnügen und geben ihre ersparten Pfennige zu dem Verein der hl. Kindheit Jesu. Sie beten auch recht inständig zu Gott für die Errettung ihrer kleinen Brüder und Schwestern in China. B. K.

Geschichte.

191. Das alte Deutschland und seine Bewohner.

Zur Zeit der Geburt Christi war unser deutsches Vaterland, das jetzt zu den schönsten Ländern der Erde gehört, noch ein recht unfreundliches, rauhes und wüstes Land. Ungeheure Wälder von hohen Eichen, Buchen und Tannen durchzogen es von einem Ende bis zum andern, so dafs es fast wie eine einzige, grofse Wildnis erschien. Grofse, uneingedämmte Ströme überfluteten die Ufer; häufiger Nebel umzog den Himmel und verdunkelte das Licht des Tages. Daher war der Boden weit sumpfiger, kälter und unfruchtbarer als jetzt. Im Dickicht der Wälder hausten viele wilde Tiere, Wölfe, Bären, Elentiere und riesige Auerochsen.

Die Bewohner des alten Deutschland waren ein kräftiger Menschenschlag. Ihr Körper zeigte hohen Wuchs, grofse Stärke und Ausdauer, helle Hautfarbe, blondes Haar und blaue Augen. Ihre stolze Haltung, ihr kühner, durchdringender Blick und ihre gewaltige Stimme setzten selbst die kriegsmutigen Römer in Erstaunen und Schrecken. Diese nannten sie Germanen, d. i. Wehrmänner. Ihre Nahrung bestand aus wildem Obst, Fleisch, Rüben, Rettichen, Milch und Met, ihre Kleidung aus Leinen und Tierfellen. Die Beschäftigung der Männer war Jagd und Krieg; die Weiber bauten den Acker, hüteten das Vieh, spannen, webten und nähten. Als Tugenden unserer Vorfahren werden Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Gastfreundschaft, Sittenreinheit und Treue gerühmt; ihre Fehler waren Trunk, Spiel und Stammeifersucht. Die alten Deutschen schieden sich in Edle, Freie und Leibeigene. Aus

den Edlen wurden die Könige gewählt. Doch nicht alle deutschen Stämme hatten Könige. Manche wählten bei Kriegsunternehmungen aus den Edlen einen Herzog, der so genannt wurde, weil er vor dem Heere zog.

Die alten Deutschen waren Heiden und verehrten die Kräfte der Natur als Götter. Der höchste Gott war Wodan oder Odin; er galt ihnen als der Allvater des Lebens und der Lenker der menschlichen Geschicke. Sein Sohn Thor oder Donar wurde als Gott des Donners und Blitzes und als Beschützer des Ackerbaues verehrt. In dunkeln Eichenhainen, auf Bergeshöhen oder an rauschenden Quellen und Wasserfällen brachten sie ihren Göttern Opfer aus Früchten, Tieren und gefangenen Feinden dar. Den Himmel nannten unsere Vorfahren Walhalla. Sie dachten sich denselben als einen Ort, wo sie sich an Jagden, Kampfspielen und festlichen Mahlen ergötzen könnten. Aus diesem Grunde wurden mit dem Toten auch dessen Waffen und Pferde auf den Scheiterhaufen gelegt, damit er bei seiner Ankunft in Walhalla sich ihrer wieder bedienen könne.

Nach Theodor Bernhard Welter.

192. Hermann.

(9 n Chr.)

Kaiser Augustus, unter dessen Regierung Christus geboren wurde, hatte die Macht Roms auf den höchsten Gipfel gebracht. Große Reiche in Asien und Afrika und den südlichen Teil Europas hatte er seinem Scepter unterworfen. Doch an der Donau standen ihm die deutschen Volksstämme wie Mauern entgegen. Indessen waren seine Waffen am untern Rheine glücklicher. Sie drangen von da westwärts vor und unterjochten das Land bis zur Elbe hin. Varus, der römische Feldherr und Statthalter in diesen Ländern, versuchte, dem Volk römische Sprache, römische Gesetze und Sitten aufzubringen. Dieses empörte das Volk und erweckte das Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit aufs neue. Es gärte in den Gemütern und bedurfte zum Ausbruche nur eines tüchtigen Führers. Den fand es an Hermann, einem Helden aus dem Stamme der Cherusker.

Er war als Jüngling in Rom, mußte dort Kriegsdienste leisten und erlernte dabei Roms Kriegskunst. Als er zurückgekehrt war zu seinem Volke und die Schmach sehen mußte, die es unter der Römer Druck litt, ergrimmte er und entwarf mit vielen Edlen und Gleichgesinnten einen Rettungsplan.

Sie lockten den Varus mit seinem Heere, 40000 auserlesenen, römischen Kriegern, bis in den Teutoburger Wald und brachen da mit ihren Deutschen von allen Seiten auf ihn ein. Drei Tage kämpften die Römer, bis sie ermattet unterlagen.

Als Varus sah, wie sein sonst siegreiches Heer tot in den Sümpfen umher lag, und die noch lebenden Römer von den siegenden Deutschen gefangen fortgeführt wurden, um den Göttern geopfert zu werden oder in der Sklaverei ihre Tage zu verleben, stürzte er sich verzweifelnd in sein Schwert. Diesem Siege verdankte Deutschland Rettung und Freiheit im Jahre 9 nach Christi Geburt.

Augustus, der Kaiser in Rom, da er die Niederlage seines tapferen Heeres vernahm, ward wie wahnsinnig, rannte mit dem Kopfe gegen die Wand und rief: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Michael Becker.

193. Die Christenverfolgungen.

Nachdem die Apostel den heiligen Geist empfangen hatten, zerstreuten sie sich in alle Länder des römischen Reiches und verkündeten das Evangelium, wie es ihnen der Heiland aufgetragen hatte. Tausende bekehrten sich zum Christentum und liefsen sich taufen.

Die heidnischen Römer gewahrten mit Schrecken die schnelle Ausbreitung der christlichen Religion.

Ganz besonders waren die Christen bei den Beherrschern und Grofsen des römischen Reiches verhafst, die am Heidentum festhielten. Obwohl die Christen gerade wegen ihrer Religion die besten und treuesten Unterthanen waren, so wurden sie doch, weil sie an den heidnischen Gebräuchen keinen Anteil nahmen, als Feinde des Vaterlandes angesehen und in jeder Weise verfolgt.

Die Geschichte zählt z e h n solcher Verfolgungen auf. Die e r s t e war unter dem Kaiser Nero, der vom Jahre 54 bis 68 regierte; die l e t z t e unter Diocletian war die grausamste und dauerte bis zum Jahre 312. Aber gerade diese Verfolgungen zeigten jenen unüberwindlichen Heldensinn der Christen, welcher Tausende und Tausende für die Wahrheit ihrer Religion sterben liefs, im hellsten Glanze.

Alle Marter der Welt, alle Todesarten waren nicht im stande, die heldenmütigen Bekenner wankend zu machen. Jünglinge und Greise, Frauen und Jungfrauen wurden auf die schrecklichste Art mifshandelt, gegeifselt, gefoltert, mit Haken zerrissen, mit glühenden Eisen gesengt, verbrannt, enthauptet oder den wilden Tieren vorgeworfen.

Der unmenschliche Nero liefs die Stadt Rom anzünden und schob die Schuld auf die Christen, um einen Vorwand zu haben, seiner Verfolgungswut freien Lauf zu lassen. Er liefs die Christen in Pech getauchte Röcke anziehen, die man anzündete, so dafs die Leidenden als Windlichter dienten, um die Nächte zu erhellen. Unter diesem Kaiser erlitten auch die Apostel Petrus und Paulus den Martyrertod. Paulus wurde enthauptet, Petrus aber gegeifselt und gekreuzigt.

Ebenso heftig waren die Verfolgungen der Christen unter vielen folgenden Kaisern. Die Feinde des Christentums hatten dabei die Absicht, dasselbe bis auf den letzten Keim auszurotten und die Bekenner desselben entweder zum Abfalle zu bringen oder durch grausame Peinigungen zu vertilgen. In Ägypten allein wurden über 140000 Christen ermordet und eine noch viel gröfsere Anzahl in den Wüsteneien vertrieben. Der Heldentod der Sterbenden diente nur dazu, den Mut der Lebenden zu stärken und ihre Zahl zu vermehren, bis endlich Kaiser Constantin der Grofse das Christentum als Landesreligion erklärte und selber Christ wurde (325).

194. Der hl. Bonifazius, der Apostel der Deutschen.

Unter allen christlichen Glaubensboten, welche das deutsche Land lehrend und predigend durchzogen, war der thätigste und eifrigste Winfried, welcher später den Namen Bonifazius, d. h. Wohlthäter, erhielt. Er ist als der eigentliche Apostel der Deutschen zu betrachten.

Bonifazius wurde gegen Ende des 7. Jahrhunderts in dem heutigen England geboren, wo das Christentum bereits festen Boden gewonnen hatte. Er trat in ein Benediktinerkloster ein und begab sich im Jahre 715, einem inneren Drange seines Herzens folgend, zu dem Volke der Friesen, um unter ihnen das Evangelium zu verkünden. Später reiste er nach Rom und machte von dort, mit dem Segen des Papstes ausgerüstet, eine Bekehrungsreise nach Thüringen. Die Bewohner dieses Landes liefsen sich in grofsen Scharen taufen. Über die glücklichen Erfolge brachte er selbst dem Papste mündlichen Bericht. Dieser ernannte ihn zum Bischofe Deutschlands.

Von Rom zurückgekehrt, wandte er sich dem Lande der Hessen zu, um auch dieses wilde Volk für die milde Lehre Christi gewinnen. In diese Zeit fällt die Zerstörung der gewaltigen Eiche, die nicht weit von der Stelle stand, wo jetzt die Stadt Fritzlar an der Eder liegt. Sie war dem

heidnischen Gotte Donar geweiht und ward daher Donnereiche genannt. Erwartungsvoll stand das Volk da, in dem Wahn, dafs der Frevler, der die Eiche fälle, sofort durch den Zorn des rächenden Gottes seinen Untergang finden würde. Aber Bonifazius ergriff selbst die Axt und that die ersten Schläge, und als die Eiche gefällt am Boden lag und die Rache des Gottes ausblieb, da nahm das Volk willig die Taufe an. Bonifazius liefs aus dem Holze des gefällten Baumes ein Kirchlein bauen, in welchem die getauften Hessen zu dem einen wahren Gotte beten sollten.

Im Jahre 732 ernannte der Papst den hl. Bonifazius zum Erzbischof von Deutschland, weil ein grofser Teil dieses Landes durch seine Verdienste für das Christentum gewonnen worden war. Später ward Mainz Sitz des Erzbischofes. Zur Sicherung des Christentums gründete Bonifazius viele Kirchen und Klöster, so Fritzlar und im Jahre 744 Fulda, die eigentliche Pflanzstätte christlich-deutscher Bildung. Bonifazius stand schon im hohen Alter, als ihn abermals die Sehnsucht nach der Thätigkeit seiner Jugend, der Bekehrung der Heiden, ergriff. Er fuhr mit einem Schiffe den Rhein hinab ins Land der Friesen, um ihrer Bekehrung seine letzten Kräfte zu widmen. Hier wirkte der ehrwürdige, siebenzigjährige Greis noch zwei Jahre lang. Eines Tages wurde er von einer bewaffneten Rotte heidnischer Friesen überfallen. Seine Begleiter, zweiundfünfzig an der Zahl, wollten zu den Waffen greifen; aber Bonifazius wehrte es ihnen und bot sich den Streichen dar, denen er mit dem gröfsten Teil seines Gefolges erlag.

So endete im Jahre 755 der unermüdliche Glaubensheld sein segensreiches Leben mit dem rühmlichen Märtyrertode. Sein Leichnam wurde von seinen Anhängern erst nach Utrecht, dann nach Fulda gebracht, das er sich selbst zur letzten Ruhestätte auserkoren hatte.

Nach Ludwig Stacke.

195. Die Klöster als Pflanzstätten der Bildung.

Obwohl ein großer Teil des Bodens, den wir jetzt im lieben Bayernlande bewohnen, von den Römern bebaut ward, blieben doch noch weite Strecken wüst und erträgnislos liegen. Erst jene Männer, die unter unsäglichen Entbehrungen es unternahmen, unter unseren heidnischen Voreltern das Christentum zu verbreiten, verwandelten die trostlosen Einöden nach und nach in blühende Gärten.

Auf Veranlassung des hl. Bonifazius siedelten sich in Bayern an verschiedenen Orten solche Männer an, welche

mit vereinten Kräften sich dem edlen Werke der Bekehrung ihrer Mitbrüder widmeten. So entstanden die Klöster. Ihre Bewohner lebten in Gemeinsamkeit nach der Regel des hl. Benedikt, der die erste solche Niederlassung auf dem Monte Casino in Italien um die Mitte des fünften Jahrhunderts gründete. Wo nun diese frommen Mönche, Benediktiner genannt, ihre Gotteshäuser bauten, wo sie ihre stillen Zellen gründeten, dahin trugen sie mit der göttlichen Lehre menschenwürdige Bildung.

Sie unterwiesen die Bewohner, wie man den Boden urbar machen, den Acker fruchtbringend bebauen, die Wiesen künstlich bewässern könne. Sie pflegten die süße Frucht des Südens, die Weinrebe, und pflanzten selbst im hohen Norden, am sonnigen Spalier des Klostergartens den duftigen Apfel. Aber nicht nur die Pflege des Bodens war ihr Bestreben und ihre Aufgabe, noch mehr lag ihnen die Veredlung der verwilderten Gemüter, die Ausbildung und die Pflege des Geistes am Herzen.

In der Erziehung der Jugend erkannten sie das Hauptfeld ihrer wahrhaft segensreichen Thätigkeit; denn jeglicher Unterricht ging dazumal einzig und allein von den Klöstern aus, weshalb mit ihrer Gründung stets die der Schulen Hand in Hand ging.

Um das Jahr 600 entstand in Bayern das malerisch schön gelegene Kloster Weltenburg an der Donau; der hl. Korbinian erbaute auf einer nahen Anhöhe bei Freising ein Bethaus, woraus später das berühmte Stift Weihenstephan entstand. Um diese Zeit lesen wir von Ober- und Niederalteich, von Osterhofen, später von den Klöstern Wessobrunn, Frauen- und Herrenchiemsee. In letztgenannter Abtei ward eine Lehranstalt zur Heranbildung junger Priester errichtet.

Die Einsamkeit ihrer Klöster benutzten die Mönche zum Betriebe der Wissenschaften. Öffentliche Hochschulen, Universitäten genannt, gab es ja bis ins Mittelalter nicht. Die Klöster allein waren die Pflanzschulen und der Sitz aller Gelehrsamkeit. Von früher Jugend an, in voller Abgeschiedenheit erzogen, vertiefte sich der Jüngling mit reiner, heiliger Begeisterung ins Studium. Die heutige Wissenschaft konnte sich nur auf die in den Klöstern erworbenen Kenntnisse aufbauen.

Wem anders als den Klöstern verdanken wir die Geschichtskunde? Alle Ereignisse in Krieg und Frieden wurden in ihren Chroniken sorgfältigst verzeichnet, so daß diese die reichste Fundgrube für jedes Geschichtswerk liefern mußten.

Desgleichen fand die Kunst ihre reichste Vertretung. Eine Notwendigkeit für die ersten Schulen war vor allem die Erhaltung und Verbreitung der Handschriften. Das Streben der Mönche ging nun dahin, dieselben nicht nur rein und zierlich abzuschreiben, sondern es wurden auch die Anfangsbuchstaben, Initialen genannt, in verschönerten Formen ausgeführt, später mit Schnörkeln, mit Blumen und Vögeln geschmückt, ja nach und nach zu vollendeten Kunstwerken umgestaltet. Auf diesem Boden nun blühte die Malerei und die Bildhauerei, und die meisten Namen berühmter Künstler in jener Zeit gehörten dem Ordensstande an.

Aber auch dem Gewerbe ward in den Klostermauern ein Heim gewährt. Eine der ersten Buchdruckereien wurde im Kloster zu Tegernsee eingerichtet, zudem hatte es eine Glockengießerei und besaß eine Glashütte. Der regsamste Handwerkfleiß bekundete sich in ihren Werkstätten für Schmiede und Schuhmacher, ebenso fertigten sie die zum kirchlichen Gebrauche erforderlichen Geräte zierlich und kunstvoll aus Gold, Silber oder anderem Metall, ferner kostbare Schreine, Reliquienkästchen, Orgeln u. a. m. Auf diese Weise lehrten sie das Handwerk und zeigten an sich selbst zuerst den Gewinn vernünftiger Arbeitsteilung.

Und so ward von den Klöstern das milde Licht der christlichen Gesittung hinausgetragen bis an die Grenzen der Erde. †

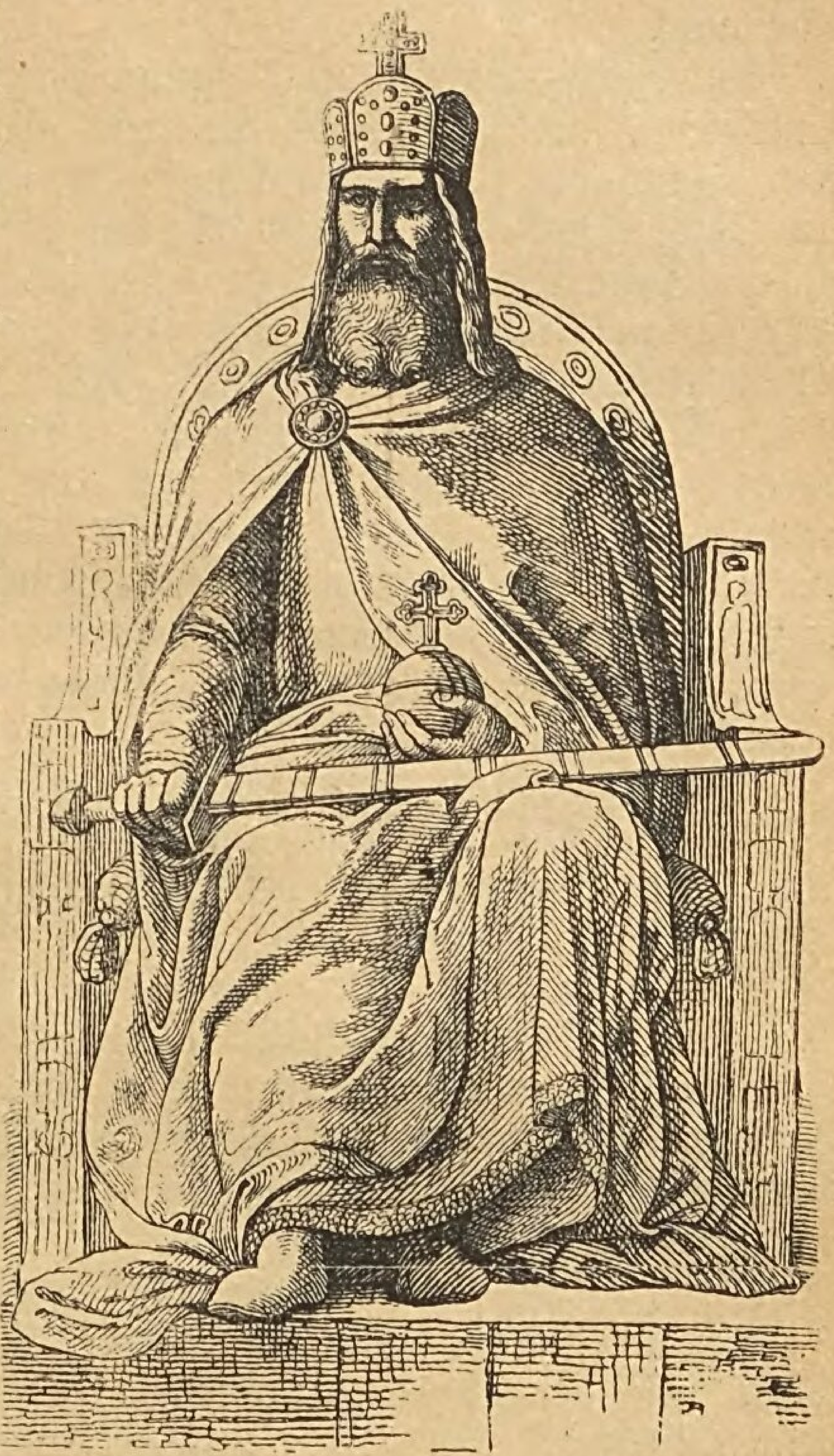
196. Karl der Große.

(768—814.)

Unter den deutschen Stämmen, welche seit der Völkerwanderung auf den Trümmern des römischen Weltreiches neue Staaten gründeten, waren die Franken der mächtigste. Ihr größter König war Karl der Große. Sein Reich erstreckte sich von der Eider bis an den Tiber und Ebro, vom atlantischen Ozean bis an die Donau und Theiß.

Mit ganzer Seele hing Karl am Christentume; deshalb suchte er eifrig die christliche Lehre in seinen Ländern zu verbreiten. In Deutschland folgte er überall den Spuren des

hl. Bonifazius. Was dieser 50 Jahre vorher ausgesät und geschaffen hatte, befestigte und vollendete Karl. Besonders wirkte er durch Errichtung von zahlreichen Bistümern, Klöstern und Schulen für die Ausbreitung des Christentums. Er sorgte für gute Geistliche und Bischöfe, die häufig in Aachen zur Beratung zusammenkamen. Dort erbaute er ein herrliches Münster, die erste große Marienkirche auf deutschem Boden. Morgens und abends und zur Zeit der heiligen Messe besuchte er fleißig die Kirche und sorgte dafür, daß man den Gottesdienst möglichst feierlich beging.



Für seine großen Bauwerke rief Karl Baumeister, Werkleute und Künstler aus allen Ländern herbei. Dadurch wurden auch die Deutschen für die Kunst angespornt, und es bildeten sich, besonders in den Klöstern, berühmte Maler, Bildhauer und Erzgießer. Auf Karls ansehnlichen Landgütern fanden Eisenschmiede, Gold- und Silberarbeiter, Gerber, Schuhmacher, Wagenbauer, Zimmerleute, Seifensieder und Brauer reichliche Beschäftigung. Er selbst war der beste Landwirt: er sah auf alles persönlich und bestimmte, wie die Verwalter die Untergebenen zu behandeln hätten. Durch solche Umsicht wurden die Meierhöfe Musterwirtschaften im Ackerbau, in der Obstpflanzung, im Forstwesen und im Weinbau.

Obwohl sein weites Reich die verschiedensten Länder und Völker umspannte, so blieb Karl doch ein Deutscher durch und durch. Mit großer Liebe pflegte er die deutsche Muttersprache. Er machte sie zur Hofsprache und ließ alte Heldenlieder sammeln und niederschreiben; er selbst arbeitete mit den Gelehrten seines Hofes an einer deutschen Grammatik, auch die Bearbeitung eines

Volkskalenders nahm er in Angriff, wovon noch heute die von ihm eingeführten deutschen Monatsnamen im Gebrauche sind.

Nicht nur als Christ und Staatsmann überragte Karl alle Herrscher seiner Zeit, sondern auch als Kriegsheld. Er demütigte den Longobardenkönig Desiderius in Italien, befreite die Spanier aus der Knechtschaft der Araber, besiegte den Bayernherzog Thassilo III., bezwang die räuberischen Avaren in Ungarn, die Slaven an der Havel und Spree und die Normänner im heutigen Dänemark.

Am hartnäckigsten und langwierigsten aber waren seine Kämpfe mit den heidnischen Sachsen, die in dem heutigen Westfalen, Hannover und Braunschweig wohnten. Da beschloß Karl, das Sachsenland mit seinem Reiche zu vereinigen und die Bewohner zum Christentume zu bekehren. Allein fast 33 Jahre hatte er zu kämpfen, ehe die Unterwerfung des tapfern und freiheitsliebenden Volkes gelang. Unter ihrem kühnen Anführer Wittekind wurden die Sachsen zwar oft geschlagen, aber immer erhoben sie sich wieder, um ihre Freiheit zu retten und den alten Göttern dienen zu können. Endlich ließ sich Wittekind taufen. Zur Befestigung des Christentums errichtete Karl im Sachsenlande die Bistümer Minden, Osnabrück, Hildesheim, Verden, Halberstadt, Bremen, Paderborn und Münster.

Den Höhepunkt seiner Macht erreichte Karl im Jahre 800. Papst Leo III. rief ihn zum Schutze gegen seine Feinde nach Rom. Karl erschien und befreite den heiligen Vater von seinen Bedrängern. Darauf nahm er in der Peterskirche an der Feier des Weihnachtsfestes teil. Als er am Altare kniete und betete, setzte ihm der Papst die Kaiserkrone auf das Haupt. Alles Volk rief: „Leben und Sieg Karl dem Erhabenen, dem von Gott gekrönten, friedebringenden Kaiser!“ Trompeten und Posaunen schmetterten, und der Sängerchor stimmte den Krönungsgesang an. Das war der Anfang des römischen Kaisertums deutscher Nation, das fast 1000 Jahre bestanden hat.

Am 28. Januar 814 schied Kaiser Karl der Große aus dem Leben mit den Worten: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Im vollen kaiserlichen Schmucke mit Krone und Schwert wurde er in die Gruft der Marienkirche zu Aachen hinabgelassen.

Nach Joh. Janssen.

197. Heinrich der Vogelsteller.

(918—936.)

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
recht froh und wohlgemut:
aus tausend Perlen blinkt und blitzt
der Morgenröte Glut.

2. In Wies' und Feld und Wald und Au' —
horch, welch ein süſser Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
die süſse Nachtigall!

3. Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? Heut gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

4. Er lauscht und streicht sich von der Stirn
das blondgelockte Haar:
„Ei doch! Was sprengt denn dort herauf
für eine Reiterschar?"

5. Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
es naht der Waffen Klang:
„Daſs Gott! Die Herrn verderben mir
den ganzen Vogelfang!

6. Ei nun! — Was gibt's?" — Es hält der Troſs
vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht;
„Wen sucht ihr Herrn? Sagt an!"

7. Da schwenken sie die Fähnlein bunt
und jauchzen; Unsern Herrn! —
Hoch lebe Kaiser Heinrich! — Hoch
des Sachsenlandes Stern!«

8. Dies rufend, knien sie vor ihm hin
und huldigen ihm still
und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

9. Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang, —
Herr Gott, wie dir's gefällt!"

Johann Nepomuk Vogl.

198. Die Schlacht auf dem Lechfelde.

(955.)

Es wälzte sich in wilden Horden
das Ungarnheer ins Bayerland,
und unter Kämpfen, Sengen, Morden
vor Augsburg es gerüstet stand;

doch nicht verließ vor Kampfes Grauen
der Mut das tapf're, deutsche Herz,
es wandte sich im Gottvertrauen
zu seinem Helfer himmelwärts.

Ihr Bischof, Ulerich geheißen,
ein Gottesheld voll echtem Mut,
er stählte ihres Schwertes Eisen
in der Begeist'rung heil'ger Glut.
Hoch auf den Mauern blitzten helle
das Schwert, der Panzer und der Speer;
und mit des Blitzes Glanz und Schnelle
zog Kaiser Otto helfend her.

Als nun aus seinem gold'nen Bette
erstieg der St. Laurenzi-Tag,
das Heer in brünstigem Gebete
vor Gott auf seinen Knien lag,
die Kinder selbst, die holden Kleinen,
sie knieten in dem weiten Kreis,
auf daß ihr Flehen und ihr Weinen
zum Himmel dringe bang und heiß.

Und in des Kaisers Auge glühte
der Gottesmut als wie ein Stern,
mit frommem, innigem Gemüte
empfängt er nun den Leib des Herrn;
dann ruft er: „Auf zum heil'gen Streite!
Ist dornenvoll auch unsre Bahn,
Gott steht als Helfer uns zur Seite,
er selbst führ' uns zum Sieg hinan!"

Von hohem Mute nun durchdrungen,
eilt kühn das Heer zur Ungarnschlacht.
Da ward das deutsche Schwert geschwungen
mit oft erprobter Heldenmacht.
Bald grüßt die Sonne sie als Sieger,
es lösen sich der Feinde Reih'n,
die flücht'gen, bangen Ungarnkrieger,
sie stürzen in den Lech hinein.

Der aber läßt die Beute nimmer
aus seinem kalten Wogenarm.
Es rötet sich des Wassers Schimmer
mit Feindesblut so frisch und warm.

Vernichtet ist mit einemmale
das Ungarnheer so stolz und wild,
und bei des Abends gold'nem Strahle
zieht nun das Heer vom Kampfgefild.

Die tapfern Helden zu empfangen,
thun sich jetzt Augsburgs Thore auf,
die Freude strahlt auf allen Wangen
ob ihrem kühnen Siegeslauf;
und zu des Domes heil'gen Hallen
der Kaiser wallt mit seiner Schar,
und fromme Dankeslieder schallen
aus jeder Seele frisch und klar.

Isabella Braun.

199. Der erste Kreuzzug.

(1096.)

Von jeher war das heilige Land für die Christen ein Gegenstand der Verehrung gewesen, weil dort der Heiland gelebt und gelitten hatte. Besonders seit Kaiser Konstantins Mutter, die heilige Helena, die prachtvolle Grabeskirche erbauen liefs, war Jerusalem nie leer von Pilgern. Später wurden die Araber Herren des Landes; doch sie störten die Pilger nicht. Als aber die rohen Türken das heilige Land eroberten, erfuhren die Wallfahrer die gröbsten Mifshandlungen.

Ein frommer Einsiedler, Peter von Amiens, hatte die Leiden der Christen zwei Jahre mit angesehen. Empört darüber, zog er ins Abendland durch Ungarn, Italien und Frankreich. In einem Bufsgewande, ohne Fufs- und Kopfbekleidung, auf einem Esel reitend, schilderte er die Not der Christen und forderte, mit dem Kreuze in der Hand, durch feurige Reden alle auf, das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu befreien.

Papst Urban II. teilte die Begeisterung des frommen Einsiedlers und schrieb eine Kirchenversammlung nach Clermont in Frankreich aus, 1095, die von zahlreichen Fürsten, Rittern, Bischöfen, Geistlichen und vielem Volke besucht war. Urban II. hielt selbst eine ergreifende Rede zur Befreiung des heiligen Landes. Als er geendet hatte, rief alles wie aus einem Munde: „Gott will es! Gott will es!“ Viele knieten nieder und liefsen sich ein rotes Kreuz auf die Schulter heften, zum Zeichen, dafs sie am Zuge teilnehmen wollten. Davon nannte man sie Kreuzfahrer.

Im Herbste des Jahres 1096 ging der Zug ab unter der Anführung des Herzogs von Lothringen, Gottfried von Bouillon. Das Heer zählte 80000 Krieger zu Fuſs und 10000 geharnischte Ritter nebst einer groſsen Anzahl waffenloser Pilger. Man wählte den Landweg durch Ungarn nach Konstantinopel. Je weiter sie in den unbekannten Ländern vordrangen, um so mehr gebrach es an Lebensmitteln, und viele kamen durch Hunger oder das Schwert der Feinde ums Leben.

Nach namenlosen Leiden gelangten die Kreuzfahrer vor die Stadt Antiochien, die erst nach neunmonatlicher Belagerung in ihre Hände fiel. Kaum waren sie Herren der Stadt, als der Sultan von Mosul mit 200000 Mann nahte und sie ringsum einschloſs. Jedoch durch Auffindung der heiligen Lanze wuchs den Kreuzfahrern der Mut; der Sultan wurde besiegt und in die Flucht geschlagen.

Von da zog das Kreuzheer, welches auf 20000 Mann zu Fuſs und 1500 Ritter zusammengeschmolzen war, unter groſsen Mühseligkeiten südwärts auf Jerusalem zu. Als sie endlich die heilige Stadt von weitem erblickten, fielen alle voll Dank gegen Gott auf die Erde nieder, küſsten den Boden und weinten vor Freude.

Die Stadt ward umzingelt, konnte jedoch nicht erstürmt werden, weil es an Belagerungsgeschützen fehlte. Aus weiter Ferne schafften die Wallbrüder Holz herbei, und Tag und Nacht ward nun an Sturmwerkzeugen aller Art gearbeitet. Den 15. Juli 1099 ward ein Hauptsturm unternommen. Gottfried von Bouillon war der erste auf der Mauer. Er öffnete die Thore, und siegreich strömte das Kreuzheer in die Stadt. Jerusalem war befreit. Voller Freude trug man dem tapferen Herzoge die Königskrone an. Demütig schlug er sie aus, weil er an dem Orte nicht die Königskrone tragen wolle, wo der Heiland unter einer Dornenkrone geblutet harte. Er nannte sich nur „Beschützer des heiligen Grabes“.

Nach Th. B. Welter.

200. Scheyern und Wittelsbach.

(1113—1124.)

Ist heut' im Schlosse Scheyern ein bunter Festesdrang!
Von Bechern und von Leyern — welch' freud'ger Wechselklang!
Fremdart'ge Siegesbeute, so Pfeiler ziert, wie Wand, —
Graf Otto kam ja heute nach Haus vom heil'gen Land.

Gar hocherlauchte Sippe des Burgherrn Tisch umglänzt;
hold' Lächeln auf der Lippe die Gräfin ihm kredenzt.*)
Und wie von Pauk' und Zinke das Klingen jetzt verbebt, —
da — sieh! nach stummem Winke der Graf sich jetzt erhebt:

„Die ihr zur Tafelrunde hier euch um mich geschart,
hört, was zu gnäd'ger Stunde der Herr mir offenbart!
Doch nicht am trägen Tage und nicht im Traum der Nacht, —
nein, in der schwersten Lage — inmitten heißer Schlacht.



‚Du sollst,‘ — ‚so hört' ich's innen — ‚so dir's nach Wunsch ergeht,
der jetz'gen Stammburg Zinnen, sollst sagen du Valet!**)
Wo Schwert und Becher klirrten, und tönte Liedersang,
da klinge frommer Hirten Gebet und Orgelklang.

Des Wissens Webstuhl stelle in deiner Väter Haus;
und der Gesittung Helle, sie strahle von ihm aus!
Als Lehrer, wie als Beter sein's Mönche gleich geschickt,
drum ruf' getrost die Väter des hl. Benedikt.

Du aber, — hör' ich's weiter — bau dir ein neues Schloß!
Drauf steig auf gold'ner Leiter zum Himmel Sproß auf Sproß!‘

*) kredenzt = sie schenkte ihm den Wein ein.
**) Valet sagen = Lebewohl sagen.

Doch ach! in Scheyern wieder — schließt bebend jetzt der Graf —
Legt einst uns alle nieder zum allerletzten Schlaf!"

Und neues Fest zu feiern, die frohe Stunde schlug,
nun feierlich gen Scheyern ritt ein erlauchter Zug.
Es schnauben kühn die Rosse, doch nur im Schritt gemach,
zieht jetzt zum Scheyernschlosse der Graf von Wittelsbach.

Seht, ist das nicht der Gleiche, der Graf von Scheyern hieß
und Burg samt seiner Leiche den Mönchen überließ?
Ei freilich! ganz der alte, der einst voll Glaubenstreu
zum heil'gen Lande wallte, sein Name nur ward neu.

Denn seht ihr hoch dort oben den prächt'gen Steinkoloß?
Wie er's einst that geloben, baut er dort neu sein Schloß.
Vom alten nichts ersehnt er, als einst das Grabgemach,
vom neuen selbst entlehnt er den Namen Wittelsbach!

Vom Kloster Scheyern klingen nun auch die Glocken schon,
wie eines Danklieds Singen durchweht die Luft ihr Ton.
Mit Fahnen jetzo wallen die Mönche aus dem Thor,
ehrwürdig ragt aus allen der greise Abt hervor.

Und Psalmenlieder tönen weit über Feld und Hag,
Sankt Benediktus Söhnen — o welch' ein Ehrentag!
Denn, der zu ihren Füßen die Stammburg hingelegt,
der kommt, sie nun zu grüßen, von ihrem Dank bewegt.

Und siehe, lichtumflossen vom Morgensonnenstrahl,
steigt jetzt von stolzen Rossen der Graf und sein Gemahl.
Wie prangt sie mild voll Schöne und er voll Kraft zum Streit,
drei jugendfrische Söhne, sie waren ihr Geleit.

Da tritt zum Willkommsegen der Abt zu ihnen vor,
zum Gruße braust entgegen der Orgel Jubelchor;
drein singen freud'ges Amen die Mönche der Abtei:
„In unſ'res Herren Namen von uns gesegnet sei!

Und glaub' — einst Graf von Scheyern und jetzt von Wittelsbach;
den Namen wird man feiern noch millionenfach!
Auf immer höherer Leiter steigt dein Geschlecht empor, —
viel ruhmgekrönte Streiter, sie sprossen draus hervor!"

Es hebt der Abt die Arme, da er den Segen spricht;
vor Freude wie vor Harme wird naß jed' Angesicht,
und heiße Bitten werden in aller Herzen wach: —
O segne Gott auf Erden — das Haus von Wittelsbach!"

Oskar v. Redwitz.

201. Friedrich I. Barbarossa.

(1152—1190.)

Friedrich, aus dem glänzenden Geschlechte der Hohenstaufen, war von seinem Oheim Konrad III. für die Nachfolge empfohlen worden. Er wurde von den Kurfürsten zu Frankfurt gewählt und zu Aachen gekrönt 1152. Der neue König war in jeder Hinsicht der Krone wert. Seine Persönlichkeit zeigte Ansehen und Würde. Er war hohen Wuchses, schlanker, kräftiger Gestalt, blonden Haares. Von dem rötlichen Vollbarte trug er den Beinamen Rotbart, bei den Italienern Barbarossa. Das blaue Auge blitzte vom Feuer der Seele und von frohem Lebensmute.

Tüchtig im Kriege, geschickt als Feldherr, thatkräftig als Staatsmann, von edler Bildung und hohem Schwunge des Geistes, nahm er Karl den Grofsen zum Vorbilde.

Sechsmal zog er mit einem grofsen Heere nach Italien, um dort Streitigkeiten zu schlichten. Bei dem fünften Zuge verliefs ihn, trotz seiner fufsfälligen Bitten, Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern, und der Kaiser wurde geschlagen. Als er aber später mit den Italienern Frieden geschlossen hatte, ward Heinrich in die Reichsacht erklärt. Das Herzogtum Bayern wurde auf dem Reichstage zu Regensburg 1180 dem edlen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach verliehen zur Belohnung für die unverbrüchliche Treue, die er dem Kaiser bei allen Kämpfen erwiesen. Seinen vorzüglichen Heldenmut hatte Otto beim Durchzuge durch die Bernerklause, einen Engpafs an der Etsch, gezeigt. Seitdem regieren Fürsten von Wittelsbach in Bayern.

Als greiser Held mit 70 Jahren unternahm Friedrich einen Kreuzzug in das gelobte Land, um das hl. Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. Nach furchtbaren Leiden kam er mit seinem Heere nach Kleinasien und erfocht zwei glänzende Siege über die Feinde. Da kam das Heer an den Flufs Saleph. Friedrich sprengte mit seinem Rosse in die eisigen Fluten, wo ihn der Tod plötzlich ereilte (1190).

*

202. Der beiden Löwen Grab.

Im Dom zu Braunschweig ruhet
der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
nach manchem harten Strauß.

Es liegt auf Heinrichs Grabe,
gleichwie auf einem Schild,
ein treuer Totenwächter:
des Löwen eh'rnes Bild.

Der Löwe konnt' nicht weichen
von seines Herzogs Seit',
von ihm, der aus den Krallen
des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen mit einander
durch Syriens öden Sand,
sie zogen mit einander
nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
der Löwe ziehet mit,
zieht mit ihm, wie sein Schatten,
auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
in Todesnöten brach,
der Löwe still und traurig
bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
man in den Käfig ein,
er brach die Eisenstäbe,
beim Herren mußt' er sein.

Beim Herzog ruht der Löwe,
hält jeden andern fern;
doch nach drei Tagen fand man
ihn tot beim toten Herrn.

Denn mit des Herzogs Namen
geht stolz Jahrhundert' lang
der Löwe, wie beim Leben,
noch immer seinen Gang.

Julius Mosen.

203. Der Graf von Habsburg.

1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
im altertümlichen Saale,
saß König Rudolfs heilige Macht
beim festlichen Krönungsmahle.

Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
und alle die Wähler, die sieben,
wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
das Volk im freud'gen Gedränge;
laut mischte sich in der Posaunen Ton
das jauchzende Rufen der Menge;
denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
war die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
mein königlich Herz zu entzücken;
doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
der mit süßen Klang mir bewege die Brust
und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
nicht will ich's als Kaiser entbehren."

4. Und sieh, in der Fürsten umgebenden Kreis
trat der Sänger im langen Talare,
ihm glänzte die Locke silberweiß,
gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
der Sänger singt von der Minne Sold,
er preiset das höchste, das beste,
was das Herz sich wünscht und der Sinn begehrt;
doch sage, was ist des Kaisers wert
an seinem herrlichsten Feste?"

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
der Herrscher mit lächelndem Munde;
„er steht in des größeren Herren Pflicht,
er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
so des Sängers Lied aus dem Innern schallt
und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
die im Herzen wunderbar schliefen."

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
den flüchtigen Gemsbock zu jagen;
ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
und als er auf seinem stattlichen Roß
in eine Au' kommt geritten,
ein Glöcklein hört er erklingen fern,
ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
voran kam der Mesner geschritten.



7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
das Haupt mit Demut entblößet,
zu verehren mit gläubigem Christensinn,
was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
das hemmte der Wanderer Tritte;
und beiseit legt jener das Sakrament,
von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
damit er das Bächlein durchschritte.

8. ‚Was schafft du?‘ redet der Graf ihn an,
der ihn verwundert betrachtet.
‚Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
der nach der Himmelskost schmachtet;
und da ich mich nahe des Baches Steg,
da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
so will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
durchwaten mit nackenden Füßen.‘

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
und reicht ihm die prächtigen Zäume,
daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
bescheiden am Zügel geführet.

10. ‚Nicht wolle das Gott!‘ rief mit Demutsinn
der Graf, ‚daß zum Streiten und Jagen
das Roß ich beschritte fürderhin,
das meinen Schöpfer getragen;
und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
so bleib es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
von dem ich Ehre und irdisches Gut
zu Lehen trage und Leib und Blut
und Seele und Atem und Leben.‘ —

11. So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
der das Flehen der Schwachen erhöret,
zu Ehren Euch bringen hier und dort,
so wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter;
so mögen sie‘, rief er begeistert aus,
‚sechs Kronen bringen in Euer Haus
und glänzen die spätsten Geschlechter!‘

12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
als dächt' er vergangener Zeiten;
jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
da ergreift ihn der Worte Bedeuten.

Die Züge des Priesters erkennt er schnell
und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
in des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
und erkannte den Grafen, der das gethan,
und verehrte das göttliche Walten.

Friedrich von Schiller.

204. Ludwig der Bayer.

(1314—1347.)

Ludwig der Bayer war der ausgezeichnetste Fürst des vierzehnten Jahrhunderts. Bald nachdem er die Regierung angetreten hatte, erhielt er die Vormundschaft über die unmündigen Prinzen in Niederbayern. Herzog Friedrich der Schöne von Österreich, sein Vetter und Jugendfreund, wollte ihm die Vormundschaft streitig machen und rückte im Jahre 1313 mit einem mächtigen Heere bis in die Nähe von Moosburg vor. Ludwig erschien mit nur 400 tapfern Kriegern und mit diesen vereinigten sich die mutigen Bürger von Moosburg, Landshut, Straubing und Ingolstadt. Bei Gammelsdorf unweit Moosburg kam es zur Schlacht.

Der Kampf war heiß und schwankte lange hin und her. Da stürmte Ludwig mit seinen Truppen nochmal gegen die dichten Schlachthaufen der Österreicher an, brachte sie in Unordnung und nötigte sie zur Flucht. Viele wurden erschlagen, viele ertranken, und eine große Zahl wurde gefangen genommen. Das ganze Lager fiel dem Sieger in die Hände. Dieser Sieg setzte unsern Herzog Ludwig bei den meisten übrigen Reichsfürsten in so großes Ansehen, daß sie ihn 1314 zum Kaiser erwählten. Friedrich von Österreich stritt mit ihm auch um diese Würde.

Sieben Jahre dauerte der Krieg. Endlich besiegte ihn Ludwig in der entscheidenden Schlacht bei Ampfing unweit Mühldorf im Jahre 1322. Bei dieser Schlacht zeichnete sich besonders der bayerische General Schweppermann von Nürnberg aus. Am Tage der Schlacht nämlich hüllte ein heftiger Sturm die Völker in Staub und Sand ein. Da ordnete Schweppermann den Angriff so an, daß Sonne, Wind und Staub den Feinden ins Gesicht kam. Als Ludwig nach der Schlacht mit den vor-

nehmsten Kriegsgefährten das Nachtmahl einnehmen wollte, hatte man nicht einmal Eier genug. Er verteilte die wenigen mit den Worten: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann aber zwei“.

Nach Heinisch und Ludwig.

205. Kaiser Ludwigs Ende.

(1347.)

Zu Fürstenfeld im Bayerland
das Hifthorn froh erschallt,
es weilet Kaiser Ludwig dort
im grünen Tannenwald.

Hallo! hallo! ein wilder Bär
trabt über jenen Plan;
der edle Held verfolget ihn
auf seiner Fährte Bahn.

Der Rüden Meute jagt und bellt,
es stürmt der Reiter Troß
zu froher Jagdlust jubelnd nach
dem Kaiser hoch zu Roß.

Wie plötzlich aber ist die Lust
in Trauer umgestimmt;
es jammert eines Hornes Schall,
den weithin man vernimmt.

Der Bayerkaiser stürzt vom Roß,
ihn hat der Tod gejagt;
den Sterbenden umsteht Gefolg,
das weinend um ihn klagt.

„Was ich gefehlt, vergib, o Herr!
Bin ich von Schuld nicht rein,
war treu mein Glaube, treu das Herz,
nimm auf die Seele mein!“

Sein Prunkbett war ein Wiesenfleck,
das Laub sein Baldachin,
der Krone Gold ein Sonnenstrahl,
der ihm das Haupt beschien.

Sein Leichenstein wird in dem Dom
zur lieben Frau geschaut,
den Herzog Sigismundus hat
zu München auferbaut. Guido Görres.

206. Erfindung des Schiefspulvers.

Das Schiefspulver sollen die Chinesen und Araber schon längst gekannt haben, aber die ersteren waren gegen die übrige Welt abgeschlossen, machten es also nicht bekannt; die letzteren sollen es in Spanien zum Sprengen fester Mauern angewendet haben. Davon wufste man jedoch in Deutschland nichts, noch weniger kannte man die Zusammensetzung und die Verwendung im Kriege, bis es ums Jahr 1350 der Mönch Berthold Schwarz erfand.

Wie in den Klöstern alle Wissenschaften eifrig betrieben wurden, so beschäftigten sich auch viele Mönche mit Untersuchungen über die Kräfte und Wirkungen der Naturkörper. Berthold Schwarz, der dies eifrig that, stampfte einst Salpeter, Holzkohlen und Schwefel und legte über den Mörser einen Stein. Zufällig zündete ein Funke dieses Gemenge, und der Stein flog mit einem fürchterlichen Knalle gegen die Decke. Erschrocken stand der Mönch da, wiederholte aber doch den Versuch. Dieselbe Wirkung!

Da machte er seine Erfindung bekannt und zeigte, wie man solche mörserähnliche Röhren gegen die Raubschlösser richten und sie zerstören könnte. Diesem Winke folgte man, und was die mächtigsten Kaiser nicht vermochten, dem Raubritterwesen für immer ein Ende zu machen, das gelang der Erfindung eines friedlichen Mönches. Die ganze Kriegführung änderte sich dadurch vollständig. Pfeil, Speer und Schwert wurden nach und nach verdrängt, und die ritterlichen Übungen eingestellt. Schätz.

207. Erfindung der Buchdruckerkunst.

So wichtig das Schießpulver für den Krieg, ebenso wichtig war die Buchdruckerkunst für den Frieden. Was bisher von geschriebenen Schätzen des Altertums aufbewahrt

lag, war, weil es ohne Abschreiben nicht verbreitet werden konnte, nur für wenige zugänglich. Eine Bibel kostete 400 bis 500 Gulden.

Da kam Johann Gutenberg auf den Gedanken, den Bücherdruck anfangs mit Holztafeln, und dann auch mit einzelnen beweglichen, erst hölzernen und dann gegossenen Buchstaben zu versuchen; wobei er an Peter Schöffer und Johann Fust thätige Gehilfen fand.

Von Mainz und Straßburg aus, wo im Jahre 1457 das erste Buch, ein lateinischer Psalter, auf Pergament gedruckt, erschien, verbreitete sich diese Erfindung bald über ganz Europa. Sie gab dem Studium der Wissenschaften eine durchaus neue Gestalt. Gutenberg genoß jedoch nicht die Frucht seines Scharfsinnes, er lebte in Dürftigkeit und starb 1468 zu Mainz.

Nach Schätz.

208. Die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien.

Die Entdeckung Amerikas und die des Seeweges nach Ostindien ging zwar nicht von unserem Vaterlande aus, aber sie hatte doch vielfachen Einfluſs auf dasselbe; besonders durch die Veränderungen des Welthandels. In Amerika fand man viel Gold und Silber und in Ostindien viele kostbare Waren, welche zur Annehmlichkeit des Lebens beitrugen. Jedes Volk bestrebte sich nun, eine Menge Schiffe zu bauen und über die weiten Meere nach jenen Ländern zu fahren, um Schätze und Waren zu holen.

Die Spanier, die durch Columbus Amerika (1492) und die Portugiesen, die durch Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien (1498) entdeckt hatten, machten es sich zuerst zu nutzen, nachher Franzosen, Holländer und Engländer. Mit dem Steigen des Seehandels sank der Landhandel, und die Italiener und die Deutschen, die früher den bedeutendsten Handel mit Ostindien getrieben hatten, verloren ihn.

Durch diesen groſsen Umschwung zerfiel auch der Hansa-Bund, und von den vielen Reichsstädten, wie z. B. Augsburg und Regensburg, die durch Handel groſs geworden waren, haben sich nur Hamburg, Lübeck und Bremen bis auf unsere Zeit blühend erhalten.

Nach Schätz.

209. Die Fuggerei.

Das Glück dreht sich im Kreise,
es kommt und geht vorbei.
Nur was in Gott begründet,
das bleibet ewig neu.

Zu Augsburg war ein Weber,
Hans Fugger zugenannt,
der war mit seinen Söhnen
als Weber wohlbekannt.

Er und die Söhne woben
bei Tag und auch bei Nacht;
daß gleich und rein die Fäden,
das hatten sie wohl acht.

Drum kaufte jeder gerne
von ihrem Tuch so fein,
sie woben goldne Sterne
der Treue ja hinein,

der Treue und des Glaubens
und frommen Bürgersinn,
Barmherzigkeit und Liebe;
das mehrte den Gewinn.

Da war an Gold und Ehren
gar reich und groß ihr Haus,
der Kaiser und die Fürsten,
die gingen ein und aus.

Drei Brüder waren ihrer,
die reichten sich die Hand;
Ulrich, Georg und Jakob,
so waren sie genannt.

Die sprachen zu einander:
„Die Güter dieser Zeit,
die müssen wir verrechnen
einst in der Ewigkeit.

So laßt ein Werk uns gründen
hier mit vereinter Kraft,
womit wir mögen geben
Gott einstens Rechenschaft!“

Zu Augsburg bei Sankt Jakob
da hub ein Graben an,
ein Zimmern und ein Mauern
von manchem Handwerksmann.

Mit hundert kleinen Häusern
ein Städtlein stieg empor,
mit Brunnen und mit Straßen,
und seinem eignen Thor.

Und als das Werk vollendet,
da weihten es die Drei,
daß armen, frommen Bürgern
es eine Wohnung sei.

Die Weber wurden Grafen,
ihr Wort galt weit und breit,
sie woben mit den Fürsten
am Webestuhl der Zeit.

Doch bei den hohen Ehren,
die ihnen Gott verlieh,
vergaßen auch die Grafen
den armen Weber nie.

Was hilft uns unser Weben? —
so dachte stets ihr Herz —
es kommt ja doch der Segen
dazu erst himmelwärts.

Drum nahmen sie ins Schilde
die Lilien von dem Feld,
die spinnen nicht noch weben,
und die doch Gott erhält.

Und was die Drei gesprochen,
das schrieben sie auf Stein;
den Söhnen und den Enkeln
sollt' es ein Vorbild sein.

Sie bauten für sich selber
ein Häuslein auch dazu,
das lieget bei Sankt Anna;
dort ist der Fugger Ruh.

Wohl kamen arge Zeiten,
Sankt Anna ward zerstört,
nun wird auf ihrem Grabe,
die Meff' nicht mehr gehört.

Doch in dem Herz der Armen
wird ihrer noch gedacht
im Städtlein, das sie milde,
dem Herren dargebracht.

Das Glück dreht sich im Kreise,
es kommt und geht vorbei;
der Fugger Namen preiset
noch heut die Fuggerei.

Festkalender von Pocci und Görres.

210. Der dreißigjährige Krieg.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts waren zwischen den Katholiken und Protestanten in Deutschland viele Streitigkeiten entstanden, welche im Jahre 1618 zu einem furchtbaren Kriege Anlaß gaben.

Auf der einen Seite standen die Katholiken unter dem tapfern Feldherrn Tilly, auf der anderen die Protestanten unter Anführung des Königs Gustav von Schweden. Beide Parteien befehdeten sich auf die grausamste Weise. Mit unbegreiflicher Wut mordeten sich die Söhne eines Vaterlands, raubten und verheerten in wilder Grausamkeit, so, daß unser liebes Vaterland am Ende von 30 schrecklichen Jahren völlig einer Wüste glich.

Tausende von Städten und Dörfern waren niedergebrannt, die Einwohner entflohen, oder waren gemordet; ihre Habe ward geraubt oder verwüstet; verheerende Seuchen machten das Maß des Elends voll. Niemand wollte mehr den verwilderten Boden bebauen, und es schien, als sollte sich unser liebes Vaterland nie mehr von diesem schrecklichen Zustande erholen. Endlich kam im Jahre 1648 in den westfälischen Städten Münster und Osnabrück der Friede zustande, in welchem festgesetzt wurde, daß die Katholiken und Protestanten gleiche Rechte haben sollen. Schätz.

211. Tillys Tod.

„Das war ein schlimmer Gruſs
vom Schweden wider Hoffen!“
Die Kugel hat am Fuſs
den Tilly schwer getroffen.

„Geschlagen ohne Schlacht,
o Schicksal sonder gleichen!“
der Held muſs in der Nacht
gen Ingolstadt entweichen.

Das ist ein schlimmer Ritt,
ein grimmer Feind im Rücken;
das ist fürwahr ein Schritt,
das Herz ihm abzudrücken.

Der Wunde Feuerglut
durchzuckt ihm alle Glieder;
doch schwerer beugt den Mut
ihm Rain und Leipzig nieder.

Die zwei sind's, die den Kranz,
den lorbeerschwerbelaubten,
die zwei sind's, die den Glanz
dem alten Ruhme raubten.

„Wer rühmlich hat gesiegt
in sechsunddreifsig Schlachten,
und einmal unterliegt,
den soll man nicht verachten!

Schützt Regensburg — es eilt
der Feind, es zu verderben!
Des Jünglings Wunde heilt,
ich aber werde sterben."

Er spricht das ernste Wort
und atmet sanft und leise;
dann aber fährt er fort
zu beten in der Weise:

„Ich hab' auf Dich gehofft,
o Herr, mit Herz und Munde!
Geholfen hast Du oft,
ach! hilf in dieser Stunde!

Wo nichts sich treu erweist,
sei Du mir treu am Ende;
empfohlen sei mein Geist,
o Herr, in Deine Hände!"

So ruft der alte Graf,
beendet, gottergeben,
in sanftem Todesschlaf
das sturmbewegte Leben.

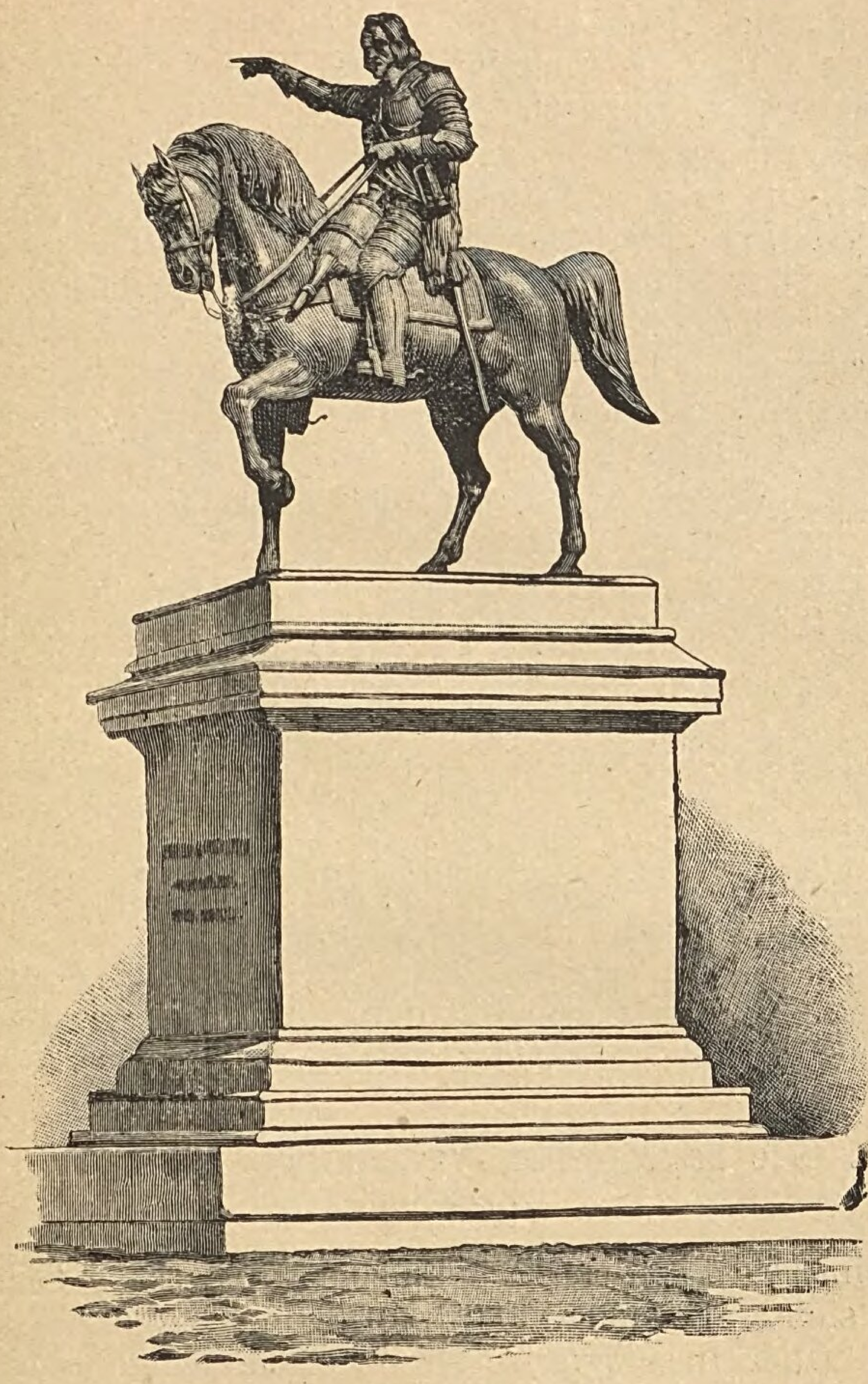
J. G. Gofsmann.

212. Maximilian I., Kurfürst von Bayern
(1498—1651.)

war einer der bedeutendsten Regenten, und mit Bewunderung können wir Bayern zu ihm aufblicken. Er verband

mit seltenen Vorzügen des Geistes eben so edle Eigenschaften des Herzens.

Während seiner Regierungszeit entstand der für ganz Deutschland höchst verderbliche 30jährige Krieg, dessen Aus-



gang unter allen deutschen Regenten er allein erlebte. Nachdem die protestantischen Fürsten beschlossen, zum gegenseitigen Schutze einen Bund, die Union genannt, zu stiften, vereinigten sich auch die katholischen Fürsten zu einem Bündnisse,

die heilige Liga. Maximilian war der Erste in diesem Bunde.

In der Schlacht am weißen Berge bei Prag 1620 besiegte er den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, welch letzterer sich zum Könige von Böhmen wählen ließ. Maximilian zog als Sieger in Prag ein, jedoch zuerst begab er sich in die Kirche, um Gott für den Sieg zu danken; dabei sprach er die denkwürdigen Worte: „Ich kam und sah; Gott aber siegte!“ Max I. erhielt zur Belohnung für die dem Kaiser geleistete Hilfe die Kurwürde im Jahre 1623.

Mit diesem Siege war aber der Krieg noch lange nicht beendigt. Zuerst kamen dänische Truppen, dann schwedische, schließlich mischte sich auch Frankreich noch in die deutschen Angelegenheiten, so daß unser Vaterland während 30 blutigen Jahren alle Greuel und Schrecken des Krieges empfinden mußte.

Dessenungeachtet that Maximilian unendlich viel für das Wohl seines Landes. Er erbaute die alte Residenz, legte den Hofgarten an und errichtete Ludwig dem Bayern ein herrliches Denkmal im Dom zu München. Er befestigte die Städte München, Ingolstadt und Braunau. Ihm verdanken wir die Solenleitung von Reichenhall nach Traunstein, und das geschah alles in einer so stürmischen Zeit.

Nach dem Friedensschlusse war er bestrebt, seinem Lande wieder Wohlstand zu verschaffen; aber schon 3 Jahre nach Beendigung des Krieges starb er zu Ingolstadt 1651.

König Ludwig I. ehrte das Andenken seines großen Ahnen durch die herrliche Reiterstatue, welche den Wittelsbacherplatz in München schmückt.

*

213. Die bayerischen Vaterlandsverteidiger.

(1705.)

Beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges stellte sich Kurfürst Max Emanuel auf Seite Frankreichs. Aber das bayerisch-französische Heer wurde im Jahre 1704 bei Höchstädt von den verbündeten Engländern und Osterreichern geschlagen, und Max Emanuel mufste fliehen. Die Feinde nahmen nun Bayern in Besitz und herrschten mit Willkür und Härte. Dem Volke wurden ungeheure Abgaben auf-

erlegt und tausende von Jünglingen fortgeschleppt, um in fernen Ländern für Österreich zu kämpfen.

Da hatte die Geduld der Bayern ihr Ende erreicht. »Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben«, so ertönte es von einem Ende des Landes bis zum



andern, und ehe man sich's versah, hatten sich mehr als 30000 Landesverteidiger bewaffnet. Begeisterte Männer stellten sich an ihre Spitze. Burghausen, Braunau und Schärding fielen bereits in ihre Gewalt. Nun wollten sie die Österreicher auch aus München vertreiben.

Eine Schar von 5000 Bauern, meistenteils aus den Thälern der Isar und Loisach, zog in der Christnacht 1705 München zu. Aber der Plan wurde den Feinden verraten; denn als sich die Bauern der Stadt naheten, stürmten die Österreicher auf die

Ahnungslosen ein. Es war ein blutiger Kampf; auf dem Felde fielen sie in grofser Menge. Verzweiflungsvoll focht noch die letzte Schar, die sich auf dem Kirchhof in Sendling gesammelt hatte. Da sanken sie Mann an Mann als Helden. Lange stand noch der Schmidbalthes von Kochel, ein riesengrofser Mann, mit der eisernen Keule, die er sich selbst geschmiedet hatte. Ein jeder seiner Hiebe streckte einen Gegner nieder, bis auch er — über den Leichen seiner Söhne stehend — der Übermacht unterlag.

Bald darauf unternahmen auch bei Aidenbach, unweit Vilshofen weitere 7000 Landesverteidiger den ungleichen Kampf gegen geübte Kriegsscharen. Auch sie wurden besiegt.

Die Aufstände hatten aber die Sache noch übler gemacht. Das Volk erlitt nur noch härteren Druck, bis nach zehn langen Jahren endlich der Friede zu Rastatt 1714 dem Lande die heifsersehnte Ruhe brachte. †

214. Ein treuer Unterthan.

Sei ein Bayer, voll von Mut,
Freund der Ehre, Feind der Schande;
Weih' dem König Gut und Blut
Und dem lieben Vaterlande!
Beweise neu
Der Bayern Treu',
Die alte, wohlbekannte.

Im spanischen Erbfolgekriege, welcher sich zwischen Österreich und Frankreich um die Thronfolge in Spanien entspann, hielt der bayrische Kurfürst Max Emanuel zu Frankreich, welches ihm den Besitz der Niederlande versprach. Die Österreicher drangen nun um das Jahr 1703 auf mehreren Seiten in Bayern ein.

Max Emanuel zog nach Tirol, um sich mit einer französischen Armee zu vereinigen. Die Tiroler aber griffen zu den Waffen und zwangen ihn zum Rückzuge. Er würde dabei ganz sicher sein Leben in Tirol eingebüßt haben, wenn der edelmütige Graf Ferdinand von Arko nicht sein eigenes Leben für ihn hingeopfert hätte.

Bei der Martinswand lag nämlich ein Tiroler Jäger im Gebüsche versteckt, mit dem Vorsatze, den Kurfürsten zu

erschießen. Graf Ferdinand von Arko, der den Kurfürsten begleitete, ahnte die Gefahr, welche dem Leben seines geliebten Herrn im Feindeslande drohte. Er bat daher Max Emanuel dringend, er möge ihm gestatten, sich mit des Fürsten goldgesticktem Rocke bekleiden zu dürfen, um die Feinde zu täuschen.

Sein edles Vorhaben gelang ihm um so leichter, als der Kurfürst ihm den weiteren Wunsch gestattete, an der Rechten seines Monarchen reiten zu dürfen. Max Emanuel, in der Uniform des Dragoners, war links geblieben.

Als nun die Beiden einen engen Hohlweg einschlugen, knallte plötzlich aus dem Gebüsche ein Schuß — Graf Arko sank von der tötlichen Kugel getroffen leblos vom Pferde, ein Opfer der selbstlosesten, edelmütigsten Treue, der echten, reinen Vaterlandsliebe.

*

215. Michael Poppel, der Waisenvater.

Während des unglücklichen Erbschaftskrieges, den Karl Albert gegen Österreich führte, wurden in der Au bei München viele Kinder zu Waisen und liefen obdachlos umher. Johann Michael Poppel, der Sohn eines Faßbinders, bemerkte dieses Elend, und es that seinem Herzen weh, die unglücklichen Kleinen so verlassen zu sehen. Er konnte aber nicht helfen, denn er hatte selbst nur, was er notdürftig brauchte. Er nährte sich ja von Privatunterricht und erwarb damit kaum für sich das Nötige. Auch war er bei Reichen und Vornehmen nicht bekannt. Dennoch faßte er den Entschluß, der Vater der verlassenen Kinder zu werden. Der Gerichtshalter Nußbaum überließ ihm gegen billigen Zins ein geräumiges Zimmer.

Nun begann Poppel, fremde Hilfe anzusprechen und brachte bald so viel Geld zusammen, daß er mit einigen Zöglingen den Anfang machen konnte. Er sammelte demnach am St. Andreas-Tag 1742 bei 30 Knaben und Mädchen, führte sie in die Maria-Hilfs-Kirche zum Gebete und dann in seine Stube. Da war er sieben volle Jahre ein von Sorgen und Mühen gedrückter — immer aber von Vertrauen auf Gott ermutigter Vater der kleinen Schar. Unermüdet bettelte und sammelte er und schaffte die Bedürfnisse herbei für die Seinigen und sorgte mit zärtlicher Liebe für ihr leibliches und geistiges Wohl.

Da geschah es, daß in der Nähe der Kirche ein Haus feil war, und auf dieses richtete Poppel seinen Blick. Allein ohne Geld kann man nicht kaufen, und so drohte sein Wunsch unerfüllt zu bleiben. Mittlerweile aber ward (1749) in allen Kirchen der Stadt und Vorstadt gesammelt für alle die, welche durch den Krieg unglücklich und arm geworden waren, und es ging

über alle Erwartung viel ein. Poppel erhielt davon einen hübschen Teil für seine Waisen, und damit brachte er das feilgebotene Haus an sich. Es mußte aber umgebaut werden. Auch damit begann Poppel sogleich. Und wenn dazu das Geld ausging und der Bau ins Stocken geriet, so klopfte Poppel an die Thüren der Reichen und ließ nicht nach zu bitten, bis er bekam, was er brauchte. Der Hausbau kam auf solche Weise bis zur Vollendung, und alle staunten, die ihn sahen. Und nun wischte er sich zum ersten Male den Schweiß von der Stirne und blickte auf sein Werk hin mit einer Freude, die sich nicht beschreiben läßt. Er gab jetzt der Anstalt den Namen „Waisenhaus zu St. Andrä“ und schrieb über die Thür:

Orphano Trophium
auf Gott vertraut
hat mich erbaut,
durch Almosen und milde Gab
den Ursprung ich genommen hab.
Und bin erhebt von Grund heraus
zu einem Armen-Waisenhaus.
Anno Domini MDCCLI.

Poppel starb i. J. 1763 und hatte auf seinem Sterbebett den Trost, eine der wohlthätigsten Anstalten gegründet zu haben für die spätesten Zeiten. Den Lohn dafür wird er oben in Empfang genommen haben. Michael Becker.

216. Der edle Kurfürst von Bayern, Max III.

Das Jahr 1770 brachte für Bayern eine äußerst ernste, traurige Zeit. Die jüngste Ernte war mißraten. Großer Mangel an Getreide trat ein, darunter hatten sowohl der Mittelstand, noch mehr aber die Armen zu leiden. Alles drängte sich massenhaft zu den Brotläden, um den peinigenden Hunger zu stillen. Dem Kurfürsten Max III. hatte man die Not der Unterthanen verheimlicht.

Wie er nun eines Tages wieder nach der Herzogspitalkirche fuhr, bemerkte er einen Haufen Leute, die sich um einen Bäckerladen drängten. Wie staunte er erst, als eine Schar Dürftiger sogar seinen Wagen umringte, die Arme zu ihm emporstreckte und rief: „Hilf, gnädigster Herr, wir müssen verhungern!“ Max antwortete gütig: „Beruhigt euch nur Kinder, ihr sollt gewiß bald Brot bekommen!“ Tief gerührt, gab er einem ihm bekannten Bürger seine Börse, indem er sprach: „Nimm und verwende dies Geld auf Brot für die Armen; sei gerecht und uneigennützig im Austeilen!“

Derselbe Bürger wurde bald darauf nach Verona gesendet, um Getreide anzukaufen; in kurzer Zeit kamen auf Rechnung des Kurfürsten 15000 Schäffel Getreide aus Sizilien nach Bayern. Es wurde an die Armen verteilt oder an Minderbemittelte gegen ganz mäßigen Preis abgegeben, und so der drohenden Hungersnot durch den Edelmut des Kurfürsten abgeholfen. *

217. Die französische Revolution.

Als König Ludwig XVI. im Jahre 1774 auf den französischen Thron kam, hatte in Frankreich Gottesvergessenheit und Verschwendung furchtbar überhand genommen. Ludwig war zwar ein frommer Fürst, aber nicht stark genug, um den Stürmen gewachsen zu sein, die über sein Land hereinbrachen. Der König wollte der Not des Landes abhelfen, und berief 1789 eine Versammlung der Abgeordneten, um mit ihr das Wohl des Landes zu beraten; aber es war zu spät! Es begann in diesem Jahre schon ein Aufruhr — die französische Revolution — und endlich, o der Schande! vergriff sich das verblendete Volk selbst an dem Leben seines Monarchen! Er wurde 1793 samt Gemahlin und Schwester hingerichtet.

Die Strafe blieb nicht aus. Blutmenschen bemächtigen sich der Regierung; alle Gefängnisse waren voll unschuldiger Schlachtopfer. Niemand war in seinem eigenen Hause sicher. Wer Religion und Vermögen hatte, galt für einen Feind des Vaterlandes; ja Tausende wurden täglich ums Leben gebracht.

Viele Fürsten Europas wollten die Ruhe in Frankreich wieder herstellen und zogen mit Heeresmacht gegen dieses Land, wodurch sich zwischen ihm und den benachbarten Völkern furchtbare Kriege entwickelten, die erst im Jahre 1815 beendigt wurden. Nach Schätz.

218. Max Joseph I. König von Bayern.

(1806—1825.)

Max Joseph trat unter schwierigen Zeitverhältnissen die Regierung an; denn rings umher herrschten Kriege, an denen er teilzunehmen gezwungen war. Als Bundesgenosse Frankreichs mußte er seine Heere gegen Österreich und Preußen zu Felde ziehen lassen. In allen diesen Kriegen kämpften die Bayern mit größter Tapferkeit. Viel mußte das bayerische

Heer in Rußland leiden, wohin es im Jahre 1812 mit Napoleon zog. Von 30000 Bayern kamen kaum 3000 in ihr Vaterland zurück. Zur Erinnerung an diese Tapferen ließ Ludwig I. den Obelisk zu München errichten.

Max Joseph verbündete sich aber am 8. Okt. 1813 mit Rußland, Preußen und Österreich gegen Napoleon. In der denkwürdigen Völkerschlacht bei Leipzig vom 16.—19. Okt. wurde Napoleon völlig besiegt. Er eilte nun dem Rheine



zu. Bei Hanau, in der letzten Schlacht Napoleons auf deutschem Boden, besiegelten die tapferen Bayern das von ihrem Könige geschlossene Bündnis. Unter ihrem Feldmarschall Wrede gaben sie ehrenvolle Beweise ihrer großen Tapferkeit.

Bayern ging durch die Weisheit Maximilians aus diesen Kriegen vergrößert hervor. Im Jahre 1806 wurde es zum Königreiche erhoben.

Der König gab seinem Volke eine ständische Verfassung, die Constitution i. J. 1818. Er ward wegen seiner schlichten Einfachheit und Leutseligkeit von seinen Unterthannen innig geliebt und tiefe Trauer erfüllte das Land, als er am 13. Okt. 1825 entschlief. In den heftigsten Stürmen der Zeit und auf den gefahrvollen Wegen seines Lebens wußte er sich stets

drei Dinge zu bewahren: die Güte des Herzens, die Ruhe des Gewissens und die Munterkeit des Geistes. Das schönste Zeugnis legte sein glorreicher Sohn Ludwig I. von ihm ab, als er nach dessen Hinscheiden die trefflichen Worte sprach: „So ein Herz, wie das seine, wird kaum mehr auf einem Throne schlagen."

*

219. König Max I. rettet Joseph Fraunhofer.

Wahrhaft väterliche Liebe hegte der König für sein Volk. Wo er wirkte, sah man nur Spuren der Herzlichkeit, der Liebe und Wohlthätigkeit. Wo ein Unglück sich ereignete, war er hilfreich tröstend und ermunternd nahe. Mitten in der Nacht mußten ihn die Diener wecken, wenn irgendwo Feuer ausgebrochen war; schnell eilte er dann hin, belebte die Arbeitenden und hielt mit seinem Worte die Ordnung aufrecht. Bei solch einem Unglück wurde durch ihn einer der berühmtesten Männer Bayerns der Welt erhalten.

Es erscholl nämlich am Vormittag des 16. Juli 1801 der Jammerruf durch die Straßen Münchens: „Das Glaserhaus im Thiereckgäßchen ist eingestürzt; mehrere Menschen liegen unter den Trümmern." Sogleich war auch der menschenfreundliche Max an der Stelle des Unglücks. Er munterte zur Rettung auf und half selber nach Kräften. Durch solches Bemühen entstieg aus dem Schutte der Glaserlehrling Joseph Fraunhofer aus Straubing. Gerade noch zur rechten Zeit wurde er aus der Einklemmung zwischen zwei Thürpfosten befreit. „Daß Gott erbarm! er ist noch dazu ein armer Waisenknabe", ertönte eine mitleidsvolle Stimme aus den Umstehenden. Da sprach der gute Max: „Er ist kein Waise mehr; ich werde sein Vater sein."

So ist aus dem geretteten Knaben jener große Mann geworden, der durch seine Erfindung der Riesenfernrohre uns die Gestirne des Himmels näher gebracht hat, der berühmte Joseph Fraunhofer, dessen Name im Gebiete der Optik und Astronomie rühmlich in allen Teilen der Welt bekannt ist und gefeiert wird.

*

220. Napoleon.

Napoleon I., der Sohn eines Advokaten von der Insel Corsika, war ein kühner Mann. Er hatte sich der höchsten Gewalt in Frankreich bemächtigt und wurde 1804 Kaiser.

Sein hochfliegender Geist strebte nach der Oberherrschaft in ganz Europa. Begünstigt vom Kriegsglück unterwarf er sich Italien, Spanien, die Niederlande und den größten Teil von Deutschland.

Die meisten deutschen Fürsten wurden gezwungen, dem gewaltigen Napoleon Hilfstruppen zu leisten. Da unternahm er im Jahre 1812 einen Feldzug nach Rußland, der höchst unglücklich für Napoleon endete. Von seinem Heere, welches eine halbe Million Krieger gezählt hatte, kamen kaum 30000 Mann zurück. Das deutsche Volk erhob sich nun gegen seinen Bedrücker.

Nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig 1813 mußte Napoleon abdanken und wurde auf die Insel Elba verwiesen. Zwar kehrte er abermals zurück und stellte sich an die Spitze eines Heeres, wurde aber nochmals besiegt und auf die einsame Felseninsel St. Helena, westlich von Afrika verbannt, wo er am 5. Mai 1821 starb.

Schätz.

221. Charakterzüge aus dem Leben Ludwig I., König von Bayern.

Ludwig von Bayern war ein in jeder Hinsicht außerordentlicher Mann. Die unbegrenzte Achtung die ihm als Regenten gebührt, wird umsomehr zunehmen, je mehr seine Privathandlungen offenbar werden.

Ludwig hatte seinen Mut nicht bloß in Schlachten erprobt, auch die Friedenszeit liefert einen herrlichen Beweis; denn als im Spätjahr 1836 die asiatische Brechruhr zuerst Bayerns Grenze überschritt, gab der Hof nicht etwa das Zeichen zur Flucht, sondern der König harrte heldenmütig in Mitte seines Volkes aus. Vom 16. Oktober bis Mitte Januar wurden über 2000 Personen von der Seuche betroffen, von denen 945 starben. Kein Staatsdiener durfte, bei Verlust seines Amtes seinen Posten verlassen, und so wurde einer Panik*) vorgebeugt und noch größeres Unheil verhütet. Mit männlicher Fassung blickte der Bürger auf das königliche Vorbild und die Krankheit schien weniger furchtbar.

Aber bei der Wiederkehr des Würgengels 1854 fiel seine Gemahlin dem Tode zur Beute. Wie Ludwig die Königin Therese schätzte und liebte, läßt sich aus seinen

*) Panik = plötzlicher, meist unbegründeter Schrecken.

hinterlassenen Worten ersehen: „Keine bessere Mutter gab es, wie auch keine bessere Frau; unübertroffen war ihre Liebe, ihre Gewissenhaftigkeit."

Ordnung und Sparsamkeit bilden einen Grundzug im Leben des Monarchen. Schon als Prinz, da er noch zehn bis zwölf Gulden Monatsgeld erhielt, führte er sein Ausgabenbüchlein und so schrieb er später, als sorgfältiger Rechner, jede kleine wie große Zahlung von zwölf Gulden bis zu einer Million auf.



Als strenger Vater begehrte er, daß seine Kinder ihre Aufgaben ohne Beihilfe machten, und hielt voll Ernst daran fest. Bei jedem Kinderfeste dagegen, das im Odeon gegeben wurde, erschien Ludwig im Kreise der lieben Jugend, lobte ihre Leistungen und ließ Süßigkeiten austeilen.

Sah er sonst etwa einen Knaben vor einem Ladenfenster stehen und mit gierigen Augen die ausgelegten Brote oder Kuchen verschlingen, so klopfte er rasch, ihm alle Taschen voll zu geben, die Bezahlung wolle er schon schicken. So beschenkte er einmal die ganze Ludwigsschule mit Osterkuchen.

Auf äußerst leutselige Weise verkehrte der König mit seinen Unterthanen. Gleich zu Anfang seiner Regierung hatte er das Münzformat verkleinert. Einst an einen Bäckerladen

tretend, machte er die Bemerkung: „Die Semmeln sind aber klein!" Doch die Bäckersfrau erwiderte schnippisch: „Ist ja der Kreuzer auch kleiner geworden!"

Die Züge seiner Nächstenliebe sind rührend, namentlich wenn er sich nicht beobachtet glaubte.

An einem Wintertage traf er einst im englischen Garten eine alte Frau, welcher ein Bündel Reisig, das sie kümmerlich aufgelesen hatte, zu Boden gefallen war. Der König trat auf sie zu und legte ihr mit beruhigenden Worten Stück für Stück auf den Rücken, der Kälte nicht achtend.

Ludwig konnte außerordenlich gütig und liebreich sein, daß man sich gedrungen fühlte, des Königs Hand zu küssen, was er ebensowenig duldete als einen — Kniefall. Ein Weiblein in der Watzmann-Gegend behauptete steif und fest, geträumt zu haben, daß der König ihr mit 6 Kronenthalern aus der Not helfe. Er schenkte der Alten nach ihrem Vertrauen, mit einer spöttischen Bemerkung gegen seine Adjutanten, welche nächstens von 100 000 Gulden träumen zu wollen erklärten.

Als König verwirklichte er alle Träume seiner Jugend. München wurde unter ihm der Mittelpunkt des europäischen Kunstlebens.

Als Friedrich Wilhelm IV. von Preußen beim Besuch der Basilika verlauten ließ, er habe in Ravenna einen wundervollen Mosaikboden angekauft und so billig, rief Ludwig: „Abscheulich! wie kann man die Sache so verschleudern! So was muß bleiben, wo es ist!" Der Preußenkönig versetzte zur allgemeinen Heiterkeit: „Ich merke was, Dich ärgert bloß, daß Du nicht dahinter gekommen bist. Aber ich habe in Berlin niemand, der sich auf so was versteht, und so muß ich den Fußboden selber zusammensetzen." Die Königin nahm hierauf das Wort: „Kann nicht Ludwig einen Mann abgeben?" Der preußische Monarch schüttelte den Kopf: „Die schlechten nützen mich nichts und die guten behält er selbst."

Indem sich der König gern in öffentliche Belustigungen mengte, gab er ihnen eine gewisse Weihe. Bei Künstler- oder Volksfesten fehlte er nie. Alle 7 Jahre eröffneten die Schäffler unter seinen Augen auf dem Residenzplatz den uralt hergebrachten Schäfflertanz; ebenso schaute er regelmäßig dem Metzgersprung im Fischbrunnen am Marienplatze zu.

Für seine Person hatte er wenig oder keine Be-

*) Mosaik = eine aus bunten Steinen, Glas- oder Holzstückchen zusammengesetzte Arbeit.

dürfnisse. Es traf sich wohl, daß er unter dem Residenzthore seinen Lakai nach dem alten Regenschirm zurücksandte, um den neuen zu schonen. Seine Lebensweise war die einfachste. Der Alltagstisch war von dem seiner Bürger wenig verschieden. Er aß jeden Freitag bayerische Dampfnudel mit Sauerkraut und ließ sich bei seinem Aufenthalte in Paris 1867 in der bayerischen Restauration des Ausstellungsgebäudes Knödel vorsetzen.

Vielen zwar schien Ludwig karg, aber er sparte für andere, er sammelte nur für seine großen Zwecke und überbot sich bei Gelegenheit wieder an Großmut. Für sich scheute er jede Ausgabe. So geschah es einst in Nizza, daß man ihm beim Fortgehen aus der Gesellschaft den Hut holen wollte; da rief er: „Sie haben nicht lange zu suchen, nehmen Sie nur den schlechtesten Hut, der ist gewiß der meine!"

Er konnte auch auf Reisen häufig mit einem schadhaften Rock oder mit ausgebesserter Wäsche getroffen werden. Passendere Inventarstücke als der geflickte Rock und das ausgestückte Hemd lassen sich für die vereinigten Sammlungen nicht finden. Sie dienen zur Beglaubigung des einzigen in der Geschichte vorkommenden Zuges, daß ein König für sein Volk sich die äußersten Entbehrungen auferlegt, um mit dem, was er an seiner Person gespart, desto mehr anderen wohlthun zu können. †

222. Maximilian II.

Als König Max II. im Jahre 1848 den Thron bestieg, begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Königreiches, in der Geschichte des bayerischen Stammes. Denkwürdig sind die Worte, welche er bei seinem Regierungsantritte an sein Volk richtete: „Bayern! Mein vielgeliebter Vater und König hat geruht, mir die Krone zu übertragen. Tief ergriffen fühle ich das ganze Gewicht der Verpflichtungen, das er mir auferlegt. In einer Zeit besteige ich den Thron, die mit ihren großen Anforderungen das In- und Ausland mächtig bewegt. Auf Gottes allmächtigen Schutz vertraue ich und auf meinen redlichen Willen, dieser Zeit Gebot zu verstehen und zu vollbringen. Wahrheit will ich in allem, Recht und gesetzmäßige Freiheit im Gebiete der Kirche wie des Staates. Auf der Bayern Treue hoffe ich, auf die seit Jahrhunderten bewährte Liebe zu ihren Fürsten. Bayern, steht mir in

meinem festen Vorhaben bei, Euch auf die Stufe zu erheben, zu der Ihr als ein freies Volk berufen seid, ein Achtung gebietender Staat im einigen, deutschen Vaterlande."

Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Wissenschaften eifrigst zu pflegen. Zu diesem Zwecke berief er namhafte Gelehrte, so den trefflichen Liebig u. a. an seinen



Hof. Er war ein warmer Freund der Schulen, sorgte für wahre Bildung der Jugend und wollte, daß dieselbe zur Frömmigkeit und Gottesfurcht erzogen werde. Nach Kräften suchte er den Handel und das Gewerbe zu heben; zur großen Industrieausstellung 1854 ließ er deshalb den in seiner Art einzigen Glaspalast zu München herstellen. Auch für den Ackerbau bekundete er eine rege Fürsorge und bemühte sich, denselben nach Möglichkeit zu fördern. Da — mitten im unermüdeten Schaffen — wurde er plötzlich am 10. März 1864 vom Tode überrascht. Seine letzten Worte waren: „Unser Herrgott wird es schon recht machen mit mir; ich habe immer das Beste gewollt!"

*

223. Ein Blatt auf den Sarg des besten Königs.

Das war ein Wort, das uns ins Herz geschnitten,
ein Wetterstrahl in blauer Mittagsstunde —
„Tot König Max!" — so bebt's von jedem Munde,
und heiße Thränen sagten, was wir litten.

Der Beste tot in seines Weges Mitten,
den wir geliebt aus tiefstem Herzensgrunde,
der uns geliebt! — Mit seinem Volk im Bunde
ist noch kein König herrlicher geschritten!

Was er für Deutschland war in Sturmeswettern,
was er uns gab von seinen Gottesgaben,
goldstrahlend steht's auf der Geschichte Blättern,
und in den Herzen bleibt es eingegraben
das schöne Wort mit ew'gen Liebeslettern:
„Mit meinem Volke will ich Frieden haben."

Schätz.

224. Königin Marie.

Königin Marie entstammte dem preußischen Herrscherhause. Sie erblickte das Licht der Welt am 14. Oktober 1825. Ihre Kindheit verbrachte sie größtenteils auf dem Lieblingssitze ihrer Familie, auf dem Schlosse Fischbach in Schlesien. Von hier aus holte sich der bayerische Kronprinz Maximilian das in holder Anmut herangeblühte Waldröslein — die liebreizende Prinzessin Marie.

An der Seite ihres königlichen Gemahles — Maximilian bestieg 1848 den Thron — verstand sie es, als erste Frau des Landes voranzuleuchten mit dem Beispiel echter Frauentugend, die auf tiefer, innerer Frömmigkeit beruht. In allen Lebenslagen hat sie getreulich daran festgehalten. Glücklich war sie nur im Kreise ihrer Lieben, und es gab nicht leicht ein schöneres Familienleben wie das am königlichen, bayerischen Hofe.

Aber das innige Band zerriß der Tod ganz urplötzlich. Am 10. März 1864 verschied König Max II. nach kurzem Unwohlsein. Dieses Ableben schlug wohl eine der schmerzlichsten Wunden dem Herzen der edlen Königin. Sie lebte von da an in größter Zurückgezogenheit. Im herrlichen Hohenschwangau und im einsam gelegenen Elbingenalp — im oberen Lechthale — weilte die hohe Frau in den letzten Jahren mit besonderer Vorliebe.

Aus Elbingenalp ist uns eine rührende Begebenheit aus der Zeit ihres Aufenthaltes mitgeteilt worden. Einst wollte der Pfarrer des Ortes einem Kranken die hl. Sterbsakramente reichen, aber er fand augenblicklich niemanden, der das heiligste Sakrament begleitet hätte. Zufällig verrichtete die Königin

ihre Andacht in der Kirche. Sie bemerkt die Verlegenheit des Priesters, steht auf, tritt in den Chor, nimmt Laterne und Glöcklein und bietet sich an, mit ihm zu gehen. Die erstaunten Landleute, die am Felde arbeiten, waren Augenzeugen, wie die greise Fürstin in tiefer Demut den König des Himmels auf dem Wege zur entlegenen Hütte des Kranken begleitete.

Elbingenalp war es auch, wo das Mutterherz der schrecklichste Schlag treffen mußte. Die Königin lag an einer schmerzlichen Gliederkrankheit darnieder, als man ihr die Kunde von dem unerwarteten Tode ihres geliebten Sohnes, des Königs Ludwig II., am 13. Juni 1886 überbrachte. Für solches Weh gab es keinen menschlichen Trost; ihre Kraft suchte und fand sie allein im Gebete. Zusehends kränkelte der Körper, und schon nach 3 Jahren folgte die Mutter dem teuren Verblichenen in die Ewigkeit.

Die echte, treue Landesmutter, im Wohlthun unerschöpflich, hat am Schmerzenslager der Kranken, in der Hütte der Notleidenden, am Fuße des Altares die Stunden ihres Glanzes und ihres Glückes gefunden. †

225. Ludwig II.

bestieg im Jahre 1864 den bayerischen Thron. Glück verheißend schien alles zusammenzuwirken, eine segensreiche Regierungszeit ihm zu sichern.

Was nur schön, edel und erhaben war, das keimte in der Brust des Monarchen und wollte sich zur vollen Blüte entfalten. Darum zeigte das Volk eine begeisterte Verehrung für denselben. Aber leider ward gleich bei Beginn seines Regierungsantrittes Bayern in den Krieg verwickelt, den Preußen mit Österreich führte; an letzteres hatte sich Bayern angeschlossen, darum mußte es auch die Niederlage mit demselben teilen.

Im Jahre 1870 stand Bayern zu Preußen in jenem heißen Kampfe, der zwischen diesem Staate und Frankreich entbrannt war. Siegreich zogen unsere tapferen Heere vom Kriege heim und nahmen rühmlichen Anteil an den Lorbeeren, die sich die deutschen Truppen errungen hatten. Bayerns hochherziger Fürst trug dem damaligen König Wilhelm von Preußen die Krone eines deutschen Kaisers an.

Aber dem jugendlichen Fürsten, der hold erschlossenen Blüte, nahte ein Wurm; heimtückisch nagte eine unheilbare

Krankheit weiter und weiter. Ludwig II. wurde durch dieses schwere Leiden in der Kraft der Jahre dem bayerischen Vaterlande entrissen. Das Volk beweinte schmerzerfüllt seinen Heimgang; denn seine ideal angelegte Natur, seine stets offene



Hand gewann ihm aller Bayern Herzen. Demütig beugte sich sein Volk dem Ratschlusse Gottes, der ihn am 13. Juni 1886 zu sich berief.

Nach Jos. v. Hüther.

226. Das ruhmreiche Jahr 1870.

Napoleon III. erklärte am 19. Juli 1870 unter einem nichtigen Vorwand an Preußens König Wilhelm den Krieg. Die süddeutschen Fürsten, voran Bayerns König Ludwig II. traten auf die Seite Preußens. Mit unglaublicher Schnelligkeit sammelten sich die Streitkräfte Deutschlands. An der Spitze der vereinigten Heere stand König Wilhelm.

Das deutsche Kriegsheer war in drei Armeen geteilt. Die Nordarmee führte General Steinmetz; die in der Mitte stehende befehligte Prinz Friedrich Karl; im Süden stand das Heer unter der Führung des Kronprinzen Friedrich von Preußen; zu dieser Armee gehörten die bayerischen, württembergischen und badischen Truppen.

Napoleon hatte nicht mit der Geschwindigkeit der deutschen Kriegsrüstung gerechnet. So traf ihn nun, ehe er es sich versah, ein furchtbarer Schlag nach dem andern.

Schon am 4. August erstürmten die Preußen und Bayern die ehemalige Festung Weißenburg im Elsaß.

Südwestlich davon bei Wörth stand Frankreichs berühmtester Marschall Mac Mahon*) mit 80000 Mann. Die umliegenden Höhen hatte er mit Truppen und Kanonen dicht besetzt. Hier fand am 6. August die erste große Schlacht statt. Die tapferen Bayern und Preußen eroberten nach heißem, zehnstündigem Kampfe die Höhen im Sturm. In wilder Eile ergriffen die Franzosen die Flucht.

Am gleichen Tage (6. August) eroberte General Steinmetz mit seinem siegreichen Heere die Höhen von Spicheren bei Saarbrücken. Durch diese ersten Siege waren den Deutschen die Thore Frankreichs offen. Nun war der Krieg auf französischen Boden verpflanzt. Mit Mut und Tapferkeit drangen die deutschen Truppen vorwärts von Sieg zu Sieg. †

227. Metz-Sedan.

Die Deutschen wandten sich jetzt gegen Metz. In dieser gewaltigen Festung Lothringens hatte sich die französische Nordarmee, 200000 Mann stark, zusammengezogen.

Ein blutiges Ringen begann zwischen zwei mächtigen Heeren. Bei Colombey*) (14. August), Vionville*) oder Mars*) la Tour (16. August) und bei Gravelotte*) (18. August) fanden entscheidende Schlachten statt. Der blutigste Kampf entspann sich bei Gravelotte; aber auch hier war das Kriegsglück den Deutschen günstig.

Durch diese neuen Siege wurden die Franzosen in die Festung Metz gedrängt; und nun waren sie von den Deutschen völlig umringt.

Da wollte Mac Mahon die Festung entsetzen; aber der Weg ward ihm durch den Kronprinzen von Sachsen versperrt. Nun wurden die Franzosen von allen Seiten umzingelt und auf die Festung Sedan zurückgedrängt. Hier fand am 1. September die letzte große Entscheidungsschlacht statt.

---

*) Sprich: * Mak Mäon, * Colombé, * Wionwill, * Mar la Tur, * Grawlott.

Mit einem mörderischen Kampfe um das Dorf Bazeilles*) begann sie mit dem Morgengrauen. Die tapferen Bayern mußten sechs Stunden lang Haus um Haus erobern; jeder Fußbreit Erde ward mit dem Blute unserer Vaterlandsverteidiger getränkt. Von Norden kamen die Sachsen und Preußen den Bayern zu Hilfe und bildeten einen Ring um den Kampfplatz.

Lange befand sich Napoleon selbst mitten im dichtesten Kugelregen, endlich mußte er sich doch zurückziehen. Abends 5 Uhr war die Schlacht entschieden; die Franzosen mußten sich ergeben; mit ihnen ihr Kaiser Napoleon, dem als Kriegsgefangener der Deutschen das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel angewiesen wurde.

Durch diesen glänzenden Sieg fielen zahllose Geschütze in die Hände der Deutschen. Mac Mahon, 40 Generale, 2800 Offiziere und 80000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht. †

228. Paris.

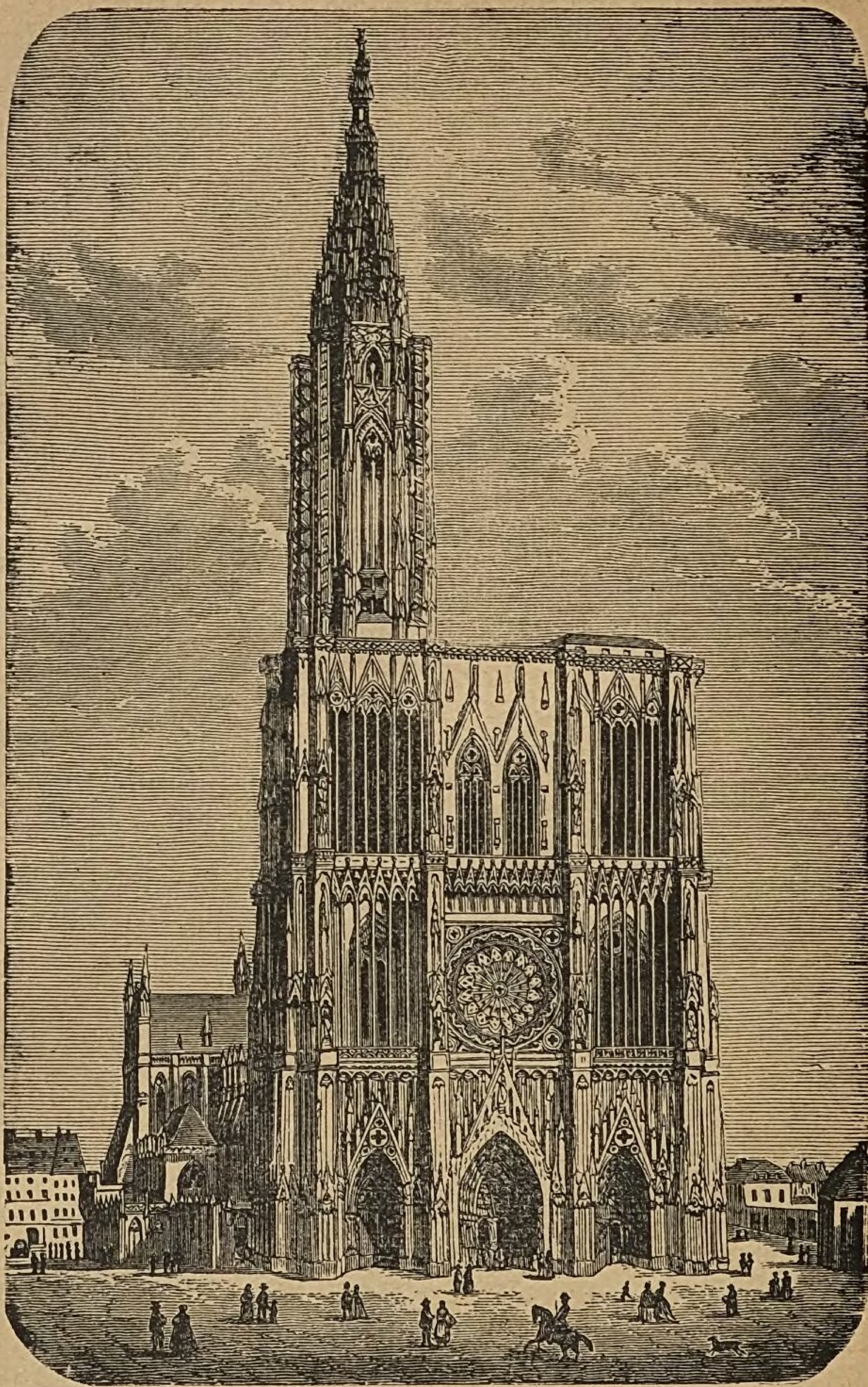
Die siegreichen Deutschen eilten nun unaufhaltsam vor — nach Paris. Am 17. September erschienen sie vor Paris und schlossen es ein. Am 27. September mußte sich Straßburg, am 27. Oktober Metz ergeben, und noch glaubten die Franzosen wenigstens ihre Hauptstadt vor dem Feinde schützen zu können.

Nachdem Napoleon gefangen genommen war, wurde er als Kaiser abgesetzt und Frankreich zur Republik erklärt. Gambetta, der Präsident derselben, der in einem Luftballon aus Paris entfloh, glaubte nun das Belagerungsheer von außen angreifen zu können. Aber die Heere, die zum Entsatze herbeieilten, wurden vernichtet.

Nach dem Weihnachtsfeste, das unsere tapferen Deutschen im kalten Lager feierten, begann Ende Dezember die Beschießung von Paris. In der Stadt selbst trat eine grauenvolle Hungersnot ein. Das Elend stieg aufs höchste. Paris mußte kapitulieren — am 27. Januar 1871. Waffenstillstand ward geschlossen, dem dann der Friede am 10. Mai 1871 zu Frankfurt am Main folgte.

Frankreich mußte Deutschlothringen und Elsaß abtreten und 4000 Millionen Mark (5 Milliarden Franken) Kriegsentschädigung bezahlen. †

*) Basell.



229. Straßburg.

O Straßburg, schöne Münsterstadt,
willkommen fort und fort!
wie strahlst du nun in neuem Glanz,
ein Kleinod in dem deutschen Kranz,
du lang verlorner Hort!

Ja, lang verloren, viel beweint,
wie ward um dich geklagt,
seit welsche List voll Trug und Schmach
dich aus des Reiches Krone brach,
im Raube nur erjagt!

Das deutsche Volk vergaß dich nicht
in allem Groll und Schmerz.
Es blieb in Liebe dir gesinnt
und schloß wie ein verlornes Kind
dich trauernd in sein Herz.

Das deutsche Volk, es hielt an dir,
des Hoffens nimmer matt,
in hundert Weisen, schlicht und sacht,
hat treulich noch es dein gedacht,
der „wunderschönen Stadt".

Glück auf, nun kehrst du uns zurück
in ehrlichem Vertrag,
der dich vom welschen Bann befreit
im ehrenreichen Waffenstreit.
Gepriesen sei der Tag!

O Straßburg, schöne Münsterstadt,
wie sollst du wert uns sein!
Nun leuchtest du in neuem Glanz,
ein Kleinod in dem deutschen Kranz,
die treue Wacht am Rhein! Franz Binder

230. Die Begründung des deutschen Kaiserreiches im Jahre 1871.

Napoleon I. hatte die Uneinigkeit der deutschen Fürsten benützt, um einen nach dem andern von sich abhängig zu machen und einen Bund zu gründen, der unter seinen mächtigen Willen sich beugen mufste. Dadurch sah sich Kaiser Franz II. genötigt, die deutsche Kaiserkrone am 6. August 1806, niederzulegen und damit endete das von Karl dem Grofsen gegründete heilige, römische Reich deutscher Nation. Napoleon wurde zwar sieben Jahre danach gestürzt und auf eine einsame Insel verbannt; allein das deutsche Kaiserreich erhob sich nicht wieder. Statt dessen gründeten die Fürsten den Deutschen Bund, der bis zum Jahre 1866 bestand. Von da an gab

es einen Norddeutschen Bund unter Preufsens Führung, der durch Verträge mit den süddeutschen Staaten verbunden war.

Nun kam das denkwürdige Jahr 1870. Kampfbereit waren die süddeutschen Truppen unter dem Kronprinzen von Preufsen gegen Frankreich gezogen und hatten neben ihren norddeutschen Kameraden in treuer Waffenbrüderschaft die glorreichsten Siege erfochten. Was mehr denn 50 Friedensjahre nicht zustande gebracht hatten, das sprofste jetzt aus der blutigen Saat auf den Schlachtfeldern Frankreichs hervor: die Einigung Deutschlands und die Wiederherstellung des deutschen Kaiserreiches.

Deutschlands Fürsten, ihnen voran König Ludwig II. von Bayern, forderten den König Wilhelm von Preufsen auf, das deutsche Kaisertum wieder herzustellen. Bald darauf erschienen vor dem Könige im deutschen Hauptquartiere zu Versailles die Vertreter des deutschen Reichstages, die ihm die Bitte vortrugen, die Kaiserkrone anzunehmen. Zur Begründung des Reiches und zur Übernahme des Kaisertitels wählte König Wilhelm den 18. Januar 1871. Über die Feier erzählen Augenzeugen folgendes:

In dem glänzenden Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles, wo einst die Siege der Franzosen über die Deutschen gefeiert worden waren, stand in der Mitte ein einfacher Altar, im Hintergrunde befanden sich auf einer Erhöhung Fahnen- und Standartenträger in voller Ausrüstung. Eine glänzende Versammlung hatte sich bereits eingefunden, als der König eintrat, begleitet von dem Kronprinzen, seinem Bruder Karl und den Fürsten des deutschen Reiches. Nach einer kurzen, religiösen Feier schritt der vierundsiebzigjährige König auf die Erhöhung zu, erklärte mit bewegter Stimme, dafs er die Kaiserwürde annehme und erteilte dann dem Reichskanzler Fürsten Bismarck den Befehl, den Aufruf des Kaisers an das deutsche Volk zu verlesen.

So vollzog sich das weltgeschichtliche Ereignis, wodurch das deutsche Reich wieder aufgerichtet und die Kaiserkrone einem neuen Herrscherhause übertragen wurde.

Nach L. Kellner.

Gott und die heiligen Zeiten.

231. Gott.

Wer hat den Sand gezählt,
welcher im Wasser haust?
Wem hat kein Blatt gefehlt,
wann der November braust?
Wer weiſs im Januar,
wie viel der Flocken wehn,
wie viele, auf ein Haar,
Tropfen aufs Weltmeer gehn?

Wer miſst den Ozean,
wo er am tiefsten flieſst?
Wer kann die Strahlen fahn,
welche die Sonne schieſst?
Wer holt das Lichtgespann
fliegender Blitze ein?
Nenne den Wundermann;
keiner mag gröſser sein.

Gott ist der Ohnezahl,
vor dem die Zahl vergeht,
der durch den Sternensaal
Sonnen wie Flocken weht.
Gott ist der Überall;
Gott ist der Ohnegrund,
schneller als Licht und Schall,
tiefer als Meeresgrund.

Sandkörner zählest du,
nimmer die Freundlichkeit,
Weltmeere missest du,
nie die Barmherzigkeit,
Sonnenstrahl holst du ein,
nimmer die Liebe doch,
womit sein Gnadenschein
Sündern entgegenflog.

E. M. Arndt.

232. Sonntag auf dem Lande.

„Am siebenten Tage ruhte Gott und bestimmte diesen Tag auch für die Menschen zu einem hl. Ruhetag!“

Willst du den Sonntag in seiner vollen, heiligen Kraft sehen, so bleibe nicht in der Stadt, sondern gehe aufs Land. Die ganze verflossene Woche über hat jung und alt strenger

Arbeit sich unterzogen. Im Schweiße des Angesichtes haben sie die Erde bebaut. Am Sonntage ruhen Hände und Werkzeuge. Es herrscht größere Stille als an den gewöhnlichen Tagen. Die Glocke gibt das erste, dann das zweite Zeichen zur Versammlung in der Kirche.

Aus den Häusern geht hervor klein und groß, jung und alt, Vater und Sohn, Mutter und Tochter mit Blumensträußen am Hute oder vor der Brust, mit sonntäglichem, heiterem Antlitze, neu belebt, in den Feierkleidern. Alles strömt zur Kirche, im Hochamte den Versöhnungstod Jesu zu feiern und das Wort Gottes zu hören.

Aber auch der, welcher nicht das Glück hat, zu dieser Zeit im Dorfe zu sein, der Hirt, der Schäfer oben auf der Alpe, weiht die ersten Stunden des Tages dem Herrn. Er nimmt Anteil am heiligen Meßopfer, dessen Hauptteile ihm die Glocken verkünden. Er singt:

Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur,
noch eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie ich hier.
O süßes Grau'n! Geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungeseh'n
und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn. (Uhland.)

Dr. F. A. Staudenmaier.

233. Der entlassene Matrose.

An einem Sonntage des Februars 1831 verlangte der Kapitän des auf dem Mississippi in Nordamerika fahrenden Dampfbootes Helen M'Gregor von einem seiner Matrosen, dafs er ihm Frachtgüter umlade. Der Matrose erklärte, es sei gegen sein Gewissen, am Sonntag unnötige Arbeit zu thun. Der Kapitän meinte, so weit westlich am Mississippi gelte die Verordnung bezüglich des Sonntages nicht; der Matrose aber erwiderte ihm, dafs er sich überall an die Heilighaltung des Sonntages gebunden fühle.

»So geh' ans Land und schaffe einen Vertreter herbei!« sprach der Kapitän. »Was ich für mich als Sünde betrachte, darf ich keinem andern zu thun zumuten und darum kann ich auch diesen Auftrag nicht vollziehen.« »So bist du auf der Stelle entlassen!« sprach der Kapitän und schickte den Matrosen sofort hinweg.

Der Matrose ging und dachte betrübt: »Wie, sollte das der Lohn sein, dafs ich Gottes Gebot getreu gehalten habe?«

Und, siehe, es war in der That seine Entlassung der Lohn für die gewissenhafte Sonntagsheiligung. Nach einigen Tagen zersprang der Kessel des Dampfbootes, auf dem er gedient hatte, und der gröfste Teil der Arbeiter und Matrosen auf demselben verlor sein Leben.

Ludwig Mehler.

234. Die christliche Hausfrau.

Zur Zeit der Teuerung lebte in einer kleinen Stadt ein Gewerbsmann, der grofse Not litt. Er wurde darüber trübsinnig und klagte fortwährend so bitter über sein Elend, dafs man es fast gar nicht hören konnte. Seine fromme Frau suchte ihm in seiner Trübseligkeit zuzureden und ihn aufzuheitern. Obgleich ihr die Not auch sehr zu Herzen ging, liefs sie äufserlich doch nichts merken, um den Mann nicht ganz in Kleinmut versinken zu lassen. Aber es war alles umsonst.

Eines Morgens aber war die Frau selber ganz traurig und niedergeschlagen. Ihr Mann hatte sie nie so gesehen und fragte sie, wo es ihr fehle. Sie wollte zuerst keine Antwort geben; als aber der Mann ihr mit Fragen keine Ruhe liefs, sagte sie endlich: »Ich habe die letzte Nacht einen gar traurigen Traum gehabt. Es hat mir geträumt, der liebe Herrgott sei gestorben, und alle Engel seien ihm mit der Leiche gegangen und haben bitterlich geweint. Auch mir hat es fast das Herz abgedrückt, dafs Gott hat sterben müssen, und es liegt mir jetzt noch schwer auf der Seele.«

»Ei, wo denkst du hin, liebe Frau,« antwortete der Mann, »sei doch vernünftig; der Herrgott kann ja gar nicht sterben!« Da wurde das Antlitz der Frau wieder fröhlich. Sie nahm beide Hände des Mannes in die ihrigen, sah ihn freundlich an und sprach: »Also glaubst du ganz gewifs, dafs der liebe Gott noch lebe?« Verwundert über die seltsame Rede seiner Frau sagte der Mann: »Freilich lebt Gott noch; wie kannst du nur so kindisch reden?« Darauf sah die Frau ihn noch inniger an und sagte: »Ei nun, wenn der liebe Gott noch lebt, der uns schon vierzig Jahre erhalten und ernährt hat, warum hast du denn kein Vertrauen zu ihm, dafs er uns noch ferner erhalten und ernähren werde?«

Und wie die Frau so zu dem Manne redete, so redete ihm auch Gott innerlich zu. In seiner Seele wurde es ihm

auf einmal leicht; nach langer Zeit fing er zum erstenmal wieder an zu lächeln und sprach: »Ja, Frau, du hast recht; du bist besser und christlicher als ich; ich will in Zukunft mehr auf Gott vertrauen!« So that er auch, und sein Vertrauen ist nicht zu Schanden geworden.

235. Die gute Meinung.

Ein bekannter Jugendfreund sprach einst mit einem Buchdruckergehilfen über dessen Seelenangelegenheiten. Plötzlich fragte der Pater: „Hätten Sie wohl Lust ein Heiliger zu werden?" Der junge Mensch war in Verlegenheit, was antworten. „Das ist nicht so schwer," fuhr der Priester fort, „wenn sie nur wollen." — „Aber wie soll ich das machen?" — „Sehr einfach; Sie sind Schriftsetzer, nicht wahr? Wie viele Hundert Buchstaben setzen Sie an einem Tag? Wenn Sie sich nun daran gewöhnten, jeden dieser Buchstaben aus Liebe zu Gott und für Gottes Ehre zu setzen, so hätten Sie jeden Tag viele gute Werke für den Himmel vollbracht und doch in derselben Zeit Ihre Arbeit gethan."

Und nun erklärte er ihm, wie wichtig die gute Meinung sei und wie man diese erwecken müsse. Der Schriftsetzer schüttelte mutlos den Kopf und meinte, das gehe wohl schwer, aber er versprach wenigstens, es zu versuchen.

Nach einigen Wochen kam der Priester wieder mit dem jungen Mann zusammen, ohne sich sofort des früheren Gesprächs zu erinnern.

„Es geht, es geht vortrefflich," rief ihm der Buchdrucker zu, „es wird mir immer leichter." —

„Ja, was denn?" fragte der Pater. „Sie haben mir gezeigt, wie man ein Heiliger wird," antwortete der brave, junge Mann, „und ich habe es die Zeit hindurch versucht, es geht ganz gut."

Nach Möhler.

236. Haydns geistiges Stärkungsmittel.

Haydn war einst in einer Gesellschaft, in der sich zu gleicher Zeit noch mehrere, namhafte Tonkünstler befanden. Es wurde die Frage aufgeworfen: was wohl die innere Kraft, wenn sie durch die anhaltende Arbeit ermattet sei, am schnellsten und besten stärken könne. Einer von den anwesenden Tonkünstlern sagte, in solchem Falle helfe er sich mit einer Flasche Champagner; ein anderer äußerte, er suche

sich, wenn er sich abgespannt vom Arbeiten fühle, wieder aufzumuntern in der Gesellschaft. Haydn, den man jetzt auch befragte, welches Stärkungsmittel denn er bei seinen vielen Arbeiten gebrauche, antwortete bescheiden, er habe in seiner Wohnung eine kleine Hauskapelle; dahin gehe er und bete, wenn er sich ermattet fühle. Und dieses Mittel habe seine stärkende Wirkung bei ihm noch niemals verfehlt.

Dr. G. H. v. Schubert.

237. Der Mönch und seine Arbeit.

In einem Kloster lebte ein Mönch, der des Abends immer eine große Mattigkeit und Abspannung verriet. Der Abt fragte ihn einst nach der Ursache derselben. „Ach," antwortete der Mönch, „ich habe jeden Tag so vieles zu thun, daß meine Kräfte nicht hinreichen würden, wenn die Gnade Gottes mich nicht stärkte. Ich habe zwei Falken zu zähmen, zwei Hasen aufzuhalten, zwei Sperber abzurichten, einen Lindwurm zu bezwingen, einen Löwen zu bändigen und einen Kranken zu pflegen." — „Ei," sagte der Abt, „das sind thörichte Klagen; solche Geschäfte werden keinem Menschen zu gleicher Zeit aufgegeben, und in meinem Kloster habe ich nie etwas von solchen Pflichten der Brüder gehört." —

„Und doch, ehrwürdiger Herr," versetzte der Mönch, „habe ich keine Unwahrheit geredet. Die zwei Falken sind meine Augen; die muß ich mit großer Sorgfalt bewahren, damit ihnen nicht etwas gefalle, was meiner Seele schaden könnte. Die zwei Hasen sind meine Füße; die muß ich beständig zurückhalten, daß sie nicht nach schädlichen Vergnügungen laufen und den Weg der Sünde wandeln. Die beiden Sperber sind meine Hände; die muß ich zur Arbeit abrichten und antreiben, damit ich mich selbst und meinen notleidenden Mitbruder speisen und laben kann. Der Lindwurm ist meine Zunge; die muß ich beständig im Zaume halten, daß sie nichts Ungebührliches rede oder unnütze Worte spreche. Der Löwe ist mein Herz, mit dem muß ich fortwährend im Kampfe liegen, damit nicht Eitelkeit und Eigenliebe es erfülle, sondern Gottes Geist in ihm wohne und wirke. Der Kranke ist mein eigner Leib, der eigensinnig bald dieses, bald jenes verlangt und nicht fragt, ob das Verlangte auch heilsam sei für die wahre Gesundheit und das ewige Leben. Das alles mattet mich täglich ab."

Mit Verwunderung hörte der Abt diese Erklärung des Mönches und sagte zu ihm: „Mein Bruder, du arbeitest in dem Weinberge des Herrn; er wird deine Mühe belohnen und deine Mattigkeit mit ewiger Mahlzeit erquicken.

Heinrich Caspari.

238. Das Kirchenjahr.

Das christliche Jahr zerfällt in drei große Zeiten nach den drei Hauptfesten Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Später kam das Fest Allerheiligen und Allerseelen als Schluß des Jahres hinzu; daher die vier Zeiten, Quatember. Jedes der großen Feste hat eine Vorfeier und eine Nachfeier, jene, damit wir uns im Innern auf das Fest vorbereiten, diese, damit wir den Geist desselben in uns verwirklichen und im Leben darstellen. Den hohen Festen der Kirche liegen überall die Thaten des großen Gottes zu Grunde: dem Weihnachtsfeste die That der Menschwerdung Gottes, dem Osterfeste die That der Welterlösung, dem Pfingstfeste die That der Ausgießung des heiligen Geistes und der Stiftung der Kirche. Die Feste Allerheiligen und Allerseelen deuten auf den endlichen Ausgang der Dinge in der Zeit und auf das allgemeine Weltgericht, worauf das ewige Leben folgt.

Sonst ist das christliche Jahr noch in Mondes-, Wochen- und Tageszeiten eingeteilt. Fast jeder Monat ist einem der zwölf Apostel, welche die Säulen der Kirche sind, geheiliget. Die Woche hat sieben Tage, welche die Zeit der Weltschöpfung vorstellen. Sie beginnt mit dem Sonntage, als dem Tage der Auferstehung Christi, welcher Tag für uns an die Stelle des alten Sabbats, des göttlichen Ruhetages, getreten ist. Jeder Tag des Jahres führt den Namen eines oder mehrerer Heiligen, und in früherer Zeit insbesondere hielt man diese Bezeichnung überall auch bei in öffentlichen Verträgen, in Urkunden und Briefen. In unserer Zeit hat diese schöne Sitte so ziemlich aufgehört.

Nach Dr. F. A. Staudenmaier.



239. Das heilige Weihnachtsfest.

Nachdem uns die heilige Kirche während des Advents zu einer würdigen Vorbereitung auf die Geburt des Heilands gemahnt und angeleitet hat, siehe! da kommt endlich der ersehnte Tag und erfüllt die Herzen der Gläubigen mit Freude und Frohlocken.

In der hl. Weihnacht ertönt die frohe Botschaft des Engels: »Ich verkünde euch eine grofse Freude;

denn heute ist euch in Davids Stadt der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr!«

Der Priester tritt wieder in dem weißsen Gewande der Unschuld vor den Altar; ergreifend ertönt der Gesang, namentlich wenn in den Räumen des Tempels wieder das »Gloria« erschallt, welches die himmlischen Heerscharen bei der Geburt des Erlösers gesungen. Deswegen wird auch die erste heilige Weihnachtsmesse das Engelamt genannt. Die zweite heilige Messe, welche beim Anbruch des Tages gefeiert wird, heißst das Hirtenamt, weil in dem Evangelium desselben die Anbetung Christi durch die Hirten vorgelesen wird. In ihr wird die geheimnisvolle Geburt Jesu in den Herzen der Gläubigen gefeiert, indem die Hirten, welche Jesum suchten und fanden, alle Gläubigen vorbilden. Die dritte heilige Messe wird am hellen Tage gelesen. Sie ist die Feier der ewigen Geburt Christi vom Vater, woran die Gläubigen durch das Evangelium vom ewigen Worte und vom Lichte der Welt erinnert werden.

Zur Weihnachtszeit weiset uns auch die Natur sinnvoll auf die Feier der Geburt Christi hin. Die Sonne steigt wieder höher; die Tage werden allmählich länger und die Nächte kürzer; die ganze Schöpfung geht einem neuen Leben entgegen. So hat sich auch mit der Ankunft Christi, der Sonne der Geister, alles zum Bessern gewandt. Sein Licht vertreibt die Finsternis der Sünde, und durch die Strahlen seiner Gnade wird unsere Seele erneut und zum Guten gekräftigt.

Dr. F. A. Staudenmaier.

240. Weihnachtslied.

1. Welche Morgenröten wallen
Himmelab in stiller Nacht!
Seh' ich Sonnen Gottes fallen?
Nein, der Heere Gottes Macht
Hält bei frommen Hirten Wacht,
Und des Engels Worte schallen:
„Zaget nicht! Denn große Freud'
Ist euch widerfahren heut!

2. Christus ward euch heut geboren,
Euer Heiland, euer Herr!
Davids Stadt hat er erkoren,
Und in Windeln lieget er,

In der Krippe liegt der Herr!
Jedem Volk ward er geboren,
Hochgelobet in der Zeit,
Hochgelobt in Ewigkeit!“

3. Ach, was können wir dir bringen,
Dir, dem Herrn der Herrlichkeit?
Unsre Liebe soll dir singen,
Dir sei unser Herz geweiht,
Unser Wille dir bereit!
Gib zum Wollen das Vollbringen!
Laß uns dein sein in der Zeit!
Dein, o Herr in Ewigkeit! Frdr. Leop. v. Stolberg.

241. Die Legende vom Weihnachtsbaum.

In der heiligen Nacht, in welcher uns zu Bethlehem der Heiland geboren wurde, freuten sich dessen nicht allein die Menschen, die Hirten auf dem Felde, denen Engel die Geburt des Erlösers verkündeten, und die drei Weisen des Morgenlandes, denen ein goldener Stern das Wunder anzeigte, sondern ebenso die Blumen der Au, wie die mächtigen Bäume, die in der Nähe des Stalles wuchsen, wo das Jesuskindlein, von Engeln bewacht, in der Krippe lag. Sie alle wollten es schauen und grüßen; sie streckten und dehnten sich, um nur einen Blick in den ärmlichen Stall, der nun zum lichten Gottestempel geworden war, werfen zu können.

Durch die Gräser und Blüten, die Kronen der Bäume ging ein Weben und Wehen, ein Rauschen und Flüstern, das gleich dem Beten der Menschen Freude über das himmlische Wunder kündete.

Dem Stalle am nächsten standen drei Bäume, eine stattliche Palme, ein duftender Ölbaum und eine einfache, grüne Tanne. Das freudige Rauschen ihrer Zweige und Blätter wurde immer mächtiger. „Komm“, sprach die Palme zu dem Ölbaume, „auch wir wollen dem Jesuskind unsere Gaben bringen!“ — „Nehmt mich mit“, flüsterte leise und bescheiden die Tanne. Verächtlich schauten die beiden stolzen Bäume auf ihre einfache Schwester, dann sagte die Palme: „Was könntest denn du dem Gotteskindlein bieten, hast ja nichts „als deine spitzen, stechenden Nadeln!“

Da zog sich die arme Tanne beschämt zurück und wagte kaum noch, einen schüchternen Blick auf das schöne Kindlein zu werfen, das von lichtem Glanze umflossen war.

Doch eines der Englein, die bei dem Jesuskinde wachten, hatte das Gespräch der Bäume, auch die harten Worte der stolzen Palme gehört und empfand Mitleid mit dem armen Tannenbaume. Es beschloß in seiner Engelsgüte ihm zu helfen.

Nun nahm die Palme das prächtigste Blatt ihrer Krone und legte es vor der Wiege nieder. „Es soll dein Fächer sein, holdes Kindlein, und dir Kühlung zuwehen“, sprach sie.

Der Ölbaum aber ließ aus seinen saftigen Oliven wohlriechendes Öl niederträufeln, das die Krippe mit den süßesten Düften durchwehte. Recht traurig, aber doch ohne Neid, sah dies die Tanne mit an und sagte leise zu sich selbst: „Meine Schwestern haben recht, ich bin wirklich recht armselig, und nicht einmal wert, mich vor dem Gotteskinde zu zeigen!“ Scheu wollte sie sich zurückziehen und hinter die anderen Bäume verbergen. Da trat der Engel zu ihr heran und sprach: „Ich habe Mitleid mit dir, und da du dich in deiner Bescheidenheit selbst erniedrigst, so werde ich dich erhöhen, und schöner schmücken als deine Schwestern es sind!“

Dann blickte der Engel hinauf nach dem klaren, tiefblauen Himmel, an dem unzählige, goldene Sternlein funkelten. Er winkte, und siehe da! ein Sternlein nach dem anderen flog zur Erde herab und alle ließen sich auf den grünen Zweigen der Tanne nieder, und so ward sie mit vielen, vielen strahlenden Lichtlein geschmückt. Nun erwachte das Jesuskindlein, doch achtete es nicht der schönen Fächerpalme, noch der Wohlgerüche, die die Luft erfüllten, sondern seine Äuglein hingen nur an dem wunderschönen, lichtschimmernden Tannenbaume. Dabei lächelte es und streckte die kleinen Arme verlangend ihm entgegen.

Der gute Tannenbaum wurde darob gar glücklich und froh, doch keineswegs stolz; er bemühte sich sogar, mit seinem Lichterglanze die Schwestern, welche nun beschämt im Dunkeln standen, zu verklären und vergalt so Böses mit Gutem. Da sprach der Engel mit freundlicher Milde:

„Das soll dir gelohnt werden, du einfacher, grüner Baum! Fortan sollst du berufen sein, das Fest unseres Herrn, des Gottessohnes, zu verherrlichen mit deinem immergrünen Kleide und den sternhellen Lichtern, welche die Menschen zum Andenken an diese heilige, geweihte Nacht auf der ganzen weiten Welt und Jahr um Jahr entzünden werden. Wie werden die Kleinen jubeln und sich an dir erfreuen! Und die Großen, die reinen Herzens sind, sollst du zurückführen in die goldenen Tage ihrer Kindheit.

Dies soll fortan deine Aufgabe und dein Lohn sein, du schöner, du herrlicher Weihnachtsbaum!“ *

242. St. Hermann Joseph.

Sankt Hermann Joseph war zu Köln geboren. Seine Eltern waren anfangs wohlhabend, verarmten aber wegen Ungunst der Zeitverhältnisse. Infolgedessen ging es ihrem Söhnlein in den Tagen der Kindheit sehr hart; denn oft

konnte sich Hermann kaum halb satt essen und mufste bisweilen nüchtern in die Schule gehen. Aber er war zufrieden, still und sittsam und trug schon frühe in seinem Herzen eine grofse Liebe für Maria, die Mutter Gottes. Er konnte noch nicht fertig sprechen, als er bat, man möge ihn lehren, wie er sich derselben morgens und abends empfehlen solle.

Begierig nach den Lehren des Glaubens eilte er freudig der Schule zu, trat aber jedesmal erst in die Kirche, an welcher sein Weg vorüberführte. Hier kniete er vor einem Bilde Mariens nieder, die das Jesuskind auf den Armen trug. In kindlicher Weise klagte er sein Leid und seine Not und sagte gar oft: »Ich möchte wohl länger bei euch bleiben, aber es ist Zeit, dafs ich gehe; gebt mir euren Segen und vergefst mich nicht, bis ich wieder komme!«

Wenn die Jahreszeit darnach war, so brachte Hermann bei diesen Besuchen Blumen mit und legte sie vor dem Bilde nieder. Lächelnd schaute er dann auf und rief aus der Tiefe seiner Seele: »Wie freut es mich, dafs ich wieder bei euch bin! Niemand hat mich noch so liebreich angesehen wie ihr; darum bin ich auch am liebsten bei euch!«

Einst hatte Hermann einen schönen, roten Apfel erhalten. Auch mit diesem ging er zu dem Marienbilde. In seiner Herzenseinfalt betete er nun, die Mutter Gottes wolle doch so gut sein und den Apfel von ihm annehmen. Er erhob sich zum Bilde, so weit er konnte, und reichte demselben den Apfel hin. Und siehe! die Mutter Gottes im Bilde streckte ihre Hand aus und nahm die Gabe freundlich an.

Als Hermann zwölf Jahre alt war, trat er in das Kloster zu Steinfeld, bediente dort eine zeitlang die Ordensgeistlichen und wurde dann später in ihre Zahl aufgenommen. Wegen seiner lilienreinen Unschuld erhielt er den Namen Joseph, den er mit Ehren bis zu seinem Tode (7. April 1241) getragen hat.

G. Görres.

243. Der Kreuzweg.

Keine Stätte flöfst dem Christen gröfsere Ehrfurcht ein als jener Leidensweg in Jerusalem, den der göttliche Heiland kreuzbeladen und schmachbedeckt vom Hause des Pilatus bis zur Höhe des Kalvarienberges gewandelt ist. Liegende Säulenschäfte oder eingemauerte Steine kennzeichnen noch heute vierzehn Stellen, an die sich besonders traurige Erinnerungen aus dem Kreuzwegleiden des Herrn knüpfen. Schon in den ältesten Zeiten war dieser Kreuz-

weg das Ziel frommer Wallfahrer, noch mehr aber, seit die heilige Helena das Kreuz Christi aufgefunden und in einer Kirche auf Golgatha zur Verehrung hatte aufstellen lassen. Weil die Pilger an den vierzehn Stellen Halt — statio — machten, um an jeder ihre Andacht zu verrichten, nannte man diese Stellen Stationen. Später pilgerten Christen aus allen Gegenden nach diesen heiligen Stätten, um durch lebendige Vergegenwärtigung dessen, was Christus da gelitten, den Bufsgeist in sich zu wecken und anzufachen.

Seit dem fünfzehnten Jahrhunderte errichteten Franziskaner, die in Jerusalem den heilsamen Besuch des Kreuzweges liebgewonnen hatten, in ihrer Heimat Nachbilder desselben. Andere ahmten den frommen Gebrauch nach. Heutzutage trifft man solche Kreuzwege fast in jeder Pfarrei, in Kirchen, Kapellen oder unter freiem Himmel.

Viele Päpste haben die Kreuzwegandacht empfohlen und mit Ablässen begünstigt. Sie ist eine der heilsamsten Übungen, besonders in der Fastenzeit, um Christum lieben und die Sünde hassen zu lernen. Und der Heiland selbst ladet uns durch den Mund des Propheten liebevoll dazu ein, indem er spricht: »O ihr alle, die ihr vorübergeht am Wege, gebet acht und schauet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze!« **Kinderfreund.**

244. Die Karwoche.

Die letzte Woche der Fastenzeit führt den Namen Karwoche. Da legt die Kirche in tiefster Trauer auch ihren letzten Schmuck ab bis zur gänzlichen Entkleidung der Altäre. Es ertönen nun ergreifende Klagelieder; zuletzt schweigen Orgel und Glocken, damit uns nichts in der Betrachtung des leidenden und sterbenden Heilandes störe und diese Stille um so mächtiger auf unser Gemüt wirke.

Die Karwoche vergegenwärtigt uns die Hauptereignisse am Lebensende Jesu: seinen feierlichen Einzug in Jerusalem am Palmsonntage, die Einsetzung des allerheiligsten Altarssakramentes am Gründonnerstage, sein Leiden von Gethsemane bis zum Tode auf Golgatha am Karfreitage und seine Grabesruhe am Karsamstag.

Der Palmsonntag eröffnet die grofse Woche, wie die Kirche sie nennt. Er hat seinen Namen von den Palmzweigen, die an diesem Tage geweiht werden zum Andenken an jene Palmzweige, welche das Volk unter Hosannarufen vor Jesus, dem Friedensfürsten, ausbreitete und als Zeichen des Triumphes in den Händen trug.

Während dieser Woche wird die Leidensgeschichte Jesu, die Passion, gelesen und zwar am Sonntag nach Matthäus, am Dienstag nach Markus, am Mittwoch nach Lukas und am Karfreitage nach Johannes. Bei den Worten: »Jesus gab seinen Geist auf«, kniet der Priester kurze Zeit in stiller Betrachtung des Todes Jesu nieder.

In manchen Kirchen wird an den letzten Tagen der Karwoche die sogenannte Trauermette abgehalten. Sie besteht hauptsächlich aus Psalmen und aus den Klageliedern des Propheten Jeremias. Dabei brennen am Hochaltare sechs Kerzen und auf einem Leuchter, der die Form eines Dreiecks hat, fünfzehn. Diese Kerzen werden nach und nach ausgelöscht zum Zeichen, dass die Jünger den Heiland bei seinem Leiden, einer nach dem andern, verlassen haben. Nur die oberste Kerze auf dem Leuchter bleibt brennen. Als Sinnbild Jesu Christi wird sie hinter den Altar getragen und zum Schlusse der Andacht wieder hervorgebracht, um dadurch den Tod und die Auferstehung Jesu darzustellen. Das Geräusch, welches zuletzt von hölzernen Klappern erschallt, erinnert an das Erdbeben beim Tode Jesu.

Alle diese tiefernsten Zeremonien gemahnen zu herzinniger Teilnahme am Leiden Jesu, das er um unserer Sünden willen freiwillig auf sich genommen hat. In die Grabesruhe des Karsamstags mischt sich schon ein Vorgefühl der kommenden Osterfreude. Unter überaus sinnreichen Zeremonien nimmt die Kirche die Weihe des Feuers, des Weihwassers, der Osterkerze und des Taufwassers vor. Die Allerheiligenlitanei wird gesungen, das Gloria zum ersten Male wieder angestimmt, die Glocken läuten aufs neue, und der Priester singt dreimal mit erhöhter Stimme das Alleluja.

Nach F. Coeper.

245. Das Beichtgeheimnis.

Es mögen jetzt 40 Jahre her sein, da ging der katholische Pfarrer einer kleiner Gemeinde in der Nähe der großen, russischen Stadt Kiew abends rasch zum Hause hinaus. Ängstlich fragte ihn die alte Haushälterin, wohin er sich so spät noch begebe.

„Ich komme bald zurück,“ erwiderte der junge Geistliche ziemlich aufgeregt, indem er sich eiligst zur Thüre wandte.

„Hochwürden, ich wollte noch bemerken, daß Ihr Gewehr nicht an seinem Platze ist,“ rief sie ihm noch nach.

„Ach was, das Gewehr" — „das wird sich schon finden", sagte er hastig und verschwand im Dunkel der Nacht.

Bedenklich schüttelte die Alte den Kopf und murmelte vor sich hin: „Hochwürden war heute so sonderbar, ich kann es gar nicht begreifen."

Indessen schritt der Pfarrer dem Walde zu. Dort harrte ein Fuhrwerk, das ihn nach zweistündiger Fahrt in eine ansehnliche Stadt brachte. Vor einem stattlichen Hause wurde halt gemacht. Hier nahm nun der Priester die Taufe des Sohnes eines russischen Beamten vor; letzterer trachtete ängstlich seine Zugehörigkeit zum katholischen Glauben vor den Schismatikern*) zu verbergen.

Deswegen nahm er nach vollzogenem Taufakt dem Priester das feierliche Versprechen ab, ihn ja nicht zu verraten, da er sonst um Amt und Brot käme. „Ich flehe Sie an, schweigen Sie und denken Sie an meine armen sechs Kinder." „Ich brauche es Ihnen nicht erst versprechen," erwiderte der Geistliche, „ich schweige, — schweige unter allen Umständen; darauf gebe ich Ihnen mein priesterliches Wort.

Eine Viertelstunde später rasselte das Fuhrwerk wieder dahin durch die Nacht.

Dem Priester ward es so eigentümlich um's Herz.

Fester umfaßt er den Rosenkranz, betet und betet, bis der Schlitten wieder am Waldsaum hält. Er eilt seiner Wohnung zu und glaubt glücklich unbemerkt sein Haus erreicht zu haben, da eilt ihm schon die alte Martha entgegen und ruft unter Thränen: „O Herr Pfarrer, wie lange wartet man schon auf Sie! Man hat den Ökonomen Pietrow erschossen gefunden." —

„Meinen Vetter?" rief der Pfarrer erschrocken aus.

„Ja, den Mann ihrer Nichte", bestätigte die Alte.

„Man wollte es Ihnen anzeigen, der Mesner war mit einigen Begleitern wenigstens ein halbes dutzendmal hier, und ich habe ihm feierlich versichern müssen, daß der Herr nicht anwesend ist."

„Hat Pietrow noch einige Zeit gelebt?"

„Nein, er war tot, als man ihn fand."

---

*) Schismatiker nennt man jene morgenländischen Christen, welche sich 1254 von der abendländischen Kirche trennten, sie erkennen den Papst zu Rom nicht als Oberhaupt an.

„In Gottes Namen!“ Damit schritt der Pfarrer die Treppe hinauf. Wenige Minuten hernach schlief er fest. Doch kaum eine Stunde später — als er wieder erwachte, stand ein russischer Polizeibeamter, samt ein paar Kosaken*) vor dem Lager des Geistlichen.

„Sie sind verhaftet,“ sagte der erstere, „stehen Sie sofort auf!“

Unverzüglich zum Untersuchungsrichter gebracht, erhielt der Geistliche die Kunde, er sei wegen Verdachtes des Mordes an dem unglücklichen Bauern verhaftet. Sein Gewehr war, noch von Pulverdampf geschwärzt, in der Sakristei gefunden worden.

„Wie ist das Gewehr in die Kirche gekommen? —

Wie kam es aus Ihrem Zimmer? Wer hat es weggenommen? Wer abgeschossen?“ Auf alle diese Fragen hatte der Pfarrer nur die Antwort: „Ich weiß es nicht.“

Aber diese Antwort gilt eben bei Gericht nicht viel.

Der Beamte fragte jetzt laut und bestimmt:

„Herr Pfarrer gestehen Sie es, Sie haben den Pietrow erschossen?“

Der Pfarrer blickte ruhig und majestätisch auf und sprach: „Gott weiß, ich habe eine solche That nicht begangen, ich weiß nichts davon, ich bin unschuldig!“

„Hatten Sie mit dem ermordeten Mann ihrer Nichte früher Wortwechsel und Streit?“ fragte der Beamte weiter.

„Ich war gegen die Heirat, weil ich wußte, daß meine Nichte mit diesem Manne nicht glücklich werde, und das hat sich bewahrheitet. Die beiden lebten höchst unglücklich. Ich habe ihm seine, aber auch meiner Nichte ihre Schuld vorgehalten, um sie zu bessern.“

„Sie leugnen also den Pietrow getötet zu haben?“

„Ich habe ihn nicht getötet!“

„Wohlan, wo waren Sie, als der Mord vorfiel?“

Der Pfarrer erblaßte. In dieser Zeit hatte er die heimliche Taufe vorgenommen. „Ich — ich war — darüber kann ich keine Auskunft geben!“ sprach er endlich.

„Waren Sie zuhause?“

„Nein!“

„Ist jemand mit Ihnen gegangen?“

„Nein!“

„Pflegen Sie um diese Zeit auszugehen?“

*) Russische Soldaten eines bestimmten Volksstammes.

„Nein — nur, wenn die Amtspflicht ruft.“

„Letzteres war aber nicht der Fall — ich frage noch einmal: Wo waren Sie zur Zeit des Mordes? Weisen Sie mit Zeugen nach, daß sie irgendwo anders waren, als an dem Ort der That, dann sind Sie frei!“

Der Pfarrer schwieg. — „Ich bin trotz alledem nicht schuldig“, sprach er, „wenn es Gott zuläßt, so bin ich bereit, auch unschuldig zu sterben.“

„Sie sind der Mörder!“ rief der Beamte. „Führt den Gefangenen ab.“ —

Einige Tage später öffnete sich die Gefängnisthüre und halb verstört trat der Mesner des Ortes, in dem der Priester Pfarrer war, ein und rief: Hochwürden, o helfen Sie mir Ruhe finden — hören Sie meine Beichte an!“

Eine halbe Stunde verstrich, bis der Kerker sich wieder öffnete. Dann ging der Mesner rasch von dannen; aber draußen schaute er nochmals zu dem vergitterten Fenster auf und rief mit triumphierendem, höhnischem Blicke: „So jetzt ist ihm der Mund geschlossen — nun bin ich sicher!“ Als nach sechs Wochen die Verhandlung stattfand und der Pfarrer noch immer fest Antwort auf die Fragen verweigerte, wo er in der verhängnisvollen Nacht gewesen, und ebenso, ob er niemand im Verdacht habe, ward er des Mordes schuldig erklärt und zu lebenslänglicher, schwerer Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurteilt.

„Gottes Wille geschehe“, war das letzte Wort des Geistlichen, „nach dem Elend und Jammer dieser Erde kommt die ewige Seligkeit!“

Und wieder nach einigen Wochen trat ein Zug Sträflinge, zwei und zwei zusammengeschlossen, zu Fuß den Weg nach Sibirien an. Unter ihnen der einstige Pfarrer von Oratow. —

Zwanzig Jahre sind unterdes dahingeschwunden.

Längst waltete in der kleinen Gemeinde ein anderer Pfarrer. Der Mesner war noch im Ort, aber er schlich krank uud unstet umher. Seine Frau — die Nichte des verurteilten Pfarrers und Witwe des ermordeten Pietrow — die er bald nach dessen Tod geheiratet hatte — kniete oft stundenlang in der Kirche, betend und weinend.

Einmal spät abends nun stand der jetzige Pfarrer am Sterbebett des Mesners, nachdem er ihm die heiligen Sakramente gereicht hatte.

Auf den Wunsch des Kranken rief der Priester die vor der Thüre harrenden Gemeindemitglieder herein. Vor ihnen nun bekannte der Sterbende, daß er den Pietrow getötet, dazu das Gewehr des Pfarrers benützt habe, um den Verdacht auf denselben zu lenken, und daß er ihm dann den Mord gebeichtet, weil er wußte, daß ein Priester eher als Verbrecher stirbt, als daß er das Beichtsiegel verletzt.

„Ich habe mich nicht getäuscht", fügte er bei „Gott sei mir gnädig!"

Bald nach diesem Bekenntnisse starb der Unglückselige.

Sofort wurde das Urteil gegen den Martyrer aufgehoben und seine Freilassung verfügt. Aber als das Schreiben in Sibirien eintraf, zuckte der Oberbeamte die Achsel und sprach: „Zu spät, der Mann ist seit vier Jahren tot; die schwere Arbeit in den Bergwerken hat ihn aufgerieben, er war stets so still und hat immer gebetet!"

So hat der getreue Schüler des hl. Johann von Nepomuk bis in den bittren Tod das Geheimnis bewahrt, um es unverletzt in die Hände des ewigen Richters zu übergeben.

Gottes heilige Kirche ist groß in ihren Bekennern."

Eine wahre Begebenheit.

246. Das Kreuz.

Laß dich umarmen, königliches Zeichen
voll Demut und voll stiller Majestät!
Du Schmuck, soweit der Erde Länder reichen,
und doch, wie oft gefürchtet und geschmäht!
In tausend Formen trittst du mir entgegen
wohin ich schaue auf der weiten Welt:
Im freien Feld, an stillen Waldeswegen,
zu Trost und Schutz dem Pilger aufgestellt

Du strahlst gleich einem glänzenden Kometen
von Türmen in das Lebensmeer hinein,
und wo wir in ein Kirchlein immer treten
da stehst du mitten auf dem Altarschrein.
Du zierst des Bruders arme Klosterzelle
so gut als wie den fürstlichen Palast,
und ach! wie öd, wie traurig ist die Schwelle,
die du, o Kreuz, nicht überschritten hast.

Du dienst der Welt als zierliches Geschmeide
aus Gold und Silber, Demant und Rubin,
dich pflanzet unter einer Trauerweide
die Hoffnung auf geliebte Gräber hin.
Und will der König seine Krieger ehren,
mit einem Kreuze ihre Brust er schmückt.
Das Spinnlein selbst will nicht das Kreuz entbehren;
dem ganzen Weltall ist es eingedrückt.

Damit dich alle Völker freudig loben,
und daß du keinem bleibest unbekannt,
hat in den Sternenhimmel eingewoben
Ein Kreuz sogar die mächt'ge Schöpferhand.
Da glänzest du zu nächtlich dunklen Stunden
in güldnem Lichte herrlich erdenwärts; —
jedoch, o Kreuz, du hast den Weg gefunden
Sogar hinein bis in das Menschenherz!

Du bist sein Stolz, sein Trost und seine Ehre,
sein Kleinod, sein Juwel, sein höchster Ruhm,
O, glaube mir, mein Herz: die Engelchöre
beneiden dich um dieses Eigentum!
Seitdem der Heiland selbst am Kreuz verschieden
singt Erd' und Himmel ihm ein Gloria,
und scheint mir jedes Christenherz hienieden
ein kleiner Hügel von Kalvaria!



247. Das heilige Osterfest.

Endlich ist Ostern, der heilige Tag, gekommen, an dem Christus sich als Sieger über Tod und Hölle zeigte, indem er glorreich aus dem Grabe auferstand. Die Gläubigen haben sich mit festlichen Kleidern geschmückt. Das feierliche Geläute aller Glocken ladet die Christen zur Kirche ein. Das Haus des Herrn erscheint wieder in vollem Schmucke, die Fahnen wehen, am Hochaltar ragt die Osterkerze empor, und auf demselben steht die Auferstehungsfigur. Gebete und Gesänge haben an diesem Tage

den Charakter der Freude und des Jubels; denn die Christenheit frohlockt über die Auferstehung des Herrn. Sie erinnert sich, daſs auch sie mit Christo zu einem neuen Leben auferstehen soll, und gedenkt der teuren Wahrheit, daſs die Menscheit einst auf den Ruf des Weltenrichters aus dem Grabe verjüngt und verherrlicht hervorgehen wird.

Auch die Natur feiert um Ostern ihre Auferstehung. Sie ist nach dem langen, stillen Winter von ihrem Tode erstanden und feiert den Sieg über den Tod des Winters. Neues Leben regt sich, frisches Grün sproſst überall hervor, und die Erstlinge der Blumen erfreuen uns durch ihre Farbenpracht und ihren lieblichen Duft. Im Reiche der Natur, wie im Reiche der Geister ist Tod und Verwesung überwunden. Christus hat als Sieger darüber das Siegel des Grabes zerbrochen und ist in himmlischer Verklärung aus dem Schatten desselben erstanden. Dr. F. Staudenmaier.

248. Der schönste Tag.

Einst saß beim festlich frohen Mahle
der kühne Held Napoleon,
rings um ihn her die Generale,
geschmückt mit ihrer Thaten Lohn,
mit Marschallsstab und reichen Orden,
als Siegespreis zu teil geworden.

Da fragt die Herrn der Tafelrunde
ein junger, kecker Offizier:
„Sagt an, Ihr Helden, welche Stunde
war Eures Lebens schönste Zier?
Wann blühte Euch die höchste Wonne
in Eures Glückes Mittagssonne?“

Massena spricht: „Bei Lodis Brücke
erschien im vollsten Strahl mein Stern;
dort trieb ich flugs den Feind zurücke,
indes die Augen meines Herrn
wie zauberhafte Sonnengluten
mit Wohlgefallen auf mir ruhten.“

Davoust*) lobpreist die Siegstrophäen**)
von Jena und von Auerstädt:
„Dort jagt' ich gleich des Sturmes Wehen
mit meinem Kaiser um die Wett'

*) Sprich: Dawuh. **) Siegeszeichen.

wohl über tausend blut'ge Leichen,
der Preußen Hauptstadt zu erreichen."

Der eine spricht mit stolzem Rühmen
von Dresden, Wagram, Austerlitz,
dem andern will der Tag geziemen,
wo unter donnerndem Geschütz
der Kaiser ihn vor allen ehrte,
ihm Herzogshut und Land bescherte.

Der Kaiser sinnt in ernstem Schweigen,
die hohe, schöne Stirn gesenkt:
Was soll des Hauptes tiefes Neigen?
Was ist's, woran der Kühne denkt?
Aus vielen Tagen suchst vergebens
du wohl den schönsten deines Lebens?

„Daß ich es Euch aufrichtig sage" —
spricht tiefbewegt Napoleon —
„der allerschönste meiner Tage
war meine erste Kommunion,
und hinter meinem Kindesglücke
bleibt Kron' und Scepter weit zurücke!"

Ferd. Heitemeier.

249. St. Tarcisius.

Am Vorabende eines Tages, an welchem die standhaften Bekenner des christlichen Glaubens den wilden Tieren vorgeworfen wurden, sorgte die Kirche, die treubesorgte Mutter, wie immer dafür, daß ihren heldenmütigen Kindern noch die himmlische Speise zur Stärkung der Seele ins Gefängnis gebracht wurde.

Aber große Vorsicht war hier geboten. Meist war der Dienst, die hl. Wegzehrung den Martyrern in den Kerker zu bringen, den niederen Kirchendienern, Akolythen genannt, anvertraut.

So lag auch einmal das heilige Brot bereit; der Priester wandte sich am Altare um, er suchte nach jemand, der es am sichersten den für morgen zum Todeskampfe Bestimmten überbringen könnte. Vor ihm kniete der Knabe Tarcisius. Mit seinen ausgestreckten Händen, bereit, die hl. Gabe zu empfangen, und mit einem Gesichte, das in seiner lieblichen Unschuld dem eines Engels glich, schien er um den ehrenvollen Auftrag zu bitten, das Brot der Stärkung ins Gefängnis besorgen zu dürfen. „Du bist zu jung, mein Kind",

sprach der freundliche Priester voll Bewunderung über den Anblick, der sich ihm darbot.

„Meine Jugend, heiliger Vater, wird mein bester Schutz sein; verweigert mir diese große Ehre nicht!“ Die Thränen standen dem Knaben in den Augen und seine Wangen glühten vor stiller Begeisterung, als er diese Worte sprach. Begierig streckte er seine Hände aus, und sein Verlangen war so voll Inbrunst und Zuversicht, daß man ihm seine Bitte nicht abschlagen konnte.

Der Priester nahm die hl. Geheimnisse, sorgfältig in einem leinenen Tuche und dann noch in einer äußeren Hülle verborgen, und legte sie in seine Hand mit den Worten: „Vergiß nicht, Tarcisius, was für ein Schatz deiner Sorgfalt übergeben ist. Vermeide auf deinem Wege die öffentlichen Plätze und erinnere dich, daß dir heilige Dinge anvertraut sind. Du wirst Gottes geweihte Gaben sicher bewahren?“

„Eher will ich sterben, als sie verraten“, antwortete der Knabe, als er das ihm dargereichte, himmlische Pfand in den Falten der Tunika barg. Es lag ein für seine Jahre ungewöhnlicher Ernst auf seinem Gesichte, als er leichten Schrittes die Straßen dahinging, ebenso bedacht, die öffentlichen Plätze wie die niederen Durchgänge zu vermeiden.

Da traf er eine Gruppe Knaben an, die eben erst aus der Schule kamen und ihr Spiel beginnen wollten.

„Wir brauchen gerade noch einen, um das Spiel voll zu machen, wo werden wir den herbekommen?“ sagte einer von ihnen.

„Vortrefflich“, rief ein anderer aus, „da kommt Tarcisius, den ich schon eine Ewigkeit nicht gesehen habe. Komm“, setzte er hinzu, indem er Tarcisius aufhielt und am Arme ergriff, „nimm an unserem Spiele teil, wohin so eilig?“

„Ich kann jetzt nicht, Petilius, ich kann wirklich nicht, ich habe ein Geschäft von großer Wichtigkeit zu besorgen.“

„Aber du sollst!“ rief derjenige aus, der soeben gesprochen hatte, ein starker, streitsüchtiger Junge. „Ich dulde keinen Widerspruch; komm und spiele sogleich mit uns!“

„Ich bitte euch“, sagte der arme Knabe flehentlich, „laßt mich gehen!“

„Nichts dergleichen“, versetzte der andere, „was ist das, was du so sorgfältig an deiner Brust zu tragen scheinst? Ein Brief vermutlich; gib ihn mir, ich will ihn beiseite legen, während wir spielen“, und damit griff er nach dem hochwürdigen Gute.

„Nie, nie!“ erwiderte das Kind mit zum Himmel erhobenen Augen.

„Ich will es aber sehen,“ fuhr der andere heftig fort; ich will wissen, was dies für ein wunderbares Geheimnis ist“ und damit fing er an, ihn grob hin- und herzustoßen. Ein Haufen Leute sammelte sich bald um sie und alle fragten begierig, was es gäbe. Sie sahen einen Knaben, welcher mit gefalteten Armen eine übernatürliche Stärke zu besitzen schien, indem er jeder Anstrengung widerstand, welche der viel stärkere und größere Knabe machte, um zu erfahren, was unter dem Kleide verborgen sei. Ohrfeigen, Stöße, Faustschläge, Fußtritte schienen keine Wirkung zu haben. Tarcisius ertrug sie alle ohne Murren, oder ohne einen Versuch zu machen, sie zu vergelten, aber von seinem Vorsatze ließ er sich nicht abbringen. Da warf einer der Vorübergehenden im Weggehen verächtlich die Worte hin: „Was wird es sein, ein christlicher Knabe, der die Geheimnisse trägt?“

Dies war genug. Die heidnische Neugier, die Geheimnisse der Christen enthüllt zu sehen, und ihr Verlangen, sie zu verhöhnen, war erwacht und allgemein ward die Forderung an den Christenknaben gestellt, anzugeben, was er trage. „Nie, so lange ich lebe“, war seine einzige Antwort.

Ein schwerer Schlag von der Faust eines Schmiedes schlug ihn beinahe nieder, während das Blut aus der Wunde floß. Schlag folgte auf Schlag, bis er mit Wunden bedeckt, die Arme noch immer fest auf der Brust gekreuzt, zu Boden fiel. Der Pöbel*) drang auf ihn ein, und war gerade im Begriff, ihm das Allerheiligste zu entreißen, als sich die rohe Schar von einer Riesenstärke links und rechts auf die Seite gestoßen fühlte. Gewaltsam hatte sich ein Offizier durch den rohen Haufen Bahn gebrochen, um das arme, hilflose Kind zu schützen.

Kaum hatte er dasselbe aus den Händen der Barbaren befreit, als er, mit Thränen in den Augen, den verwundeten, ohnmächtigen Knaben so zärtlich aufhob, wie es nur eine Mutter hätte thun können und mit der sanftesten Stimme ihn fragte: „Bist du arg verletzt, Tarcisius?“

„Denk nicht an mich, Quadratus“, gab der Gefragte zur Antwort, indem er die Augen aufschlug, „aber ich trage die heiligen Geheimnisse, für diese sorge.“

---

*) Das niedere Volk.

Der Krieger nahm den Knaben mit tiefer Ehrfurcht in die Arme; er trug ja nicht nur die Reliquien eines Martyrers, sondern den König und Herrn der Martyrer selbst und das göttliche Opfer unseres ewigen Heiles. Der Kopf des Kindes lehnte sich vertrauensvoll an den Nacken des stämmigen Mannes, aber seine Arme und Hände hielten noch immer sorgsam die anvertraute Gabe fest und sein wackerer Träger fühlte in der geheiligten, doppelten Bürde, die er trug, keine Last.

Das Kind schlug aber nach kurzem die Augen noch einmal zu seinem Beschützer auf, lächelte und starb.

Quadratus brachte die teure Last dem ehrwürdigen Priester. Dieser konnte vor Weinen kaum schauen, als er die Hände des Tarcisius entfernte und aus seiner Brust noch unverletzt das Allerheiligste hervornahm. Das Kind schien ihm jetzt noch mehr einem Engel zu gleichen, da es den Schlaf der Martyrer schlief, als vor kaum einer Stunde, wo es noch am Leben war.

Nach Wiseman.



250. Das heilige Pfingstfest.

Pfingsten ist das Fest, welches zu Ehren des heiligen Geistes eingesetzt ist. Da bringt die Kirche ihm ihren Dank, weil alles Gute von ihm ist; auch bittet sie ihn für ihre Gläubigen um seine heiligen Gnaden und Gaben.

Man sieht jetzt im Sommer oft den Regenbogen mit seinen sieben schönen Farben. Es ist die Sonne, welche in die Regentropfen hineinscheint. Der Sonnenstrahl ist nur einer, aber der Farben dieses Strahles sind sieben. So ist auch der heilige Geist nur einer, aber seiner Gaben sind sieben. Er gibt sie jedem, der ihrer würdig ist. Auch guten Kindern gibt er sie gerne; er möchte alle voll Liebe zu Gott und zu den Menschen und zum Guten machen; sie wären dann froh und freudig bis auf den Grund des Herzens. Er gibt daher allen

sein Licht und seine Gnade und lockt sie innerlich zum Guten und mahnt vor dem Bösen. Das Kind muſs aber folgen und selber thun, was es kann; dann wird es auch so gut werden; sonst aber hindert es den heiligen Geist, und es wird nichts aus ihm; es ist wie ein ausgedörrter Boden, wo nichts wächst. Willst du also ein braves, gottliebendes Kind werden, so laſs den heiligen Geist bei dir sein. Du brauchst ihn notwendig. Ohne ihn kannst du nichts thun, was Gott gefallen könnte. Aus Hattler's Kindergarten.

251. Pfingsten.

Wie tönt die frohe Kunde, hocherhaben
vom Pfingstfest feierlich an unser Ohr;
die Bitte um des heil'gen Geistes Gaben
wir senden sie zu Gottes Thron empor.
Daß seine Weisheit sei das Himmelslicht,
— erhellend uns die Bahn zum Weg der Pflicht —;
daß der Verstand vermag das Höchste fassen,
und stets das Rechte trifft im Thun und Lassen;

Daß er uns hilft die Gnaden zu erringen,
und stähle uns mit seiner heil'gen Kraft.
Nichts soll so tief in unſ're Seele dringen
als einzig nur des Heiles Wissenschaft.
Reich sprieße diese hoffnungsvolle Saat!
Ja, möchte sie nach Gottes weisem Rat
ein jedes Herz im tiefsten Grund bewahren,
daß es beschirmt sei vor der Welt Gefahren.

Denn zur Vollendung im Erlösungsworte
hat Gott uns seinen Tröster ja gesandt;
von ihm kommt alle Gnade, alle Stärke,
wenn Kleinmut auch den Schwachen übermannt —
unwandelbar erblinkt ihm dann ein Stern —
die Tugend, — gipfelnd in der Furcht des Herrn.
Sie zeigt die Pfade uns durch die Beschwerden,
läßt uns im Kampf zu Streitern Christi werden.

Und Frömmigkeit, sie gibt die rechte Weihe,
nur sie allein die Seele hoch verklärt; —
daß Gottes Huld die wahre uns verleihe,
die unser Glauben, Lieben, Hoffen mehrt,

die innig sich am Kreuze auferbaut,
und kindlich stets dem Höchsten nur vertraut:
drum werden wir gesalbt im heil'gen Zeichen,
weil nur durch's Kreuz wir unser Heil erreichen.

†

252. Ave-Glocken.

Wenn in Gold und Purpurstrahlen
steigt des Tages Königin
und zu Bergen und zu Thalen*)
sendet Licht und Leben hin,
dann erklingt in allen Bäumen
hell der Vöglein lauter Chor,
und erwacht aus gold'nen Träumen
hebt der Christ sein Herz empor:
Ave Maria!

Wenn die Mittagssonne sprühet
ihrer Gluten volle Kraft,
wenn des Landmanns Stirn erglühet
und der müde Arm erschlafft,
dann ertönt der Glocke Zeichen,
und der Müden Angesicht
wendet sich zur Gnadenreichen,
und der Mund voll Andacht spricht:
Ave Maria!

Schwebt der Abend sanft hernieder,
glüht im Ost der Abendstern,
trillern nur der Lerche Lieder
noch im Reich der Wolken gern;
dann erklingen Aveglocken
hell durch Berg und Thal und Hain,
und es stimmen mit Frohlocken
alle Christenherzen ein:
Ave Maria!

Ferd. Heitemeyer.

253. Muttersorge.

Vor mehr als 1400 Jahren lebte in einer christlichen Gemeinde in Afrika eine fromme Mutter, die hiefs Monika. Gott hatte ihr einen Sohn gegeben, den sie Augustinus nannte. Schon frühzeitig fiel derselbe in die Netze der

*) Poetische Form für Thäler.

Sünde. Die Mutter meinte, er würde ihre grauen Haare hinunter in die Grube bringen. —

In ihrer Not rief sie zu Gott und brachte viel Gebet und Thränen vor ihn. Desgleichen suchte sie auch Rat und Hilfe bei frommen Menschen. Als der Kummer um den verlornen Sohn ihr das Herz brechen wollte, klagte sie die Not dem Bischofe ihrer Gemeinde. Der sprach das tröstliche Wort: »Gehe nur hin und fahre fort für deinen Sohn also zu beten; es ist unmöglich, dafs ein Kind so vieler Thränen sollte verloren gehen.« Dem Weibe dünkten die Worte, als wären sie vom Himmel geredet. —

Und über eine lange Zeit geschah, wie sie geglaubt und gebeten hatte. Augustins Seele wandte sich ab von der Lust dieser Welt und suchte Ruhe und Frieden bei Gott. Nun konnte seine Mutter mit Freuden sprechen: »Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wiedergefunden.« — Noch mehr: Augustinus wurde später einer der treuesten Diener der Kirche Christi.

So sorgt, weint und betet eine rechte Mutter für ihr Kind, und »des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.«

254. Das Fronleichnamsfest.

Da die Kirche am Tage der Einsetzung des heiligen Abendmahls, am Gründonnerstage, allzusehr mit der Betrachtung des Leidens Jesu Christi beschäftigt ist, als daß sie der Freude Raum geben könnte, so hat sie einen geeigneteren Tag eingesetzt, um die Erinnerung an die Stiftung dieses so großen Sakraments auf die glänzendste Weise zu feiern. Der hierzu bestimmte Tag ist der zweite Donnerstag nach Pfingsten. An diesem Feste legt die heil. Kirche zugleich öffentlich Zeugnis ab von ihrem Glauben an die wahrhafte, wirkliche und wesentliche Gegenwart Christi im heiligen Sakrament.

Kein anderes Fest wird von der Kirche mit solcher Auszeichnung und äußern Pracht begangen wie dieses. An demselben ziehen die Gemeinden in feierlicher Prozession mit dem hochwürdigen Gute durch Städte und Dörfer. Unter Jubelliedern und Glockengeläute bewegt sich der Zug aus der Kirche. Voran strahlt das Kreuz, das Zeichen des Menschensohnes; ihm folgt die Jugend, die Jesus so sehr geliebt und aus deren Mund sich der Herr sein Lob bereitet hat. Hierauf kommen die verschiedenen Abteilungen der Gemeinde mit hochwehenden Fahnen,

den Zeichen der Eintracht und des Sieges. Ihnen reiht sich der Sängerchor an, der Jubel= und Preislieder erschallen läßt.

Unter einem Baldachin erscheint dann im festlichen Gewande der Priester mit dem hochwürdigsten Gute; ihm voraus gehen Kinder, welche Blumen auf den Weg streuen, wie man einst bei Jesu Einzug in Jerusalem die Straße mit Palmzweigen bestreute. Weihrauchdüfte erfüllen die Luft, den König der Glorie zu ehren. Alle gehen mit entblößtem Haupte, betend oder zu Ehren des heiligen Sakraments Lieder singend.



An vier Altären, die in der ausgesuchtesten Weise geschmückt sind, wird das heilige Sakrament niedergesetzt. Sie sind nach den vier Weltgegenden gerichtet, um anzudeuten, daß die Völker vom Aufgange und Niedergange, von Mittag und Mitternacht zum Tische Gottes geladen sind, und daß Christus von allen Völkern der Erde verehrt werden soll. Wenn der Segen erteilt wird, so fallen alle auf die Knie, um den gegenwärtigen Herrn und Heiland in tiefer Demut anzubeten. Vom letzten Altare an wird das Te Deum gesungen, und die Prozession kehrt zur Kirche zurück.

Dr. F. A. Staudenmaier.

255. Maria Himmelfahrt.

Maria, die Mutter des Herrn, starb im Jahre 47 zu Jerusalem und wurde nach der Überlieferung mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Ein Kirchengeschichtschreiber berichtet darüber:

Als der Tod Mariä herannahte, kamen die Apostel aus den verschiedenen Ländern, in welche sie sich zur Verkündigung des Evangeliums zerstreut hatten, nach Jerusalem. Der göttliche Sohn aber erschien der hl. Jungfrau bei ihrem Tode und nahm ihren Geist zu sich in den Himmel auf. Ihr Leib wurde nahe bei Gethsemani unter dem Gesange der Engel und Apostel begraben.

Der Apostel Thomas indes hatte sich bei dem Tode Mariä nicht einfinden und ihren letzten Segen empfangen können. Er kam erst drei Tage nach ihrem seligen Hingange. Durchdrungen von Schmerz und Gram, dieses Glückes beraubt worden zu sein, bat er die übrigen Apostel, das Grab Mariä zu öffnen, um sie zum letztenmale in diesem sterblichen Leben betrachten zu können.

Man öffnete das Grab, aber -- es war leer. Ein lieblicher Wohlgeruch duftete aus ihm hervor, und Lilien waren da entsprossen, wo ihr unbefleckter, heiliger Leib gelegen hatte. Die Apostel verschlossen das Grab wieder und waren überzeugt, daß der Herr den reinen, heiligen Leib Mariä durch Engel habe in den Himmel bringen lassen. Den 15. August feiert die Kirche das Fest Mariä Himmelfahrt. An manchen Orten werden Blumen und Kräuter geweiht besonders für die unschuldige Jugend, daß sie ermuntert werde, Mariä nachzuahmen in Unschuld und Reinheit des Herzens.

Nach F. X. Knecht.

256. Allerheiligen.

Früher als das bürgerliche Jahr vollendet das Kirchenjahr seinen Lauf. Schon im November findet es seinen Abschlufs, und am Tage Allerheiligen wird im Kirchenjahre das letzte, grofse Fest gefeiert. Das Allerheiligenfest ist gleichsam des Kirchenjahres Scheidefest. Schön pafst diese Feier zu der Jahreszeit, in der sie begangen wird, da alles abstirbt in der Natur, die Blätter der Bäume verwesen und alles an die Vergänglichkeit der irdischen Dinge mahnt.

Allerheiligen hat seinen Ursprung vom Papste Bonifacius IV. Als dieser nämlich gegen das Jahr 612 den herrlichen Tempel Pantheon, d. h. aller Götter, der unter dem Kaiser Augustus zu Rom erbaut war, zur Ehre der Mutter Gottes und aller heiligen Märtyrer zu einer christlichen Kirche einweihte, verordnete er den Jahrestag dieser Kirchweihe für die Stadt Rom als ein Fest. Später hat Papst Gregorius IV. im Jahre 835 dieses Fest zur Ehre aller Heiligen über die ganze Christenheit ausgedehnt und es höchst feierlich zu begehen geboten. Man kann dieses Fest daher als einen Sieg des Christentums über das Heidentum feiern und der zahllosen Heiligen gedenken, deren Namen auf Erden nicht bekannt sind, auch der auserwählten Frommen, die mit uns auf Erden lebten und uns vorangegangen sind in das Land des Friedens.

Nach L. Goffine.

257. Allerseelen.

Der Herbst ist da; der Wald ist kahl
und rings von allen Zweigen
da fällt das welke Laub so fahl
und trübe Nebel steigen
und welke Blätter, dürres Laub
dem Menschen mahnend sagen:
auch du bist Asche nur und Staub,
den flücht'ge Winde jagen.

Zu trüber Stund' in ernster Zeit,
den Lieben, die uns fehlen,
sei das Gedenken heut' geweiht
am Tage Allerseelen.
Geliebte Tote! süße Ruh!
Die Glocke, die verklungen
sie läute Euch den Frieden zu,
auf Erden nie errungen!

Und auch das Grab, das heut' nicht schmückt
ein frischer Kranz Cypressen, —
Auf das kein feuchtes Auge blickt,
ich will es nicht vergessen.
Es taucht für euch sich mein Gebet
in Jesu Gnadenquelle!
Und was ich dort für euch erfleht
sei meine Immortelle! †

258. Die hl. Elisabeth in Thüringen.

Hohe und stolze Burgen sind sonst auf den vielen Bergspitzen im Thüringerwald gestanden; aber die meisten derselben sind zerfallen und stehen als Ruinen da.

Zu den wenigen dieser Edelsitze, deren Fenster und Dächer durch das Waldgrün lugen und herrlich im Sonnenscheine blinken, zählt die Wartburg, die, alle Wipfel überragend, ernst und vielsagend herabschaut. Hier lebte und webte, ringsum Segen spendend, die große, liebe hl. Elisabeth, dieses echte, deutsche Weib und Vorbild aller wahren Frauenwürde und edlen Frauenlebens.

Wohl schaute auch sie unzählige Male von den Zinnen der Burg, in der sie wie ein Engel des Friedens waltete, über diese bewaldeten Höhen und wogenden Gipfel; und dann, wenn der Abendwind leise in den Zweigen spielte, dann stieg sie geheimnisvoll herab ins liebliche Thal. Um unerkannt zu sein, hüllte sie sich in das Gewand der Dienerin, und brachte in so manche arme Hütte jene Gabe, an der es am meisten gebrach. Stärkende Speise dem Kranken, dessen letzte Kräfte aufgezehrt schienen, labenden Trunk dem einsam auf seinem Schmerzenslager Schmachtenden; selbstgewebte Kleidung der armen Mutter, die nicht wußte, womit sie ihre frierenden Kleinen wärmend schützen sollte. Ja, dem Verlassensten ihrer Unterthanen war sie die liebende, hingebende Pflegerin, die sich nicht scheute, die gräßlichsten Wunden mit eigner Hand zu verbinden. Allen aber brachte sie aus ihrem reichen, teilnehmenden Herzen Trost; für jeden aus ihnen hatte sie ein ermutigendes Wort.

Obwohl nun ihr Gemahl, der Landgraf Ludwig, auch einen wohlthätigen Sinn bekundete, wurde ihm die allzugroße Güte Elisabeths doch manchmal bedenklich. Sie schenkte alles weg, was sie nur hatte, sie versagte sich selbst bisweilen das Notwendigste, um es den Armen zu geben; und oft waren es auch Betrüger, die sich für Arme ausgaben. Deshalb machte ihr der Landgraf Vorstellungen: „Geben ist gut,“ sagte er, „aber man muß doch auch wissen, wem man gibt und ob man soviel entbehren kann.“ Allein Elisabeth konnte nicht „nein“ sagen, wenn jemand sie bat; ja, sie suchte immerfort selbst die Not auf. Da geschah es wieder einmal eines Abends, daß sie, mit Nahrungsmitteln wohl versehen, von der Wartburg herabschritt. Landgraf Ludwig kehrte

eben von der Jagd heim, und da er ihre Absicht vermutete, rief er ihr in gebieterischem Tone zu: „Nun, Elisabeth, wohin so spät?“

Die Landgräfin senkte die Augen und ihr Gesicht bedeckte eine dunkle Röte, denn obgleich ihr Werk ein gutes war, that es ihr doch leid, gegen den Willen ihres Gemahles gehandelt zu haben. Beschämt schlug sie den Mantel zurück, um den Inhalt desselben zu zeigen, doch siehe da! — die Falten ihres Kleides waren mit den herrlichsten, duftenden Rosen angefüllt.



Tiefergriffen gestand sie nun dem Gemahl, welch seltsames Wunder der liebe Gott gewirkt, um sie im Wohlthun zu bestärken.

Der Landgraf hinderte sie von jetzt an nimmer an der Ausübung ihrer Liebeswerke, ja er blickte zu ihr empor wie zu einem höheren Wesen. Elisabeth aber verblieb die stille Wohlthäterin, die nicht bloß fremdes Leid stillte, sondern auch in eigner Prüfung Demut und Ergebung bewies. Und wahrlich diese Prüfung war keine leichte; denn ihr Gemahl starb früh auf einem Kreuzzuge ins heilige Land. Da wurde sie nebst ihren Kindern von dem grausamen Schwager aus der Wartburg vertrieben. Sie zürnte ihm nicht, sondern zog gelassen fort, um sich als Bettlerin ihren kümmerlichen Unterhalt zu suchen.

Zwar wurde sie später von den Verwandten wieder aufgenommen und ihr das Schloß Marburg angewiesen, aber sie setzte bis zu ihrem Ende ein Leben der Entsagung, der Armut und Niedrigkeit fort. Die katholische Kirche erklärte sie als Heilige. Ihr Fest wird am 19. November begangen,

doch nicht bloß dieser Tag führt ihre Erinnerung fort. Fort lebt ihr Beispiel; fort lebt ihre Mildthätigkeit. Wie viel Elend wird in ihrem Namen gelindert; wie viele Thränen noch immerfort getrocknet. Ihr zu Ehren sind zahllose Kirchen und Kapellen erbaut, viele Hospitäler gestiftet und segensreiche Vereine gegründet worden! †

259. Kindliche Ergebung in den Willen Gottes.

(Mozart an seinen Freund.)

Paris, den 3. Juli 1778,
nachts 2 Uhr.

Allerbester Freund!

Trauern Sie mit mir, mein Freund! — Dies war der traurigste Tag in meinem Leben; — meine Mutter, meine liebe Mutter ist nicht mehr! Gott hat sie zu sich berufen, mithin habe ich mich in den Willen Gottes ergeben. Er hat sie mir gegeben, er konnte sie mir auch nehmen.

Stellen Sie sich nur alle meine Unruhe, Angst und Sorgen vor, die ich die 14 Tage ausgestanden habe.

Die gute Mutter hat drei Tage vor ihrem Tode gebeichtet, kommuniziert und die heilige Ölung empfangen. Die letzten Tage phantasierte sie beständig und von heute 5 Uhr an lag sie in den letzten Zügen, sie verlor allsogleich alle Empfindung — ich drückte ihr die Hand, redete sie an — sie sah mich aber nicht, hörte mich nicht mehr und empfand nichts; so lag sie, bis sie verschied um 10 Uhr 21 Minuten.

Ich bin der Meinung, Gott hat es so haben wollen.

Ich bitte Sie aber jetzt um den Freundschaftsdienst, daß Sie meinen armen Vater ganz sachte auf diese traurige Nachricht vorbereiten. Ich habe ihm nämlich kürzlich geschrieben, daß sie schwer krank ist, warte aber jetzt nur noch auf Antwort; daß ich meine traurige Nachricht dann absenden kann. Gott gebe ihm Stärke und Mut!

Mein Freund! Ich bin nicht jetzt, sondern schon lange her getröstet! Ich habe aus besonderer Gnade Gottes dies alles mit Standhaftigkeit und Gelassenheit ertragen können. Denn wie es so gefährlich wurde, bat ich Gott nur um zwei Dinge, nämlich um eine glückselige Sterbestunde für

meine Mutter und um Stärke und Mut für mich. Der gütige Gott hat mich erhört und mir die zwei Gnaden in größtem Maße verliehen.

Ich bitte Sie also, bester Freund, erhalten Sie mir meinen Vater, sprechen Sie ihm Mut zu, daß er es nicht gar zu schwer und zu hart nimmt, wenn er das Ärgste hören wird. Auch meine Schwester empfehle ich Ihnen von ganzem Herzen.

Ich bitte Sie, wenden Sie alles an; machen Sie nur, daß ich ruhig sein kann und daß ich nicht etwa ein anderes Unglück noch zu erwarten habe. Erhalten Sie mir meinen lieben Vater, meine liebe Schwester! Geben Sie mir bald Antwort! Ich bin dero gehorsamster, dankbarster Diener

Wolfgang Amadeus Mozart.

260. Und dann?

Zu dem heiligen Philippus Neri kam einst ein Jüngling und erzählte ihm mit grofser Freude, dafs seine Eltern ihm auf vieles Bitten endlich erlaubt hätten, die Rechtsgelehrsamkeit zu studieren. Er wolle keine Mühe scheuen, die Studien recht bald und gut zu vollenden.

Der heilige Philippus machte nicht gern viele Worte und fragte nur: »Und dann?« »Dann werde ich Advokat,« erwiderte der fröhliche Student. »Und dann?« fragte der Heilige weiter. »Dann«, sagte der Jüngling, »dann werde ich viele verwickelte Rechtshändel zu Ende führen und mir durch meine Kenntnisse und meinen Eifer Ruf und Ansehen zu verschaffen wissen; die Leute werden mir stark zulaufen, um mir ihre Prozesse zu übertragen.« »Und dann?« fragte der Heilige wieder. »Dann«, fuhr der junge Mann fort, »dann werde ich ein hübsches Geld mir verdienen, ein schönes Haus an der Hauptstrafse kaufen, Pferde und Kutsche anschaffen und ein vergnügtes, herrliches Leben führen. Frohen Mutes kann man unter solchen Umständen dem Alter entgegengehen, und ich werde meine letzten Tage in Ehren und in Ruhe geniefsen, weil dann ja alle meine Wünsche erfüllt sind.« Ganz ruhig fragte Philippus wieder: »Und dann?« »Dann«, sagte der Jüngling langsam, »dann — dann, ja dann werde ich sterben.« Der Heilige aber erhob die Stimme und fragte noch einmal: »Und dann?« Der Jüngling antwortete hierauf nicht; er bedachte sich,

und es stiegen ernste, dunkle Wolken auf in seiner Seele, Gedanken an Tod und Sarg und Grab und an das grofse, stille Meer hinter dem Grabe, an die Ewigkeit.

Er begriff nunmehr die Absicht des Heiligen und beschlofs, vor allem für das Heil seiner unsterblichen Seele zu sorgen. Alban Stolz.

261. Hinweg von mir!

Welcher Verlust, welcher Schmerz! Je mehr das wert ist, was man verloren hat, desto größer der Schmerz. Denket euch einen reichen Mann, der plötzlich sein Vermögen einbüßt und ein Bettler wird! —

Oder stellet euch vor: mitten im Walde steht ein Haus. Schnee und Sturm wirbeln ums Dach und um die alten Tannenbäume, und nah und fern hört man das Heulen ausgehungerter Wölfe. Da weckt der Vater sein Kind, nimmt es aus dem warmen Bette, öffnet die Thüre und stößt es hinaus in die schwarze, kalte Winternacht und donnert es an: Hinweg von mir! und sperrt die Thüre zu. —

Ein größerer Schrecken und ein entsetzlicheres Elend wird über die Seele kommen, wenn Gott zu ihr spricht: „Weiche von mir!“ Alban Stolz.



262. Dein Heiland sieht herab auf dich.

Es hängt zu meines Bettes Häupten
ein schlicht und einfach Christusbild;
des Mittlers Antlitz ist so heilig,
sein Blick so schmerzvoll und so mild;
oft wenn ich nachts, wo alle schliefen,
der Letzte leis ins Zimmer schlich,
dacht' ich, dem milden Blick begegnend:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Und wenn ich bei der Lampe Schimmer
mit Sorg' und Kummer schlaflos rang,
wenn alles Weh in mir erwachte,
was ich bei Tag mit Müh' bezwang,
da hob die thränenfeuchten Augen
ich unwillkürlich über mich
und rief erleichtert und erleuchtet:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!

Wenn in der Krankheit Fiebergluten
auf meinem Bett ich stöhnend lag,
und ungeduldig Stund' auf Stunde
nachzählte jeden Hammerschlag.
Da blickt' ich auf zu jenem Dulder,
der so viel mehr noch litt als ich,
und spürte Trost in dem Gedanken:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Und lag mir krank der Meinen eines
und wußt' ich in Gefahr mein Kind,
und bangte mir um meine Freunde,
sah ich zum Bild empor geschwind;
ich faßt' es nicht in schöne Worte,
nach keiner Formel betet' ich,
und doch schien mir das Bild zu sagen:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Drum soll zu Häupten meines Bettes
das Bild mir bleiben für und für;
zum Trost für mich und euch, ihr Lieben,
pocht einst der Tod an meine Thür.
Und wenn ich stumm und starr dann liege,
so sprecht zum Segen über mich:
„Du liegst im Tod auch nicht verlassen:
Dein Heiland sieht herab auf dich!"

*

Inhaltsverzeichnis.

Die poetischen Stücke sind mit einem Sternchen bezeichnet.

Lesebuch für die Oberklassen der Katholischen Volksschulen Bayerns
Herausgegeben von mehreren Schulmännern. ('Bürstenabzug.')

München (1896)